



Neu
als

Curland
Karte von 1812

BildParte rund um das Kurische - Hauff



Die Schönheiten der Kurischen Nehrung

Aus Die Kurische Nehrung, Margarete Kudnig

Es ist gleich, ob man auf den weißen Dampfem des Haffs den Gestaden seiner Sehnsucht entgegenfuhr, ob man auf flinken Rädern über die im Jahre **1904 fertiggestellte neue Poststraße** entlang sauste oder ob man auf Schusters Rappen die 100 km von Cranz bis zur Süderspitze hinauf tippelte, immer stand man von neuem unter dem Eindruck dieser seltsamen Landschaft. Nur **Autofahren durfte man auf der Nehrung nicht**, und das war gut so. Von Cranz bis weit hinter Sarkau, dem Ort der fetten Fludern, geht es oft an der hohen Küste entlang, durch alten, feierlichen Nehrungswald. Man steigt zum Seestrand hinunter und freut sich an dem ewigen Spiel der Wellen, dem Toben der Brandung und den glitzernden Bernsteinstückchen, die oft wie eine feine Kette die Flutlinie umsäumen. Man geht über die Vordüne und wandert die „Palwe“ entlang, eine weite Ebene mit kurzem Gras bewachsen und vereinzelt Gebüsch. Man staunt über das weitverzweigte Wurzelwerk des Strandhafers, der gerade darum der Versandung so gut widerstehen kann, weil sich in den Knoten des Schaftes immer neue Wurzeln bilden, so daß die Pflanze mit dem steigenden Sande wächst. Man erfreut sich an der kleinen Welt der zarten Nehrungsblumen, Thymian, Leinkraut, Strandveilchen und Meerseinf, und findet vielleicht auch Königskerzen und die zartgegliederte, blauschimmernde **Stranddistel**, auch sie ein kleines Wunder der Nehrung, das unter Naturschutz steht. Man überquert die durch Baumwuchs geschützte Poststraße und kommt in das sogenannte Kupstengebiet. **„Kupsten“**, das sind kleine Sandhügel, Reste eines alten Nehrungsbodens, durch eine feste Grasnarbe oder durch einen Weidenbusch geschützt und ringsherum durch den ewigen Wind zu bizarren Formen ausgeblasen. Man steigt auf den sanft geneigten Dünenhang empor, seltsam fest ist der Sand unter den Füßen, aber im Sturm treffen uns die fliegenden Quarzkörner wie feine Nadelspitzen. Wie eine flatternde Fahne sieht man dann den Sand hochsteigen, **„die Düne raucht“**, sagen die Fischer, und die Dichter sprechen von der Düne weißblondem Haar, das im Winde weht. Manche Dünenberge sind in sich gesättigt, breit und rund gewölbt, manche aber, die Sturzdünen, brechen mit scharfem Grat zum Haffufer ab, und an ihren Hängen sieht man in ewiger Bewegung das Rieseln des Sandes, das in Jahrtausenden das Wandern der Dünen bewirkt.

Haff, Himmel und Meer umarmen ein Land,
weitabgewandt — seine Wege sind schwer.
Ewig bedroht ringt hier das Leben mit rauben Gewalten,
flüchtet vorm Tod, um sich dann wieder verjüngt zu gestalten.
O Sommertage: Träumerisch Wandern von Strand zu Strand,
weitschauend Rasten im goldlichten Sand . . .
Gleich einer Sage leuchtest du heute mir, seltsames Land.

Aus „Kurische Nehrung“ von Walter Scheffler

Durch den ungeheuren Druck der Sandmassen hervorgerufen, finden sich am Rande des Haffs dunkel getönte, mehr oder weniger breite Aufpressungen aus Mergelerde. Aber auch auf den Grundwasserstand wirkt dieser Druck sich aus, und als Folgeerscheinung bilden sich die vielberühmten und oft berüchtigten **Triebsandstellen**, meist am westlichen Fuß der Dünen. Es scheint, daß mit der zunehmenden Bewaldung der Nehrung die Ausdehnung und vor allem auch die Gefährlichkeit dieser an ihrer grünlichen Färbung leicht erkennbaren Triebsandstellen abgenommen hat.

Auf der 24 km langen Strecke von Sarkau bis Rossitten gibt es keine menschliche Besiedlung mehr. Früher lag hier das im Siebenjährigen Kriege zerstörte und dann versandete Dorf Lattenwalde und weiter nördlich **Alt-Kunzen**, das schon im Jahre **1555** eine eigene Kirche besaß, die bereits **1569 verschüttet** wurde. Als die Reste des Dorfes über 100 Jahre später vom Sand überwältigt waren, gab die fortschreitende Düne die großen, vorgeschichtlichen **Gräberfelder bei den Korallenbergen** frei. Auf gleicher Höhe vor Rossitten liegt die Vogelbeobachtungshütte Ulmenhorst, die gemeinsam mit dem im Dorfe befindlichen Museum der Vogelwarte von der **Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft** in Berlin unterhalten und gefördert wurde. Von **Ulmenhorst** aus hat der Vogelprofessor Johannes Thienemann seine bedeutsamen Beobachtungen über den Vogelzug angestellt. „**Zur Ehre Gottes und der Natur**“ lesen wir auf dem Querbalken des Giebels. Im Weiterwandern sinnen wir den Worten nach und möchten es schon einmal erleben, wenn zur Zugzeit der ganze Himmel verdunkelt ist von den ungeheuren Vogelscharen und wenn das Blätterwerk des Gebüsches rauscht von dem Geschwirr der durchziehenden Kleinvögel; wenn hoch oben in der blauen Luft die stolzen Raubvögel ihre Kreise ziehen, Bussarde, Sperber, Habichte, Seeadler und nicht zuletzt die schnellen, gelehrigen Falken, die schon im Mittelalter hier gejagt und gefangen wurden. Wir könnten auch dem Vogelprofessor zusehen, wie er in seiner Falkenschule das alte, edle Weidwerk zu neuen Ehren brachte, und wir könnten die „**Krajebieters**“ in ihren Laubhütten beobachten mit ihren Stellnetzen und Lockvögeln und könnten sehen, wie sie mit schnellem Biß in die Hirnschale die leckeren, jungen Saatkrähen auf die schnellste und schmerzloseste Weise töten. Oder wir könnten dem Geschrei von vieltausend Vogelstimmen folgen und an den blauen Wassern des Mowenbruchs, der großen Vogelkinderstube, uns von dem wundersamen Spiel der silbeiweißen Schwingen bezaubern lassen.

Rossitten ist wie eine fruchtbare Insel im Meere von Sand; eine breite Mole führt weit ins Haff und bietet Raum für viele Dampfer und für viele sonnenhungrige Städter. Das Haff erreicht hier seine größte Breite (45 km) und ist selbst wie ein kleines Meer mit weiten, niedrigen Ufersänden und Tiefen bis zu 8 m, oft heimtückisch mit seinen kurzen Wellenbrechern und den wechselnden Winden, oft wie ein leuchtend blanker Spiegel, der die ganze Herrlichkeit des Himmels mit seinen Wolkenbergen widerstrahlt.

!2 km von Rossitten nach Pillkopen, immer am Haffufer entlang, immer den sanften Bogen folgend, die sich in kurzen Abständen wiederholen und die im großen auch der ganzen Nehrung mit ihren verschiedenen, ins Haff vorspringenden Dünenhaken das Gepräge geben. Durch die im Winter vorherrschenden Ostwinde wird nicht nur das Wandern der Dünen ein wenig aufgehalten, sondern sie wachsen dann auch in die Höhe und ändern so immer wieder ihre an sich gleichbleibende Gestalt. Unter

dem **Predenberg**, nach den letzten Messungen noch über die Hohe Düne von Nidden hinausgewachsen, liegt das Dorf Predin begraben (1671).

Herbstliche Nehrung

Müd' neigen Tannen zwischen Haff und See.
 Auf grauen Regensaiten spielt der Wind.
 Fern pfeift ein banges Elenkind.
 Dicht schluchzt ein Reh.
 Durch dunklen Tann das Meer mahlt Stein.
 Im Haff auf trägem Boydack bellt ein Hund.
 Den Mast hüllt schwer ein nasses Segel ein.
 Enten und Taucher stoßen auf den Grund.
 Gepeitschte Vogelheere sind auf großer Fahrt.
 Kaum unter Wolken treibt und ruft ein Weih.
 Ein schwarzer Schwan nur schlägt sich stolz und hart
 einsam südwärts vorbei.

Alfred Brust

Jetzt tummeln sich dort die Scharen der jungen **Segelflieger**, und ihre Riesenvogel fallen und steigen und gleiten im Wind, als wären sie ein lebendiges Stück dieser Landschaft. Wenn man am Abend die bewaldete, nach dem **Duneninspektor Epha** benannte, letzte Düne vor Pillkopen erreicht, tut sich die ganze Schönheit der geliebten Nehrung kund. Mit einem Blick umfaßt man Haff und See, sieht in der Ferne Niddens Leuchtfeuer blitzen, das weiße Land verschimmern und unten, friedlich und geborgen, ruht das Dorf. Beim Abstieg aber sind wir eingehüllt in eine Wolke von großen, zum Glück nicht stechenden Haffmücken, die, einer Rauchfahne gleich, über den niedrigen Kiefern spielen und oft so zahlreich sind, daß der ganze Ufersaum des Haffs kilometerweit mit einer dicken Schicht der toten Insekten bedeckt ist.

Die Höhenwanderung nach Nidden ist wirklich ein Erleben, das man „in seiner Seele nicht missen mochte“. Man ist emporgetragen in eine Flut von Licht, man sieht die Schatten der ziehenden Wolken über die Kuppen der Dünen gehen, immer ein neues Farbenspiel, immer neue Formen und sich überschneidende Linien. Der Sand ist leicht gewellt vom Wind, und wo ein Sturm härteres, gröberes Gestein zum Treiben brachte, finden wir oft scharfgeschnittene, nadelspitze Sandgebilde, wie kein Künstler sie formvollendeter gestalten könnte. Bei dem hohen Wassergehalt der Luft und dem gleißenden Licht sind überaschende Luftspiegelungen möglich, echte Fata morgana, wie in einer richtigen Wüste. Kurz vor Nidden die Hohe Düne und das Tal des Schweigens. In der spärlich bewachsenen, vom Grundwasser befeuchteten Senke ward einst ein alter Friedhof, der „Pestfriedhof“, aufgedeckt, und zwischen den Hügeln, ohne einen Blick auf das Wasser oder auch nur einen Baum, war während des Ersten Weltkrieges ein Vergeltungslager für Kriegsgefangene. Jetzt zieht am Abend die heimkehrende Herde von ihren weit entfernten, oft so mageren Weidenplätzen durch das stille Tal, und von der Höhe glaubt man im dämmernden Licht, es wären Erde und Himmel eins geworden in unsagbarer Harmonie.

Nidden

Mein schönstes Dorf im weiten Erdenrund!
 Wie wenn ein Gott aus leuchtender Palette,
 berauscht von Farben bis zum Herzensgrund,
 dich wie im Traume hingezaubert hätte,
 so liegst du da, nun selbst ein Farbentraum,
 daß sich des Wandrers trunkne Augen feuchten,
 wenn er dich an des Waldes dunklem Saum
 aufglühen sieht im Morgensonnen- Leuchten.

Fritz Kudnig

Das **farbenfrohe Nidden** war schon von jeher das Eldorado der Maler. In der großen Veranda von Haus Blöde findet man in langen Reihen die Bilder der vielen die sich von dieser Symphonie des Lichts begeistern ließen. Die meisten Namen — kaum sind sie alle zu nennen — haben auch heute nicht ihren guten Klang verloren: Der im Ersten Weltkrieg gefallene Maler Bischoff-Culm, Pechstein, Burmann, Birnstengl, Eulenstein, der „Elchmaler“ Kallmeyer, der in Rossitten geborene, im Kampf um Königberg gefallene Jul Schmischke, Eduard Bischoff, der Maler und der Freund der Fischer, und Ernst Mollenhauer, der letzte Besitzer des Hauses Blöde. Sein Schwiegervater, der prächtige Hermann Blöde, der Patriarch der Nehrung, der sich um die Entwicklung seines Heimatdorfes so große Verdienste erworben hat, starb noch vor dem großen Zusammenbruch, und vielleicht hat der Sand sein Grab schon verschüttet. Aber das Wort, das über dem Eingang seines "Hauses stand und jeden Fremden grüßte, bleibt unvergessen wie sein Name:

„Mensch, deine Seele birgt die ganze Welt, den ganzen Gott und all sein Wunderweben, Denn Gott und du — ihr beide seid ein Leben, das nicht einmal im Tode einst verfällt.“

Viele Künstler gehörten zu den Gästen Niddens, viele Musiker, die meinten, es ließe sich das Wunder der Nehrung nur durch Töne ausdrücken, und natürlich auch viele Dichter. Der erste unter ihnen war wohl der bei Elbing geborene **Ludwig Passarge**, dessen Essay über die Nehrung als klassische Schilderung einer Dünenwanderung gilt, bis hin zu Thomas Mann, der sich hier ein Haus baute, bevor er Deutschland verließ. Dann folgten von dem jungen, 1914 gefallenen Walther Heymann all die vielen, bekannt oder unbekannt, alle nehrungsbegeistert. Die meisten haben wohl bescheiden bei den Fischern gewohnt oder gar oben auf dem Heuboden geschlafen oder im Zelt, und zwischen den Dünen wurde das Essen selbst gekocht.

Wandert man von Nidden weiter nordwärts, kommt man aus den großen Beständen von altem Nehrungswald auf den fast 60 m hohen, mit kurzem Kiefernholz bestandenen **Angiu Kalns** mit seinem herrlichen Rundblick und von dort in ein weites, mit Erlen, Birken und Weiden bestandenes Bruchgebiet, über die kleinen Dörfer Preil und Perwelk hinaus bis nach Schwarzort. Hier hatte der Elch sein Hauptrevier, der viel gepriesene, viel fotografierte und viel gemalte, in seiner etwas unförmlichen Gestalt wahrhaftig ein Recke aus der Urweltzeit, der wahrhafte König der Nehrung.

WEIDENDE ELCHE

Fahrten breit im Moos! Tiefrote Kelche
 feuchter Erika — ein Kiefernstumpf,
 Röhricht — süll! Dort weiden sie, die Elche,
 abendlich besonnt im Erlensumpf.
 Finster ragen sie wie Überreste
 raunen Urwalds . . . Und das Spätrot stirbt.
 Wolken feiern hohe Abschiedsfeste,
 und die erste Grille zaudernd zirpt.
 Still! Die Elche schaukeln schon im Trabe
 nach dem dunklen Waldrand ihr Geweih,
 und ihr Huf dröhnt wie auf hohlem Grabe,
 klagend orgelt ihres Fuhrers Schrei
 Und sie schwanken tief im Dammerkleide,
 fern schließt sich ein goldner Wolkengang.
 Und es graut Und endlos in die Heide
 zittert schwermutsvoller Grillensang.

A. K. T. T i e I o

Schwarzort, die „Königin“ oder „Perle“ der Nehrung, zeigt in seinen querliegenden Parabeldünen noch die geschweifte Urform der Düne, wie sie durch natürliche Bewaldung an der weiteren Ausbreitung verhindert wurde. Sie reichen mit ihren hohen mit Kiefern bestandenen Steilhängen bis dicht ans Haff, und in ihren Tälern wachsen still und feierlich jahrhundertalte Tannen, geschützt und friedlich, von allen Stürmen unberührt. Auf dem Schafenberg aber ist ein Stück Wald, das nur aus den Kronen der Kiefern zu bestehen scheint. Das harte, kienreiche Holz hat dem ätzenden Sand widerstanden, meterhoch verschüttet, aber der Baum lebt weiter und die Düne steht.

Es wäre noch von den **Reiherbergen** zu erzählen, wo die schönen, aber gefürchteten Fischräuber in großen Scharen horsteten und ihren angestammten Platz einmal in tagelangem Kampf gegen die schwarzdunklen Kormorane verteidigt haben. Und es wäre von den **Bernsteinbaggereien** zu berichten, durch die Schwarzort vom Jahre 1860 an einen solch großen Aufschwung erlebte und die den Pächtern Stantien & Becker im Jahre **1883** einen Höchstertag von **75546 kg** brachten. Man könnte erzählen von dem großen Reichtum an edlen Pilzen und köstlichen Waldbeeren, und daß es hier die seltenen weißen Rehe gab. Von dem Friedhof hoch auf der Düne könnte man erzählen, wo so mancher fremde Seemann seine Ruhe gefunden, und von der Kirche im Dorfteil Karweiten, die aus den Resten der zwischen Preil und Perwelk verschütteten eibaut wurde und später einem großen Brand zum Opfer fiel. Was könnte man nicht alles erzählen!

Hinter der großen Sturzdüne hinter Schwarzort hören die Wanderdünen auf, das Nehrungsgelände, schon früh durch die ersten Anpflanzungen geschützt, wird niedriger.

AM HAFF

Die Nehrung schweigt, es ruht das Fischerhaus
 am Nebelrand des Haffs in kühlem Schlummer;
 der Kiefernwald streckt wie ein Riesenhummer
 darüber seine schwarzen Scheren aus.
 Nur einmal, fern vom Mond umsilbert, bäumt!
 sich blaß ein Segel, Wellenkämme steigen
 rauschend ans Land — der Wald gebietet Schweigen'
 Das Haff umwölkt sich wieder —, horcht und träumt.

A. K. T. Tielo

NEHRUNGSKIEFER

Aufs Dunengias, das ihr zu Füßen kauert,
 sieht sie mit gramzerrissenem Angesicht,
 weil es der weiße Sandtod stets umlauert,
 doch Furcht kennt ihre Seele nicht
 Sie hat schon viele Stürme überdauert !
 und hebt, daß sie sich still mit Gott bespricht,
 tiefeinsam und von Sehnsucht weh umschauert,
 die kupfergoldne Harfe hoch ms Licht.

Gertrud Liebisch, gest. 1947

Durch die Sandverwehungen, die die Nehrung auch noch in die Länge wachsen ließ, war der Memeler Hafen und das Tief zu stark gefährdet gewesen. Das jenseitige Haffufer rückt näher und näher, die Holzlager von Schmelz werden sichtbar und die Türme von Memel steigen auf. Der alte „**Sandkrug**“ kann, wenn er noch besteht, bald seinen 350. Geburtstag feiern. „**Es kann ja nicht immer so bleiben ...**“ dichtete hier der **deutsche Dramatiker und russische Staatsrat Kotzebue** auf einer Reise von Berlin über Königsberg nach Petersburg. Nein, es konnte leider nicht immer so bleiben . . .

Bis zu dem Dörfchen Süderspitze ist's nur noch ein kurzer Weg. Im Wald verborgen ein altes Fort, wie ein verwunschenes Schloß, in dem seinerzeit, um seine militärische Notwendigkeit zu beweisen, wie die Memeler sagen, die Jugend des Dorfes von einem Feldwebel unterrichtet wurde. — An der Quarantäne-Station, die früher bei Cholera, Pest und Lepraverdacht eine große Rolle spielte, vorbei, kommt endlich die fast 500 m lange Steinmole, die Südmole des Memeler Hafens, die damit der Nordspitze der Kurischen Nehrung den passenden Namen „Süderspitze“ gegeben hat.

BLICK VON SANDKRUG AUF MEMEL

Die Wolken, abendrot-durchglüht,
 beglückt vom Himmel schauen,
 wie licht ihr Spiegelbild erblüht
 im Haff, dem dunkelblauen.
 Kaum, daß die Wasserflut sich regt,
 wenn sie ein Windhauch küßte.
 Ein Segel schimmert, unbewegt,
 wie wenn's den Weg nicht wüßte.
 Versonnen steigt die Nacht herauf,
 Goldsterne im Gewände.
 Nun glüh'n in hundert Hütten auf
 die Lichter rings im Lande.

Fritz Kudnig

Ein ostpreußisches Original

Margarete Kudnig erinnert sich an einen alten Freund

In alten Papieren zu kramen, kann mühsam sein, ist aber auch nicht ohne Reiz. Wie hätte man sich sonst daran erinnert, daß es in Königsberg einmal einen Mann gegeben hat, der den Bärenfang-Grog erfunden haben wollte! Berühmt ist er dadurch nicht geworden, und er hat dies kaum erstrebt. Steht doch in einem alten Brief geschrieben: „Auf Berühmtheit verzichte ich. Eher würde ich es schon schätzen, wenn nach 500 Jahren jemand in einer Doktorarbeit schreibt: ‚Was wir glaubten, in unserem Jahrhundert erfunden zu haben, hat schon vor einem Jahrtausend so ein Dilettant aus der Stadt von Kant gesagt!‘“

Der Name dieses Mannes ist Gustav Schatlat, langjähriger Freund unseres Hauses und Arbeitskollege Fritz Kudnig im Dienste der heiligen Justitia. So unscheinbar ich ihn der äußeren Erscheinung nach in Erinnerung habe, so war er doch eine Art Universalgenie, ein Super-Kluger, eine Wiederverkörperung des großen Kant, wie sein Dichterfreund halb im Scherz und halb im Ernst zu sagen pflegte.

„Wenn mich etwas interessiert, beschäftige ich mich so lange damit, bis ich einen Vortrag halten oder ein Buch darüber schreiben kann“, pflegte er zu sagen. So war es mit seinem Buch über Pogorzelsky, so war es mit dem ersten Radiogerät, das er uns bastelte: Aus einem Zigarrenkästchen mit etlichen Batterien und Spulen und einem Detektor, an dem man so lange pinksern mußte, bis die ersten Töne aus dem Schreibpapier-Lautsprechertrichter erklangen.

Da findet sich unter den alten Papieren ein 37 Seiten umfassendes Manuskript aus dem Jahre 1937 mit dem anspruchsvollen Titel: ‚Posid-Theorie über Atomkern-Strukturformeln, die automatisch das genaue Atomgewicht und den positiven Ladungs-Überschuß ergeben‘. Wieweit die Physikalische Fakultät der Universität Berlin die „ehrbietigst“ überreichte Arbeit eines Autodidakten gewürdigt hat, ist nicht mehr festzustellen. Daß sie heute überholt ist, scheint mir aber weniger wichtig zu sein als die Tatsache, daß sich wieder einmal in einem ostpreußischen Dick Schädel etwas von dem grublerischen Spintisierertum und der realistischen Denkweise jenes Volkstammes verkörpert hat, der einen Kant und einen Hamann hervorgebracht hat.

An Kant könnte auch Schattats Abneigung gegen das Reisen erinnern. Postkarten genühten seinen Wünschen nach Anschauung vollkommen. „Ich würde gern Geld zuzahlen dafür, daß ich nicht zu reisen brauche“, schreibt er, und weiter: „Zwischen den Bergen würde ich mir beengt vorkommen, und die Teiche, die man Seen nennt, sind oft lächerlich klein. Nur

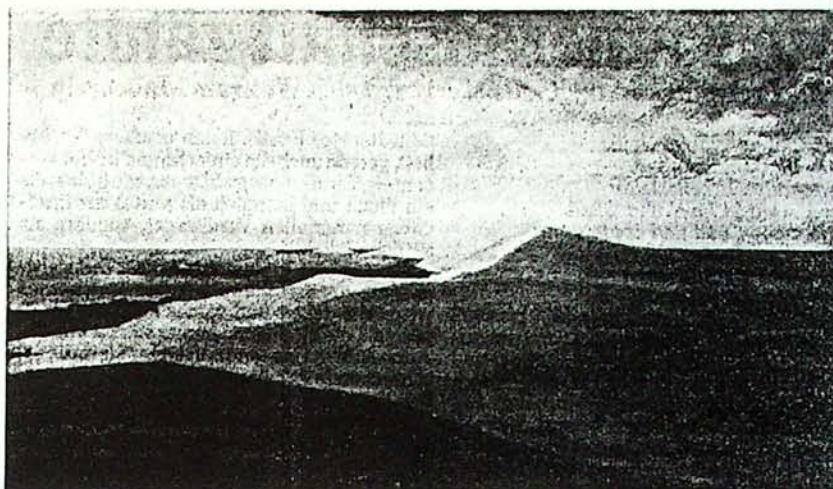
die See mit ihrem weiten Blick ist wirklich etwas wert. Wären wir noch in Königsberg, so würde ich oft nach Neuhäuser oder Warnicken fahren!!!“

Nun, wer Neuhäuser und die See liebt, scheint den Sinn für das Schöne noch nicht verloren zu haben! Was das Schöne an sich anbelangt, so meint er, daß „die ästhetischen Werte entstehen, indem eine reale Linie ins imaginäre Gebiet verlängert wird und daß dieser imaginäre Teil von der blühenden Phantasie mit märchenhaften Eigenschaften ausgestattet wird“.

So logisch es zu sein scheint, wenn er das Schöne als eine Fata Morgana des Realen bezeichnet, so ließe sich diese Anschauung doch auch widerlegen, ebenso wie man seinen Vorschlag bezweifeln kann, auch wenn er sich dabei auf Plato stützt, daß nur die Rangbesten in einer Schulklasse, in einer Organisation zusammengefaßt, imstande wären, die Dämlichkeit in der Welt in Grenzen zu halten! Dagegen spricht allerdings die Erfahrung, daß die Welt gerade von solchen Menschen positiv verändert oder bereichert wurde, die nur recht mäßige Schüler waren. Andererseits ist seine Behauptung, daß „wir die Heimat nur verloren haben, weil man Politiker zuläßt, die nicht einmal ein armseliges Klassenprimus-Zeugnis vorweisen können“, ebensowenig zu widerlegen als die Feststellung, daß auch heute wieder viele dabei sind, die Voraussetzung für einen dritten Weltkrieg zu schaffen.

Hat man das Recht, noch einmal einen fast vergessenen Namen zu nennen, nur weil einem ein alter Brief in die Hände fiel und nur, weil da einmal einer war, der den Bärenfang-Grog erfunden haben wollte? Dabei hat er das genaue Rezept nicht einmal hinterlassen. Doch liebte er dies Getränk und war dafür, nicht nur des Geschmackes wegen, sondern weil es außer Wasser, Honig und Alkohol keine schädlichen Zusätze enthalte. Auf jeden Fall entsprach es seinem Grundsatz: „Ich bin nur für rein geistige Dinge, für den Geist im Kopf und für den Geist im Glase!“

Ein ostpreußisches Original? Gewiß! Ein Spintisierer? Vielleicht! Vielleicht auch ein verkanntes Genie, das seine vielen Begabungen nicht richtig einsetzen konnte oder durfte, weil ihm die von den Wissenschaftlern verlangten akademischen Grundlagen fehlten. Sicherlich aber war er ein Weiser, der in einer stillen Stunde von sich selber sagen durfte: „Wer sich selbst verurteilen kann, darf sich auch selber begnadigen!“ — Wir Menschen neigen leicht dazu, uns selber zu begnadigen, bevor wir uns verurteilt haben. — Ist dies die Quintessenz von einem Grog aus Bärenfang? Wer weiß? ...



Erika Eisenblätter-Laskowski: Dünen bei Nidden. Die Künstlerin, im Jahre 1979 mit dem Kulturpreis der Landsmannschaft Ostpreußen ausgezeichnet, ist in dem Nidden-Kunstkalender 1981 ebenfalls mit einer Arbeit vertreten. Darüber hinaus war eine Ausstellung mit Werken von Erika Eisenblätter-Laskowski in Lübeck so erfolgreich, daß sie wegen der regen Nachfrage verlängert wurde.

Geprägt vom Zauber der Nehrung

Begleiter durch das Jahr: Nidden-Kunstkalender 1981 erschienen

Nun wird er auch im dritten Jahr ein lieber Gast in meinem Hause sein, ein liebenswerter Begleiter durch das Jahr: der Nidden-Kunstkalender. Auch diese Ausgabe ist wieder geprägt vom Zauber der Nehrung, von Licht und Schatten, vom unvergleichlichen Farbenspiel der Natur, das wohl nur in diesem Landstrich Ostpreußens zu finden war und immer wieder aufs neue Künstler auf die Nehrung lockte.

Sie waren fasziniert von der zauberhaften Landschaft, von ihren Menschen, die mit harter Arbeit ihr täglich Brot verdienten, und von dem gewaltigen Eich, der einsam durch den Nehrungswald wanderte. Maler aus allen deutschen Landschaften kamen auf die Nehrung und hielten im Bilde fest, was sie gesehen.

So findet man denn auch im Nidden-Kunstkalender 1981 wieder sehr vielfältige Motive und zahlreiche Südrichtungen. Die Hohe Düne (Hans Kallmeyer), Am Meer (Ernst Mollenhauer), Haflufer-Landschaft (Oskar Gawell), Häuser am Hall (Hannes Schmucker), Auf der Dorfstraße in Nidden (Werner Riemann), Drohendes Gewitter (Max Pechstein), Auf der Kurischen Nehrung (Julius Wentscher), In Nidden südlich vom Hafen (Hans Beppo Borschke), Häuser in Purwin (Heiner Dickreiter), Im herbstlichen Elchwald (Fritz Laube), Sturmkiefer in Sarkau (Hans Simoleit) und Abendliche Düne (Erika Eisenblätter-Laskowski).

Diese Titel geben nur einen oberflächlichen Eindruck von der Vielfältigkeit der Darstellungen. Biographische Anmerkungen zu den einzelnen Malern, Gedichte u. a. von Fritz Kudnig, Manfred Sturmman und A.K.T. Tielo sowie Schilderungen und Betrachtungen der einzigartigen Landschaft sind eine wertvolle Ergänzung zu den Kunstblättern, die sich übrigens auch hervorragend zum Sammeln eignen. Ein Kalender, der in keinem Haushalt fehlen sollte!

SiS
Nidden und seine Maler III. Die bedeutendste ostpreußische Künstlerkolonie auf der Kurischen Nehrung. Ein Kalender auf das Jahr 1981. Verlag Dr. Wolfgang Schwarze, Wuppertal. 13 farbige Blätter; im Format 50 x 32 cm. Mit biographischen Anmerkungen zu den Künstlern und einem literarischen Anhang. DM 22,80. Bestellungen an das Kulturreferat der Landsmannschaft Ostpreußen, Parkallee 84-86, 2000 Hamburg 13.

Literarische Kostbarkeit

Neue Ausgabe der Elbinger Briefe

Allen aufmerksamen Lesern dieser Zeilen sei hiermit dringend angeraten, sich die nachfolgende Anschrift, falls vergessen, schleunigst wieder in Erinnerung zu bringen: Bernhard Heister, Kühlebornweg 17/II, 1000 Berlin 41. Dasselbe ist nämlich unlängst

gen.

a findet sich unter den alten Papieren ein eiten umfassendes Manuskript aus dem e 1937 mit dem anspruchsvollen Titel: id-Theorie über Atomkern-Strukturfor- a, die automatisch das genaue Atomge- it und den positiven Ladungs-Überschuß ben'. Wieweit die Physikalische Fakultät niversität Berlin die „ehrerbietigst“ über- hte Arbeit eines Autodidakten gewürdigt ist nicht mehr festzustellen. Daß sie heute holt ist, scheint mir aber weniger wichtig ein als die Tatsache, daß sich wieder ein- in einem ostpreußischen Dickschädel et- von dem grüblerischen Spintisierertum der realistischen Denkweise jenes Volks- mes verkörpert hat, der einen Kant und n Hamann hervorgebracht hat.

n Kant könnte auch Schattats Abneigung en das Reisen erinnern. Postkarten genü- seinen Wünschen nach Anschauung voll- men. „Ich würde gern Geld zuzahlen dafür, ich nicht zu reisen brauche“, schreibt er, weiter: „Zwischen den Bergen würde ich beengt vorkommen, und die Teiche, die i Seen nennt, sind oft lächerlich klein. Nur

vergessenen Namen zu nennen, nur weil ein- nem ein alter Brief in die Hände fiel und nur, weil da einmal einer war, der den Bärenfang- Grog erfunden haben wollte? Dabei hat er das genaue Rezept nicht einmal hinterlassen. Doch liebte er dies Getränk und war dafür, nicht nur des Geschmackes wegen, sondern weil es außer Wasser, Honig und Alkohol keine schädlichen Zusätze enthalte. Auf jeden Fall entsprach es seinem Grundsatz: „Ich bin nur für rein geistige Dinge, für den Geist im Kopf und für den Geist im Glase!“

Ein ostpreußisches, Original?, Gewiß! Ein Spintisierer? Vielleicht! Vielleicht auch ein verkanntes Genie, das seine vielen Begabun- gen nicht richtig einsetzen konnte oder durfte, weil ihm die von den Wissenschaftlern ver- langten akademischen Grundlagen fehlten. Sicherlich aber war er ein Weiser, der in einer stillen Stunde von sich selber sagen durfte: „Wer sich selbst verurteilen kann, darf sich auch selber begnadigen!“ — Wir Menschen neigen leicht dazu, uns selber zu begnadigen, bevor wir uns verurteilt haben. — Ist dies die Quintessenz von einem Grog aus Bärenfang? Wer weiß?...

von Licht und Schatten, vom unvergleichli- chen Farbenspiel der Natur, das wohl nur in diesem Landstrich Ostpreußens zu finden war und immer wieder aufs neue Künstler auf die Nehrung lockte.

Sie waren fasziniert von der zauberhaften Landschaft, von ihren Menschen, die mit har- ter Arbeit ihr täglich Brot verdienten, und von dem gewaltigen Elch, der einsam durch den Nehrungswald wanderte. Maler aus allen deutschen Landschaften kamen auf die Neh- rung und hielten im Bilde fest, was sie gesehen.

So findet man denn auch im Nidden-Kunst- kalender 1981 wieder sehr vielfältige Motive und zahlreiche Stützrichtungen. Die Hohe Düne (Hans Kallmeyer), Am Meer (Ernst Mollen- hauer), Halflufer-Landschaft (Oskar Gawell), Häuser am Haff (Hannes Schmucker), Auf der Dorfstraße in Nidden (Werner Riemann), Dro- hendes Gewitter (Max Pechstein), Auf der Ku- rischen Nehrung (Julius Weutscher), In Nid- den südlich vom Haffen (Hans Beppo Borschke), Häuser in Purwin (Heiner Dickrei- ter), Im herbstlichen Elchwald (Fritz Laube), Sturmkiefer in Sarkau (Hans Simoleit) und Abendliche Düne (Erika Eisenblätter-Las- kowski).

sowie Schilderungen und Betrachtungen der einzigartigen Landschaft sind eine wertvolle Ergänzung zu den Kunstblättern, die sich übri- gens auch hervorragend zum Sammeln eigen- en. Ein Kalender, der in keinem Haushalt feh- len sollte!

SIS
Nidden und seine Maler III. Die bedeutendste ostpreußische Künstlerkolonie auf der Kurischen Nehrung. Ein Kalender auf das Jahr 1981. Verlag Dr. Wolfgang Schwarze, Wuppertal. 13 farbige Blätter im Format 50 x 32 cm. Mit biographischen Anmer- kungen zu den Künstlern und einem literarischen Anhang. DM 22,80. Bestellungen an das Kulturrele- rat der Landsmannschaft Ostpreußen, Parkallee 84—86, 2000 Hamburg 13.

Literarische Kostbarkeit

Neue Ausgabe der Elbinger Briefe

Allen aufmerksamen Lesern dieser Zeilen sei hiermit dringend angeraten, sich die nachfolgende Anschrift, falls verges- sen, schleunigst wieder in Erinnerung zu brin- gen: Bernhard Heister, Kühlebornweg 17/II, 1000 Berlin 41. Dasselbst ist nämlich unlängst die Folge 31 der ‚Elbinger Briefe‘ (1980 — Klei- nes Wanderbuch) erschienen und abrubereit. Sein Inhalt — hier eine kleine Auswahl — ist geradezu eine Kostbarkeit. Es beginnt mit ein- em kurzen, anmutigen Gedicht von Annema- rie in der Au, der Dichterin, die allen Lesern des Ostpreußenblattes bekannt sein dürfte.

Anschließend schreibt Bernhard Heister über ‚Wanderungen zu Fuß, wirklich zu Fuß‘, von Erinnerungen bewegt an ‚Wanderungen in der Weite unserer östlichen Heimat‘: Fri- sche Nehrung, das Samland, die Kurische Nehrung; Nachtwanderungen durch die Jo- hannisburger Heide und die Rominter Heide... Es ist einmalig schön, sie in Gedan- ken nachzuvollziehen. Und nicht nur das. Für alle, die glauben, um ein Erlebnis gebracht worden zu sein, hält der Verfasser einen Trost bereit: Man könnte das alles durch eine Reise gen Osten schon wieder erleben, ausgenom- men das Samland und die Kurische Nehrung. Heinrich Eichen plaudert über imponierende Marschleistungen durch heimatliche Fluren, was einstmals nicht unüblich war, um das Fahrgeld zu sparen.

Mehrere Seiten sind, wie des öfteren schon, dem Andenken an den unvergeßlichen Dich- ter Martin Damß, und dem Bildhauer, Maler und Grafiker Willy Lütcke gewidmet. Die drei Briefe, die Martin Damß im Jahre 1952 an Bernhard Heister schrieb, sollte sich niemand entgehen lassen.

Mit Annemarie in der Au hat es begonnen, eine andere Mitarbeiterin des Ostpreußen- blattes beschließt den Reigen: Hannelore Pat- zelt-Hennig mit ihrer Erzählung ‚Ein heller Schein über dem Fluß‘.

Die eingestreuerten Illustrationen sind mehr als eine Ergänzung der Texte, sie sind ein Ge- nuß ganz für sich, dem man sich mehr als ein- mal hinzugeben geneigt ist.

Paul Brock
Bernhard Heister (Hrsgb.), Elbinger Briefe 31, Kleines Wanderbuch 1980. DM 4,—

Der Wind brachte eine Melodie zu den Wandernden

ostpreußische Volkslieder Teil 12: „O käm das Morgenrot herauf...“ — Lied der Niederung

an die dreißig Mädchen aus der Königs- berger Körteschule standen mit Ruck- säcken am alten Samlandbahnhof. Es in Strömen. Die Lehrerin prophezeite, am rnickter Strand würde die Sonne heraus- imen. — Sie hatte Recht. Über der Ostsee id ein Regenbogen. Barfuß ging es durch sen Sand und auslaufende Wellen am sser entlang. Vor Georgenswalde ver- nmten die munteren Gespräche. Hinter em Vorsprung der Steilküste wurden Lau- saiten angeschlagen, klangen junge Stim- zu Mollakkorden. Der Wind brachte eine ige Melodie herüber zu den Wandernden. blieben an der Einbuchtung stehen. Selt- berührt von dem ernstesten Gang dieses Lie- dasso ganz anders klang als alles, was man st auf Wanderschaft zu singen pflegte.

ins der sieben Mädchen aus der Luisen- ule, die da singend im Schutz des hohen iges im Sand saßen, erklärte, ihre Lehrerin te das Hundewetter geschaut und hätte die dchen ihrer Klasse nach Hause geschickt. die sieben Aufrechten, wären auf eigene st losgefahren.

Joch einmal begannen die Mädchen ihr 1:
„O käm das Morgenrot herauf,
o ging die Sonne doch schon auf,
säh ich herreiten meinen Geliebten
übers Feld...“

Venige kannten damals das Lied aus der melniederung. Zwar stand es im ‚Lieder-

schrein‘ gedruckt und im ‚Liederbuch für Ost- preußen‘, doch beide Bücher kannten erst mal nur ‚Jugendbewegte‘.

Aus diesem Lied sprach die tiefe Empfind- samkeit der Niederungsbewohner.

„Hast du nicht Zeit für mich, mein Kind, und ich ritt her in Nacht und Wind? Er sprach es traurig, wandte sein Roß und ritt davon...“

Durch einen leichtfertigen Scherz fühlte sich der Geliebte verletzt. Würde er bei Son- nenaufgang wiederkommen? Die einsam Ru- fende bereut ihre unüberlegte Rede. Ihr Wunsch verweht über dem Feld.

Was sind das für Zeiten?
Noch leidvoller als der Ruf übers Feld hallen die Klagen einer jungen Memelländerin vom Hügel herab übers Haff:

„Wo bist du, mein Lieber,
wo bist du geblieben?
Wo sind deine Worte,
die du hast gesprochen?
So viel kleine Fischlein
in Meeresswellen schwimmen,
so viel bittere Tränen
wein ich armes Mädchen.“

Auf den Hügel steigen
will ich, fernhin blicken,
werde meinen Liebsten
da wohl zu mir rufen.
Konnt ihn nicht errufen,
ob ich noch so laut rief,
mit den Händen winkte,
mit dem Ringlein lockte.“

Das ruhige Strömen der Melodie vom Dur ins Moll, die bilderreiche Sprache lassen die Herkunft auch dieses Liedes leicht erkennen. Die kargen Worte der vorletzten Strophe sa- gen, warum das Mädchen den Liebsten verlor:

„Was sind das für Zeiten,
was für Tag und Stunden,
da durch Menschenzungen
Liebe wird vernichtet!“

Mißgünstige Nachbarn also haben das Paar getrennt.

Wenn wir heute diese Strophe singen, drängt sich uns eine andere Deutung auf: Es wäre vergeblich, wenn wir auf einen Hügel steigen und einsam wehklagen würden, weil Menschenzungen nicht nur die Liebe einzel- ner vernichten. Wir erleben, daß Menschen- worte und Menschenbilder tiefste Menschen- liebe im ganzen zunichte machen. In grellem Licht, in betäubendem Lärm wird Liebe er- stickt. In grauem Fachwissen wird Liebe zer- redet. In kalten Diskussionen, in schonungs- losem Zur-Schau-Stellen verliert Liebe ihre Zartheit, ihre Heimlichkeit. Nur hier und da gibt es junge Paare, die allen Menschenzungen zum Trotz den Reichtum herzlicher Liebe empfinden, wie es das Mädchen in der letzten Strophe ihrer Klage um den Liebsten ersehnt:

„Was ist mir die Habe,
was der Reichtum nützte?
Ach, ich wäre reicher,
wenn ich ihn besäße.“

(wird fortgesetzt)

H.v.L.

mal in einem ostpreussischen Dörfchen... was von dem grüblerischen Spintisierertum und der realistischen Denkweise jenes Volkstammes verkörpert hat, der einen Kant und einen Hamann hervorgebracht hat.

An Kant könnte auch Schattats Abneigung gegen das Reisen erinnern. Postkarten genügen seinen Wünschen nach Anschauung vollkommen. „Ich würde gern Geld zuzahlen dafür, daß ich nicht zu reisen brauche“, schreibt er, und weiter: „Zwischen den Bergen würde ich mir beengt vorkommen, und die Teiche, die man Seen nennt, sind oft lächerlich klein. Nur

Spintisierer? Vielleicht! Vielleicht auch ein verkanntes Genie, das seine vielen Begabungen nicht richtig einsetzen konnte oder durfte, weil ihm die von den Wissenschaftlern verlangten akademischen Grundlagen fehlten. Sicherlich aber war er ein Weiser, der in einer stillen Stunde von sich selber sagen durfte: „Wer sich selbst verurteilen kann, darf sich auch selber begnadigen!“ — Wir Menschen neigen leicht dazu, uns selber zu begnadigen, bevor wir uns verurteilt haben. — Ist dies die Quintessenz von einem Grog aus Bärenfang? Wer weiß?...

und zahlreiche Sturrichtungen. Die Hohe Düne (Hans Kallmeyer), Am Meer (Ernst Mollenhauer), Haffufer-Landschaft (Oskar Gawell), Häuser am Haff (Hannes Schmucker), Auf der Dorfstraße in Nidden (Werner Riemann), Drohendes Gewitter (Max Pechstein), Auf der Kurischen Nehrung (Julius Wentscher), In Nidden südlich vom Hafen (Hans Beppo Borschke), Häuser in Purwin (Heiner Dickreiter), Im herbstlichen Elchwald (Fritz Laube), Sturmkiefer in Sarkau (Hans Simoleit) und Abendliche Düne (Erika Eisenblätter-Laskowski).

Der Wind brachte eine Melodie zu den Wandernden

Ostpreussische Volkslieder Teil 12: „O käm das Morgenrot herauf...“ — Lied der Niederung

An die dreißig Mädchen aus der Königsberger Körteschule standen mit Rucksäcken am alten Samlandbahnhof. Es goß in Strömen. Die Lehrerin prophezeite, am Warnicker Strand würde die Sonne herauskommen. — Sie hatte Recht. Über der Ostsee stand ein Regenbogen. Barfuß ging es durch nassen Sand und auslaufende Wellen am Wasser entlang. Vor Georgenswalde verstummten die munteren Gespräche. Hinter einem Vorsprung der Steilküste wurden Lautensaiten angeschlagen, klangen junge Stimmen zu Mollakkorden. Der Wind brachte eine ruhige Melodie herüber zu den Wandernden. Die blieben an der Einbuchtung stehen. Seltsam berührt von dem ernstesten Gang dieses Liedes, das so ganz anders klang als alles, was man sonst auf Wanderschaft zu singen pflegte.

Eins der sieben Mädchen aus der Luisenschule, die da singend im Schutz des hohen Hanges im Sand saßen, erklärte, ihre Lehrerin hätte das Hundewetter gescheut und hätte die Mädchen ihrer Klasse nach Hause geschickt. Sie, die sieben Aufrechten, wären auf eigene Faust losgefahren.

Noch einmal begannen die Mädchen ihr Lied:

„O käm das Morgenrot herauf,
o ging die Sonne doch schon auf,
säh ich herreiten meinen Geliebten
übers Feld...“

Wenige kannten damals das Lied aus der Memelniederung. Zwar stand es im ‚Lieder-

schrein‘ gedruckt und im ‚Liederbuch für Ostpreußen‘, doch beide Bücher kannten erst mal nur ‚Jugendbewegte‘.

Aus diesem Lied sprach die tiefe Empfindsamkeit der Niederungsbewohner.

„Hast du nicht Zeit für mich, mein Kind,
und ich ritt her in Nacht und Wind?
Er sprach es traurig, wandte sein Roß
und ritt davon...“

Durch einen leichtfertigen Scherz fühlte sich der Geliebte verletzt. Würde er bei Sonnenaufgang wiederkommen? Die einsam Rufende bereut ihre unüberlegte Rede. Ihr Wunsch verweht über dem Feld.

Was sind das für Zeiten?

Noch leidvoller als der Ruf übers Feld hallen die Klagen einer jungen Memelländerin vom Hügel herab übers Haff:

„Wo bist du, mein Lieber,
wo bist du geblieben?
Wo sind deine Worte,
die du hast gesprochen?
So viel kleine Fischlein
in Meereswellen schwimmen,
so viel bittre Tränen
wein ich armes Mädchen.“

Auf den Hügel steigen
will ich, fernhin blicken,
werde meinen Liebsten
da wohl zu mir rufen.
Konnt ihn nicht errufen,
ob ich noch so laut rief,
mit den Händen winkte,
mit dem Ringlein lockte.“

Das ruhige Strömen der Melodie vom Dur ins Moll, die bilderreiche Sprache lassen die Herkunft auch dieses Liedes leicht erkennen. Die kargen Worte der vorletzten Strophe sagen, warum das Mädchen den Liebsten verlor:

„Was sind das für Zeiten,
was für Tag und Stunden,
da durch Menschenzungen
Liebe wird vernichtet!“

Mißgünstige Nachbarn also haben das Paar getrennt.

Wenn wir heute diese Strophe singen, drängt sich uns eine andere Deutung auf: Es wäre vergeblich, wenn wir auf einen Hügel steigen und einsam wehklagen würden, weil Menschenzungen nicht nur die Liebe einzelner vernichten. Wir erleben, daß Menschenworte und Menschenbilder tiefste Menschenliebe im ganzen zunichte machen. In grellem Licht, in betäubendem Lärm wird Liebe erstickt. In grauem Fachwissen wird Liebe zerredet. In kalten Diskussionen, in schonungslosem Zur-Schau-Stellen verliert Liebe ihre Zartheit, ihre Heimlichkeit. Nur hier und da gibt es junge Paare, die allen Menschenzungen zum Trotz den Reichtum herzlicher Liebe empfinden, wie es das Mädchen in der letzten Strophe ihrer Klage um den Liebsten ersehnt:

„Was ist mir die Habe,
was der Reichtum nütze?
Ach, ich wäre reicher,
wenn ich ihn besäße.“

(wird fortgesetzt)

Literarische Kostbarkeit Neue Ausgabe der Elbinger Briefe

Allen aufmerksamen Lesern dieser Zeilen sei hiermit dringend angeraten, sich die nachfolgende Anschrift, falls vergessen, schleunigst wieder in Erinnerung zu bringen: Bernhard Heister, Kühlebornweg 17/II, 1000 Berlin 41. Dasselbst ist nämlich unlängst die Folge 31 der ‚Elbinger Briefe‘ (1980 — Kleines Wanderbuch) erschienen und abrufbereit. Sein Inhalt — hier eine kleine Auswahl — ist geradezu eine Kostbarkeit. Es beginnt mit einem kurzen, anmutigen Gedicht von Annemarie in der Au, der Dichterin, die allen Lesern des Ostpreußenblattes bekannt sein dürfte.

Anschließend schreibt Bernhard Heister über ‚Wanderungen zu Fuß, wirklich zu Fuß‘, von Erinnerungen bewegt an ‚Wanderungen in der Weite unserer östlichen Heimat‘: Frische Nehrung, das Samland, die Kurische Nehrung; Nachtwanderungen durch die Johannsburg Heide und die Rominter Heide... Es ist einmalig schön, sie in Gedanken nachzuvollziehen. Und nicht nur das. Für alle, die glauben, um ein Erlebnis gebracht worden zu sein, hält der Verfasser einen Trost bereit: Man könnte das alles durch eine Reise gen Osten schon wieder erleben, ausgenommen das Samland und die Kurische Nehrung. Heinrich Eichen plaudert über imponierende Marschleistungen durch heimatliche Fluren, was einstmals nicht unüblich war, um das Fahrgeld zu sparen.

Mehrere Seiten sind, wie des öfteren schon, dem Andenken an den unvergeßlichen Dichter Martin Damß, und dem Bildhauer, Maler und Grafiker Willy Lütcke gewidmet. Die drei Briefe, die Martin Damß im Jahre 1952 an Bernhard Heister schrieb, sollte sich niemand entgehen lassen.

Mit Annemarie in der Au hat es begonnen, eine andere Mitarbeiterin des Ostpreußenblattes beschließt den Reigen: Hannelore Patzelt-Hennig mit ihrer Erzählung ‚Ein heller Schein über dem Fluß‘.

Die eingestreuerten Illustrationen sind mehr als eine Ergänzung der Texte, sie sind ein Genuß ganz für sich, dem man sich mehr als einmal hinzugeben geneigt ist.

Paul Brock
Bernhard Heister (Hrsgb.), Elbinger Briefe 31,
Kleines Wanderbuch 1980. DM 4,—

H.v.L.

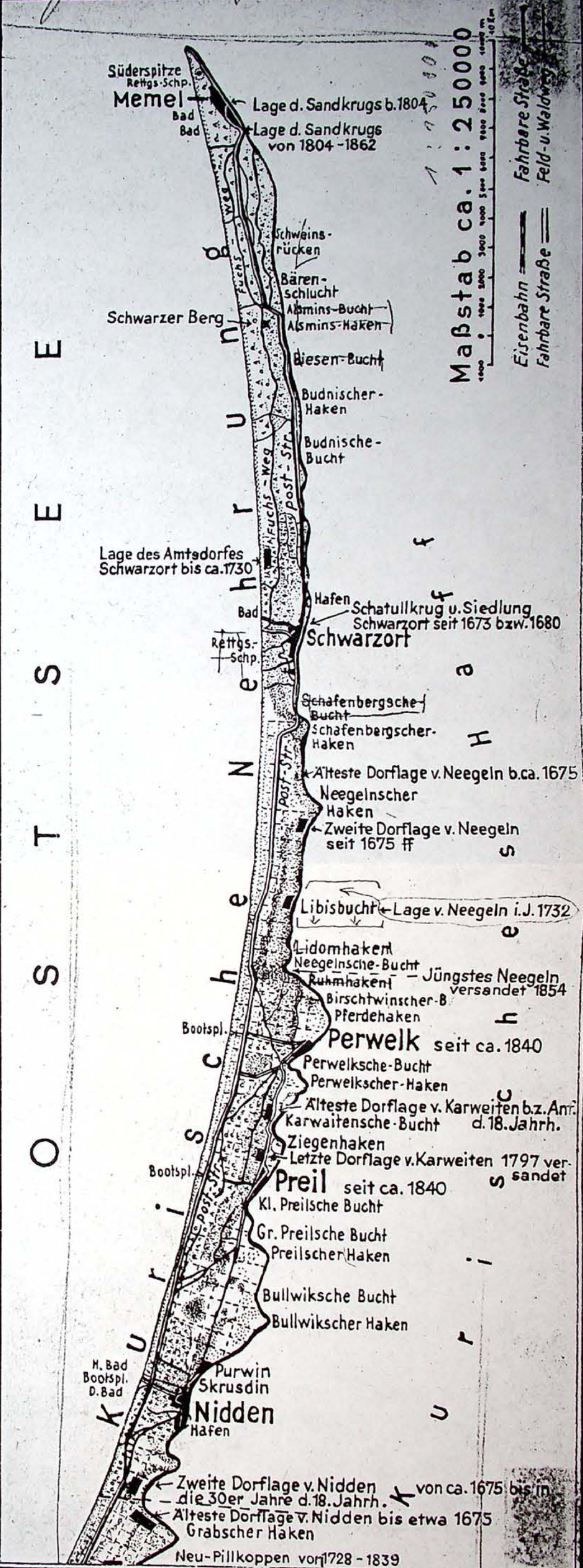
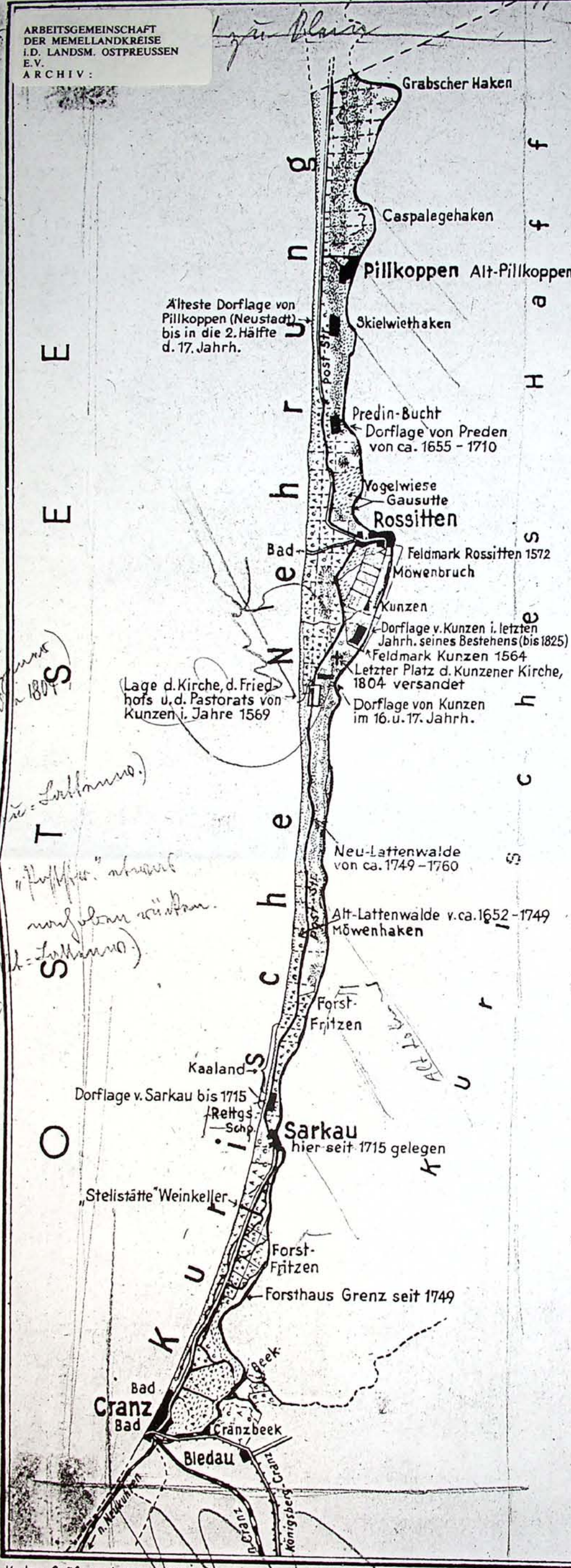
Die Kurische Nehrung

"Kein Maler war imstande, diese tausend Wunder der Farben, des Lichtes und der Schatten ganz in seine Bilder zu bannen. Kein Dichter vermochte die Fülle dieser Geschichte in sein Werk zu fassen. Überwältigt stand der Künstler immer wieder inmitten dieses unsagbaren Erlebens.

-Nicht ohne Grund hiess das Dorf Nidden das Paradies der Maler. Ja, dies Land war im wahrsten Sinne ein Paradies; weil es den Menschen zu sich selber führte, zu seiner letzten eigenen Tiefe und damit zu seinem göttlichen Ursprung."

Fritz Kudnig

zu Blau



Maßstab ca. 1:250000

Eisenbahn
Fahrbare Straße
Fahrbare Straße
Feld-u. Waldweg

1804

„Puffler“
„Lattenwalde“

1715
1749
1797



7. ALTEREISENZEITLICHER KETTENSCHMUCK DER MEMELKULTUR von Schernen (außen)
Nettinen (innen)

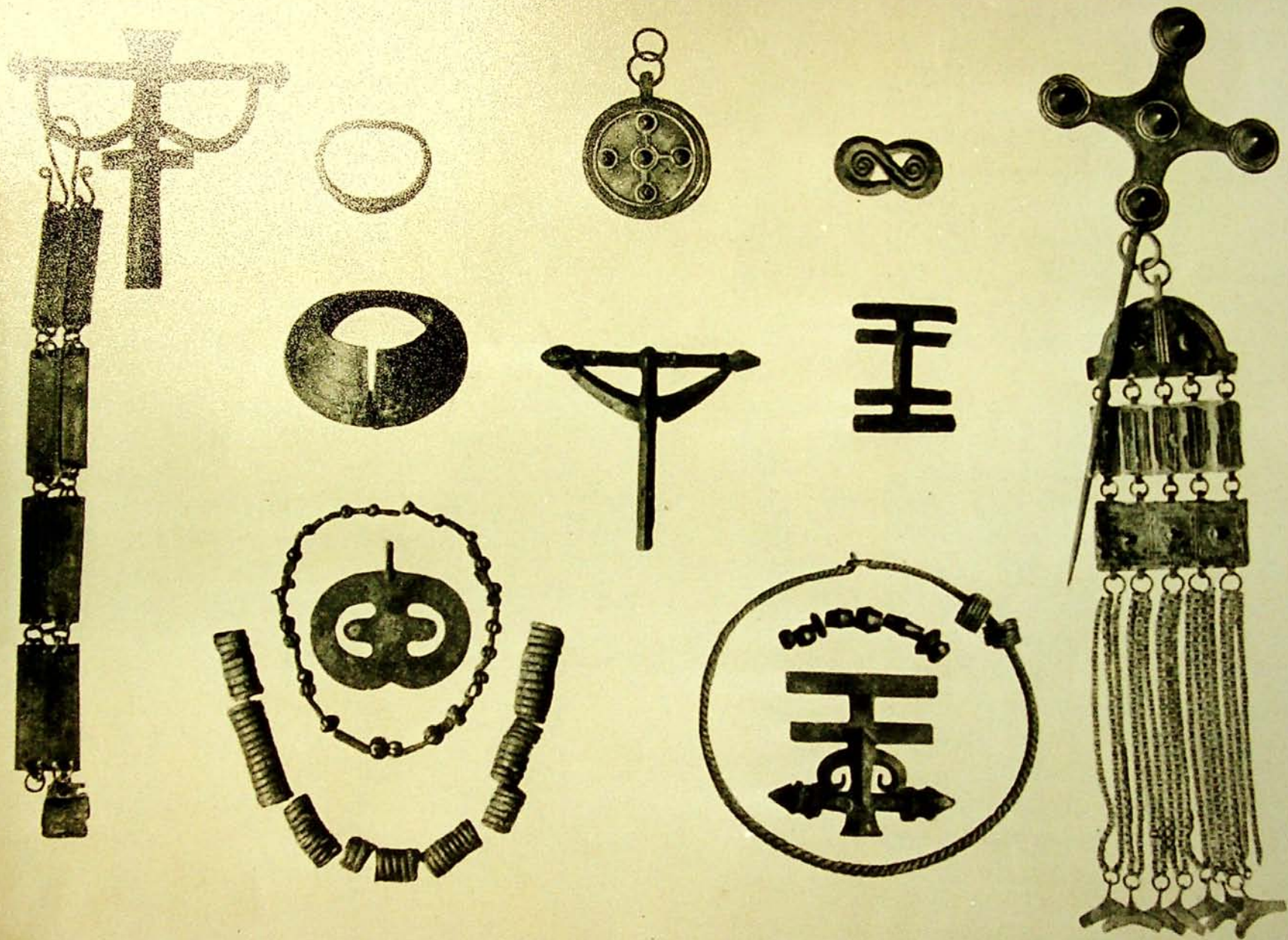
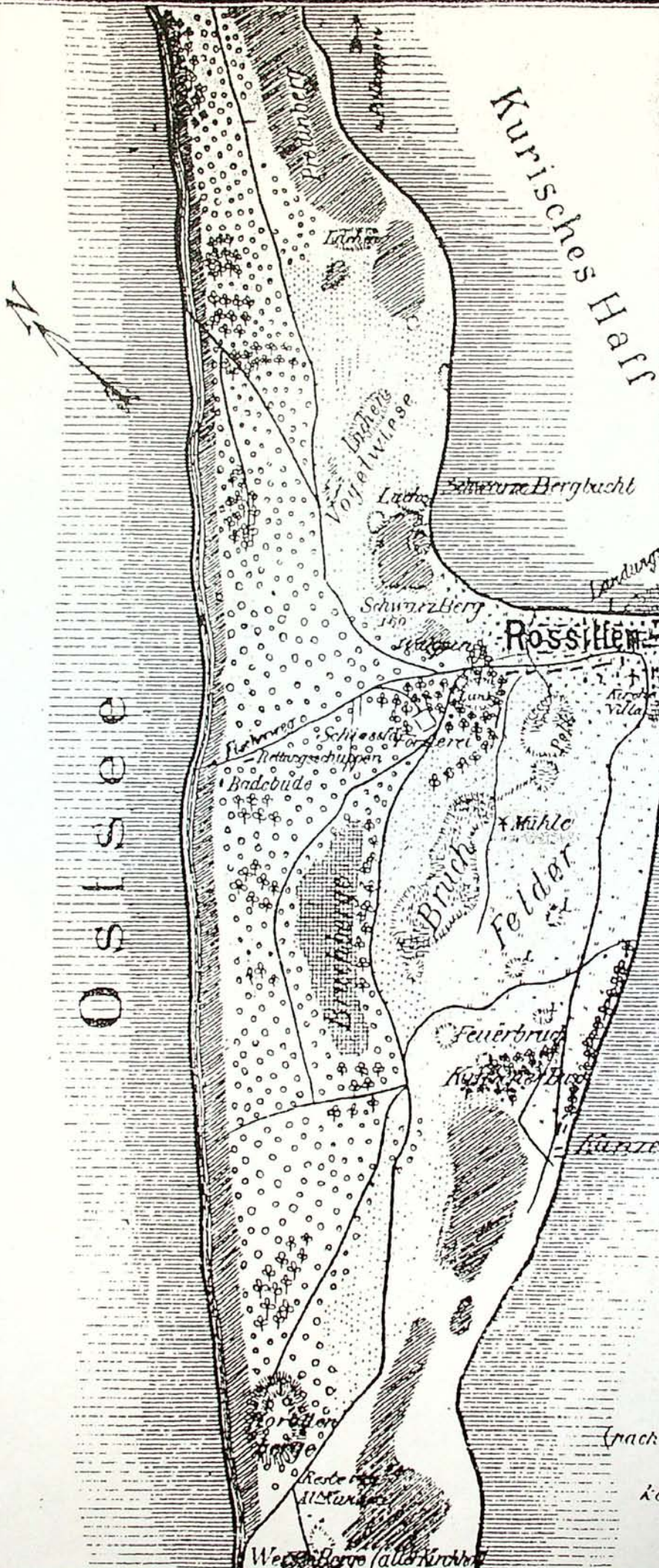


ABB. 10. SPÄTVOLKERWANDERUNGSZEITLICHER SCHMUCK

der Memelkultur aus dem 8.—9. Jhdt.

Zeichenerklärung:

-  nackte Dünenberge
-  festgelegte Düne (Bruchberge)
-  Gewässer (L. Lache)
-  Wege
-  Gebäude
-  Schilfwald
-  Palwe (Anger)
-  Feld od. Wiese
-  Seestrand
-  Nadelwald
-  Laubwald
-  Sumpf

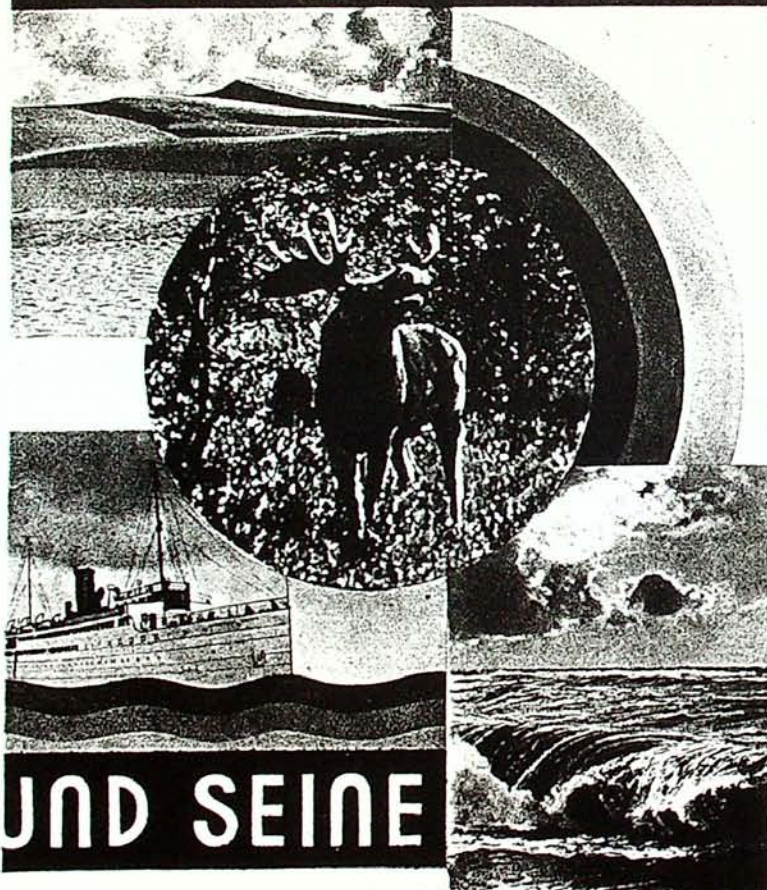


Rossitten u.
seine Umgebung

(nach der im Archiv des Düneninspektorats
zu Rossitten befindl.
kartograph. Originalaufnahme)

Westberge (alte Kirche)

DAS MEMELLAND



UND SEINE OSTSEEBÄDER

Lieferung von
Fritz Krauskopf, Königsberg i. Pr.
Steindamm 64



Hohe Wanderdüne bei Nidden

H. Schulz
Königsberg i. Pr.

Die Bäder des Memelgebiets **Nidden, Preil, Schwarzort, Memel-Sandkrug** und **Süderspitze** auf der Kurischen Nehrung, **Försterei-Mellneraggen, Nimmersatt** an der memelländischen Festlandküste und **Ruf** am Memelstrom gelegen, zeichnen sich durch ihre unvergleichlich schöne Lage, ihre klimatischen Heilwirkungen, ihren breiten, steinfreien Strand und den starken Wellenschlag aus.

Nidden

Kurort und Ostseebad.

Der größte Ort auf der Kurischen Nehrung. Hohe sehenswerte Wanderdünen mit „Tal des Schweigens“. Viel von Landschaftsmalern besucht. Idyllische Lage. Zwangloses Badeleben. Reunions, Dampfer-, Segel- und Bootsfahrten. Jugendherberge.

Ständiger Sommerwohnsitz des bekannten deutschen Dichters und Nobelpreisträgers **Thomas Mann**.

Nähere Auskunft erteilt die Gemeindeverwaltung.

Preil

Ostseebad.

Aufstrebender, billiger und sehr ruhiger Badeort. Liegt unmittelbar am Eichrevier. Höchste Dünen. Laub- und Nadelwald.

Auskunft erteilt die Badeverwaltung.

Nidden

Kurischer
Ruhigstes Haus
am Platze



Fernruf 2

Spezialhaus für Krebse
und Krebsgerichte

Anerk. gute Pension
bis 15. 6. . . . RM 4.-4.50

„ 15. 8. . . . „ 4.50-5

„ Saisonschl. „ 4.-4.50

Jugendherberge
elektr. Licht, W. C.

Elch
G. Stragies

Haus Hermann Blode — Nidden

die allberühmte Gaststätte seit 1867 bietet beste Aufnahme
Zimmer mit fließendem warmen und kaltem Wasser und
elektrischem Licht. Solide Preise, in der Vor- und Nach-
saison ermäßigt. Prospekt wird auf Wunsch zugesandt.

Fernruf Nidden Nr. 1

Telegramme: **Hermann Blode-Nidden**

NIDDEN

Fernruf 7

Kurhotel **NORDISCHE LINN'ÄA**

Anerk. gute und preiswerte Pension. **Sehr ruhige Lage**, un-
mittelbar am Hochwald, am nächsten zur See. Freundl. sonnige
Balkonzimmer. Elektrisch Licht in allen Räumen. **Fahrten ins**
Eldrevler. Vor- und Nachsaison stark ermäßigte Preise!

Prospekte
auf Wunsch!

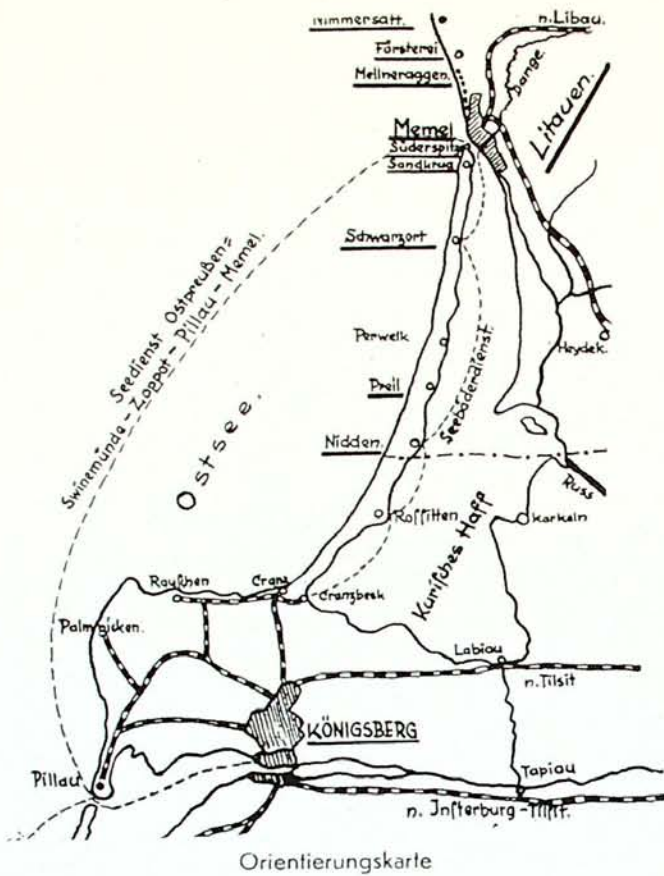
Besitzer:
H. Domschelt

Hotel Martin Sakuth — Nidden

Empfehl. seine im Neubau gut eingerichteten, behaglichen Fremdenzimmer
Neue freundliche Veranda und Terrasse mit Ausblick auf Hafl und Dampfer-
anlegestelle. Anerk. gute Verpflegung pro Tag von 4.- RM ab.

Täglich Fahrten ins Eldrevler

Fernruf 6



Orientierungskarte

Auskünfte erteilen:

Verband der Bäder des Memelgebiets E. Memel-Rathaus

Verband Deutscher Ostseebäder, Berlin

Haupt-Auskunftsstelle 1: Berlin W9, Stresemannstraße 128, Fernruf A 1, Jäger 4077

Auskunftsstelle 2: Verkehrsverein Hamburg, Pavillon am Hauptbahnhof
Fernruf C 2 Bismark 3114



Wunder der Dünenwelt

F. Krauskopf
Königsberg i. Pr.



Am Haff in Schwarzort

F. Krauskopf
Königsberg i. Pr.

Verschollen rauscht das Haff, tiefviolett,
Tief schweigt das Fischerdorf. Glutwolken drücken.
Und mächtig wölbt vor meinem dürrn Kräuterbett
Die Wanderdüne ihren Rücken —
Tief schweigt das Dorf.

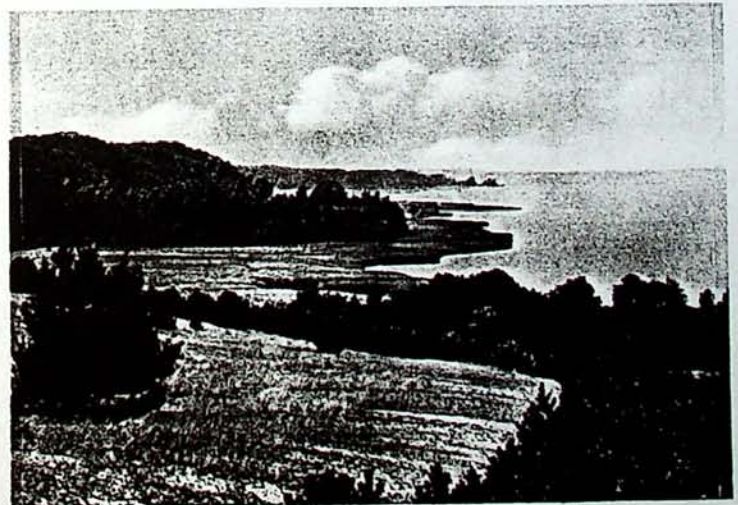
A. K. Thielo.

Die Kurische Nehrung zieht sich 100 km lang in durchschnittlich 2 km Breite zwischen der Ostsee und dem Kurischen Haff hin. Sie gehört zu den interessantesten und großartigsten Naturdenkmälern Europas. Die Wunderwelt ihrer Wanderdünen, die höchsten Europas, fesselt jeden Besucher. Von ihrer fremdartigen Schönheit vermögen Worte keinen Begriff zu geben. Man muß sie selbst sehen, um ein lebendiges Bild ihrer seltsamen Erhabenheit zu erhalten.

Wilhelm von Humboldt

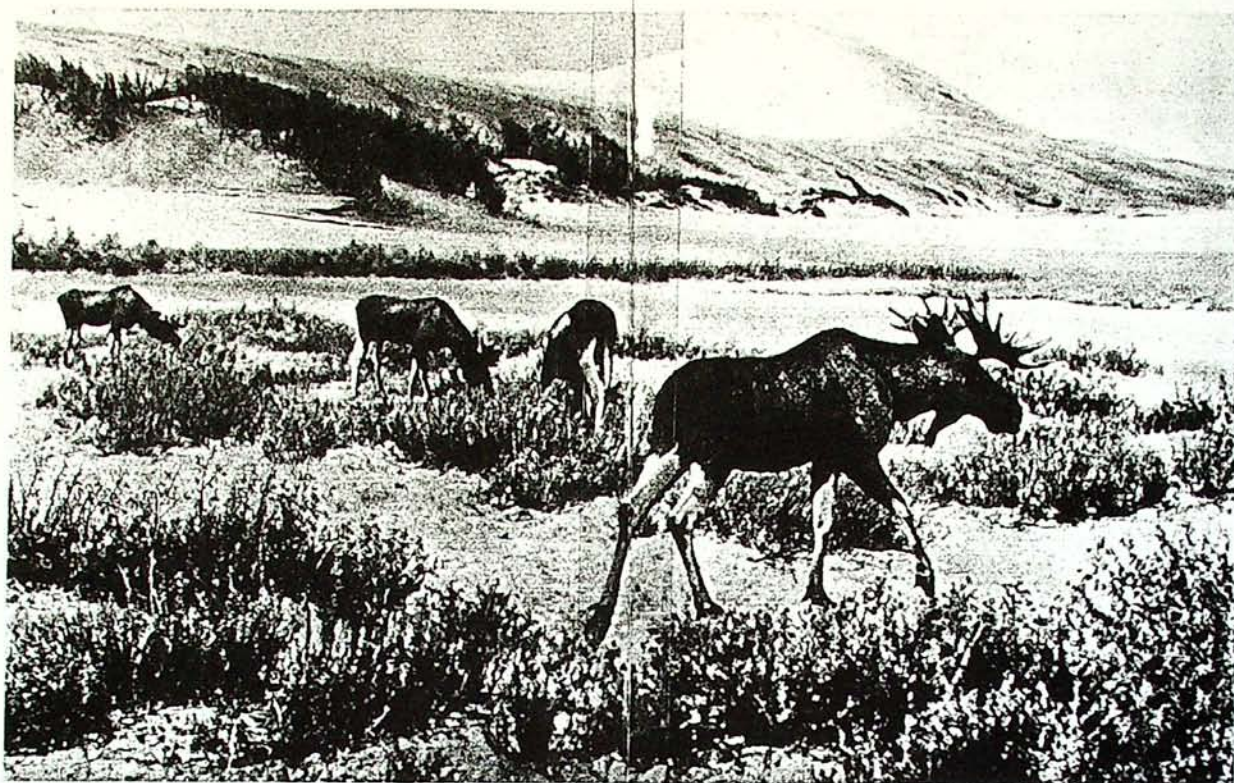
schreibt nach einem Besuch 1809:

„Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebensogut wie Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll!“



Nehrungslandschaft bei Schwarzort

M. Ehrhardt, Memel



Elche ziehen über die Palve

F. Krauskopf, Königsberg i. Pr.

Die **Wanderdünen** sind auf einer Länge von 40 km noch gänzlich kahl und wandern mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 5 bis 7 Meter jährlich weiter nach Osten.

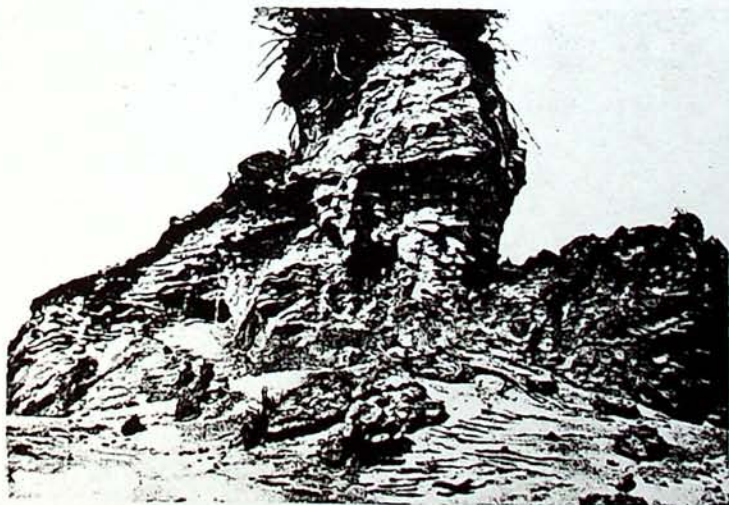
Landschaftsmalern und Forschern der verschiedensten Gebiete, sowie den **interessierten Laien** bietet die Kurische Nehrung eine Fülle des Fesselnden. Ihre **reiche Pflanzenwelt** weist manche Seltenheit auf. Als **Vogelzugstraße** erster Ordnung hat sie die vielseitigste Vogelwelt Europas.

Der **Stolz der Nehrung ist aber der Elch**; er allein zieht jährlich tausende Besucher in die Bäder des Memelgebiets. Die Badegäste haben Gelegenheit von Nidden oder Schwarzort aus Wagenfahrten oder Wanderungen zur **Besichtigung** der völlig harmlosen Tiere zu machen.

Die **klimatischen Verhältnisse** der Nehrung sind infolge der fast insularen Lage zwischen zwei Gewässern besonders günstig. Die Luft ist außerordentlich rein und frei von Nebel. Die **herrlichen Waldungen**



Kupstenterrain zwischen Ostsee und Haff F. Krauskopf
Königsberg i. Pr.



Dünenruine F. Horn, Memel

in der Nähe der Badeorte geben der Luft einen seltenen Reichtum an Ozon, sodaß die Verbindung von würziger Wald- und reiner Seeluft die Bäder des Memelgebiets zu **klimalischen Kurorten ersten Ranges** macht.

Die memelländischen Ostseebäder sind wie wenig andere geeignet, den **erholungsbedürftigen menschlichen Geist und Körper zu erfrischen und nachhaltig zu kräftigen**. Besonders vorteilhaft sind sie für **Nachkuren aller Art** und für schwächliche und skrofulöse Kinder. Schon der berühmte Arzt Virchow wunderte sich, daß die Leidenden nach fernen Ländern reisen, anstatt die Kurische Nehrung aufzusuchen. Aber auch **Herz- und Nervenranke und Blutarme** erzielen die **günstigsten Einwirkungen** bei einem Nehrungsaufenthalt.

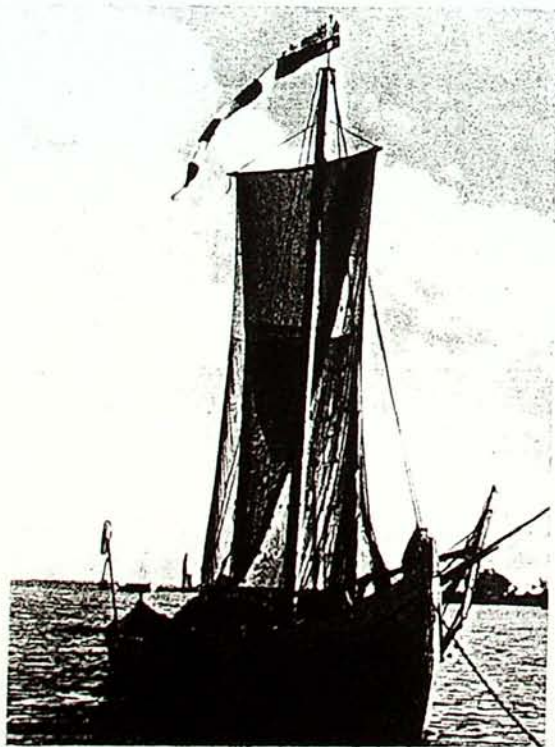
Die **Kurzeit** dauert vom 1. Mai bis 15. Oktober.

Die **Verpflegung** in den Bädern des Memelgebiets ist als billig zu bezeichnen. Man erhält Zimmer mit voller Pension für 4-7 Reichsmark. Außerdem sind genügend **Sommerwohnungen** ohne Pension zu angemessenen Preisen zu haben.

Es bestehen gute **Bahn- und Dampfverbindungen** mit Deutschland, durch den Seediens Ostpreußen von Swinemünde über Zoppot Pillau nach Memel und durch die Verbindung von Königsberg/Pr. über Cranz nach Cranzbeek mit der Cranzer Eisenbahn und von dort mit den die Nehrungsbadeorte Rossitten - Nidden - Schwarzort anlaufenden Dampfzügen nach Memel. Im Anblick der in der Abendsonne in allen Farben prangenden Dünenkette, ist eine Fahrt auf dem Kurischen Haff schon allein ein hoher Genuß.

Für ausländische Badegäste sind für die Zeit vom 1. Mai bis 15. Oktober von den zuständigen Behörden weitestgehende **Paß- und Visum-erleichterungen** angeordnet worden.

Über Pass- und Visumbestimmungen sowie über Eisenbahn- und Dampfverbindungen gibt das Beiblatt genaue Aufschluß.



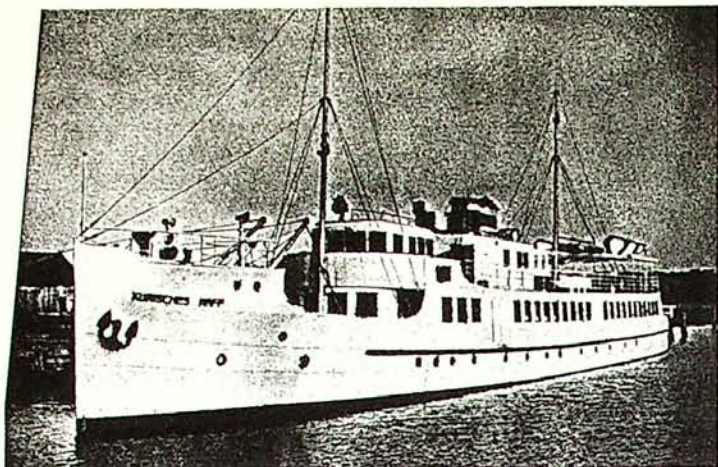
Keitelkahn auf dem Kurischen Haff

F. Krauskopf
Königsberg i. Pr.

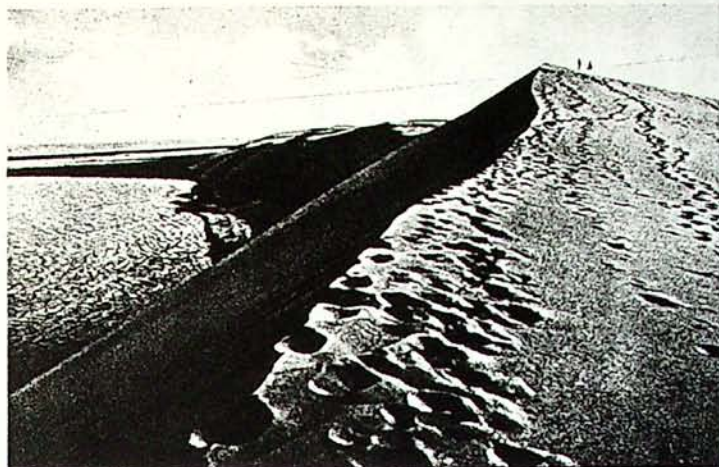
DAS MEMELLAND

UND SEINE OSTSEEBÄDER

Lieferung von
Fritz Krauskopf, Königsberg i. Pr.
Steindamm 64



M. S. „Kurisches Haff“
der Memeler Dampfschiffahrtsges. m. b. H. F. Krauskopf
Königsberg i. Pr.



Hohe Wanderdüne bei Nidden H. Schulz
Königsberg i. Pr.

Nach der Kurischen Nehrung

von Königsberg über Cranzbeek nach
Rossitten Nidden Schwarzort Memel

mit dem Doppelschrauben-Motorschiff

„Kurisches Haff“

Täglich schnellste
und bequemste Verbindung in jeder Richtung.

Das Schiff verfügt über großen Speisesaal, Rauchsalon, geschützte und offene Promenadendecks, ist durchweg mit Warmwasserheizung versehen und gewährleistet selbst bei schlechtem Wetter eine ruhige, angenehme Fahrt.

Erstklassige Oekonomie · Paß- und Zoll-
abfertigung an Bord · Fahrpläne und alle
Auskünfte durch die Reisebüros oder direkt.

Memeler Dampfschiffahrts-Gesellschaft m. b. H.

Telefon 1240 Memel, Fischerstraße 4

Beste, billigste und bequemste Verbindung nach Memel durch den

Seedienst Ostpreußen

Swinemünde-Zoppot-Pillau-Memel
mit den neuerbauten, hocheleganten See-Motor-Schnellschiffen
„Hansestadt Danzig“ und „Preußen“

Fahrplan und Zuganschlüsse siehe Beiblatt

Kurhaus Memel-Sandkrug

Hotel und Pension

10 Minuten zum sammetweichen und steinfreien Seestrande. Tennisplätze
mitten im Walde. Täglich Konzerte. Gute bürgerliche und vegetarische
Küche. Pensionspreis von 4.- RM ab. Portier an jedem Zuge und Dampfer.
Fernruf Sandkrug Nr. 3

Die Bäder des Memelgebiets Nidden, Preil, Schwarzort, Memel-Sandkrug
und Süderspitze auf der Kurischen Nehrung, Försterei-Mellneraggen, Nimmersaft
an der memelländischen Festlandküste und Ruß am Memelstrom gelegen, zeichnen
sich durch ihre unvergleichlich schöne Lage, ihre klimatischen Heilwirkungen,
ihren breiten, steinfreien Strand und den starken Wellenschlag aus.

Nidden

Kurort und Ostseebad.

Der größte Ort auf der Kurischen Nehrung. Hohe sehenswerte Wanderdünen
mit „Tal des Schweigens“. Viel von Landschaftsmalern besucht. Idyllische Lage.
Zwangloses Badeleben. Reunions, Dampfer-, Segel- und Bootsfahrten. Jugend-
herberge.

Ständiger Sommerwohnsitz des bekannten deutschen Dichters und Nobel-
preisträgers Thomas Mann.

Nähere Auskunft erteilt die Gemeindeverwaltung.

Preil

Ostseebad.

Aufstrebender, billiger und sehr ruhiger Badeort. Liegt unmittelbar am Elch-
revier. Höchste Dünen. Laub- und Nadelwald.
Auskunft erteilt die Badeverwaltung.

Nidden

Kurischer

Ruhigstes Haus
am Platze



Fernruf 2

Elch

G. Stragies

Spezialhaus für Krebse
und Krebsgerichte
Anerk. gute Pension
bis 15. 6. . . . RM 4.-4.50
„ 15. 8. . . . „ 4.50-5
„ Saisonschl. „ 4.-4.50
Jugendherberge
elektr. Licht, W. C.

Haus Hermann Blode — Nidden

die altberühmte Gaststätte seit 1867 bietet beste Aufnahme
Zimmer mit fließendem warmen und kaltem Wasser und
elektrischem Licht. Solide Preise, in der Vor- und Nach-
saison ermäßigt. Prospekt wird auf Wunsch zugesandt.

Fernruf Nidden Nr. 1

Telegramme: Hermann Blode-Nidden

NIDDEN

Fernruf 7

Kurhotel **NORDISCHE LINNÄA**

Anerkannt gute und preiswerte Pension. Sehr ruhige Lage, un-
mittelbar am Hochwald, am nächsten zur See. Freundl. sonnige
Balkonzimmer. Elektrisch Licht in allen Räumen. Fahrten ins
Elchrevier. Vor- und Nachsaison stark ermäßigte Preise!

Prospekte
auf Wunsch!
Besitzer:
H. Domschelt

Hotel Martin Sakuth — Nidden

Empfehlte seine im Neubau gut eingerichteten, behaglichen Fremdenzimmer
Neue freundliche Veranda und Terrasse mit Ausblick auf Haff und Dampfer-
anlegestelle. Anerkannt gute Verpflegung pro Tag von 4.- RM ab.

Täglich Fahrten ins Elchrevier

Fernruf 6



Nehrungsabend

Menschen von der Kurischen Nehrung

In Bildern von Fritz Burmann

Von Karla Eckert

Die Kurische Nehrung, im äußersten Nordosten des Reiches gelegen, gehört wohl zu den unberührtesten und einsamsten, wahrscheinlich auch ärmsten Gebieten Deutschlands. Ein schmaler Landstrich zwischen zwei Gewässern, so liegt die Nehrung da: mit einem weiten und einsamen Strand, mit Sümpfen und Wäldern, mit der langen Nehrungstraße, die ins Unendliche zu führen scheint, mit den hohen rieselnden Wanderdünen, mit den malerischen kleinen Fischerdörfern am Haff, dessen flacher Wasserspiegel die Farben des Himmels, Baum und Haus und Reittelkähne in schimmernder Zartheit widerspiegelt. Keine Eisenbahn, kein Autoverkehr stört den schwermütigen Zauber dieses eigenartig schönen Stückchens Erde. In Abgeschiedenheit und Einsamkeit leben die Menschen hier, ein ernster und schweigamer Volksschlag, wie ihn die Bedingungen des Bodens geformt haben. Hart und schwer ist ihr Leben, ein ständiger Kampf mit den Gewalten der Natur, mit dem Meere, das sich seine Schätze nur widerwillig abzwängen läßt, mit Wind und Wetter und der Kargheit des Bodens. Die Armut ist der treue Gefährte ihres Daseins, und der Tod ein häufiger Gast. Wie viele der Männer, die

Tag für Tag zum Fischen auf das Meer hinauszuziehen, kommen nicht wieder heim. Es gibt wohl keine Fischerfamilie auf der Nehrung, in der nicht ein Vater, ein Sohn oder Bruder draußen geblieben ist.

Dieses sind das Land und die Menschen, die Fritz Burmann, der geborene Westfale, kennenlernte, als er vor nun elf Jahren an die Akademie in Königsberg kam. Er traf hier auf eine Welt, die, je tiefer er in sie eindrang, ihn mehr und mehr anzog, so daß das Leben und die Schicksale der Nehrungsfischer immer ausschließlicher zum Bildgegenstand seiner Schöpfungen wurden. Er fand hier verkörpert schlichtes menschliches Sein in ursprünglicher Gestalt, den Menschen kämpfend und leidend den Mächten der Natur ausgesetzt, schweigend und ohne Klage die Mühen des Tages, die Lasten des Schicksals tragend. Und er wird es nicht müde, uns immer wieder die Landschaft in ihrer eigenartigen und melancholischen Schönheit und den Menschen darin in seinem stillen Heldenkampf, mit seinen Nöten und seinem Glück vor Augen zu führen. Denn nie begnügt sich Fritz Burmann mit der bloßen Wiedergabe der Wirklichkeit, mit der ästhetisch reizvollen Aufzeichnung der äußeren Erscheinung, sondern immer ist es ihm um mehr zu tun, bemüht

Fischerfrau mit Angelsabnen



Kurisches Mädchen

er sich um die Gestaltung des hinter dem Äußereren verborgenen Sinngehaltes — wie jeder echte Künstler letzten Endes.

Fritz Burmann hat während seiner Lehrtätigkeit an der Königsberger Akademie in jedem Jahre oft mehrere Monate auf der Kurischen Nehrung gearbeitet, hat unmittelbar unter den Fischern gelebt, so daß er das Land und die Menschen dort nicht nur aus der Sicht des Städters, sondern aus innigem Vertrautsein mit ihrem Leben und ihren Schicksalen kennt. Spürt man doch aus jedem Bild das Wissen um Land und Leute und zugleich die Liebe des Künstlers zur Landschaft, die tiefe innere Anteilnahme an dem Leben der Nehrungsfischer, die darum jene Bilder auch für den Beschauer so ergreifend sein läßt.

Dabei sind sie ganz ohne jeden äußerlichen »Effekt« gemalt. Selten wird ein dramatisches Geschehen dargestellt: das Bild des toten Fischers kann als eine der wenigen Ausnahmen gelten. Häufig ist die Zusammenstellung mehrerer Personen durch keinerlei



Fischerfrauen am Sonntag

Handlung begründet. Ruhig stehen oder schreiten sie nebeneinander, hohe geschlossene Umrisse vor dem weiten Hintergrund. Nur wenige sparsame Gebärden verleihen ihnen Leben und Ausdruck. Schwerfällige und plumpe Gestalten sind dargestellt, von Arbeit und Sorgen gezeichnet und im äußerlichen Sinne oft unschön. Schönheit verleiht ihnen allein die bei aller Zartheit und Zurückhaltung so reiche und erlesene Farbgebung, die weniger durch heftige und laute Farbklänge als durch feine Abstufungen Wirkungen erzielt. Größe und Monumentalität aber gibt jenen Nehrungsbewohnern die strenge und flächige Formgebung, die alles Kleine und Kleinliche wegläßt und, ohne zu beschönigen, die Menschen aus ihrer Alltäglichkeit hebt, sie zu hohen Sinnbildern macht und soviel Ausdruck und Bedeutung in den Umriss ihrer Gestalten legt.

Vielleicht ist es an dieser Stelle gut, kurz die wichtigsten Lebensdaten des Künstlers anzugeben. Fritz Burmann ist 1892 in Wiedenbrück in Westfalen geboren, gehört also jenem Volksstamm an, der dem deutschen Volke von jeher viele Begabungen geschenkt hat. Nach dreijähriger praktischer Erlernung der Wand- und Glasmalerei besuchte er zur



Frauen am Meer

weiteren Ausbildung die Kunstakademie in Düsseldorf mit vorübergehendem Aufenthalt in München 1912 bei Professor Knirr. Die vier Kriegsjahre brachten ihn dann an die russische und französische Front, von wo er 1918 schwer verwundet zurückkam. Studienreisen führten ihn nach Holland, Belgien, Italien und Dalmatien. Wichtig für seine Laufbahn war 1926 die Berufung als Professor an die Kunstakademie in Königsberg, die ihm zehn fruchtbare Arbeitsjahre brachte. Seine Eignung für dekorative Arbeiten, eine ausgesprochene technisch handwerkliche Begabung — die sich auch im Staffeleibild so angenehm bemerkbar macht — sichern ihm überhaupt ein sehr vielseitiges und reiches Betätigungsfeld. Eine neue Wende im Schaffen des Künstlers wird vermutlich die Berufung an die Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst in Berlin zu Beginn dieses Jahres bedeuten, die nach schweren persönlichen Schicksalsschlägen den Weg für einen neuen Entwicklungsabschnitt freizulegen geeignet ist.

Fritz Burmann gehört zu der Generation von Malern, deren Schaffen zweifellos eine Reaktion gegen den Expressionismus bedeutet, wie die künstlerischen Ziele jeder Generation

in gewisser Weise eine Gegenbewegung gegen das Wollen der älteren darstellt. Und manche Eigenarten der Burmannschen Kunst bekommen einen neuen Sinn und eine vertiefte Bedeutung, betrachtet man sie von diesem Gesichtspunkt aus. So erklärt sich die schon hervorgebobene Zurückhaltung in Farbe und Ausdruck als allgemeines Kennzeichen der Malerei unsrer Zeit. Statt der buntglühenden Farbigkeit des Expressionismus, der groben und primitiven Kontrastwirkungen, der absoluten Flächigkeit bringen die neuen Bilder wieder eine fein abgestufte Tonigkeit, Raamtiefe, eine sorgsame, an der Natur kontrollierbare Ausführung zur Geltung. Aller Rausch und alle wilde Ekstase sind aus diesen Bildern geschwunden, mißtrauisch sind die Männer, die durch Krieg und Nachkriegszeit gegangen sind, gegen den Überschwang des Gefühls, gegen laute und tönende Begriffe geworden. Verhalten äußern sich ihre Gefühle und zuchtvoll gebändig. Aber gerade in den Werken Fritz Burmanns ist zu beobachten, wie eben diese äußere Stille, die liebevolle Hingabe an das Objekt eine ganz neue Empfindungswelt zum Schwingen bringt, ja seelischen Werten überhaupt erst Raum gibt. Und bei allem bewußten Verzicht auf starke Gefühlsäußerungen, bei aller Hintanstellung der eignen Persönlichkeit hinter dem Dargestellten spürt man in jeder Linie, in jeder kleinsten Einzelheit die leidenschaftliche Anteilnahme des Malers an seiner Gestaltenwelt, die tiefe Erregung, aus der heraus er schafft. Dieser Gegensatz zwischen äußerer Ruhe und innerer Erregung ist zweifellos typisch für

Fischerfrauen am Abend



Fischerfrau mit Wermutsweg

die Malerei unsrer Zeit, allerdings muß hervorgehoben werden, daß diese Spannung, die vielleicht den stärksten Reiz der Burmannschen Bilder ausmacht, nicht überall so ausgeprägt ist wie hier.

Dabei kommen wir auf ein andres: Fritz Burmann ist ein ausgesprochen kultivierter Künstler. Es gibt Maler, die aus einer größeren Unbekümmertheit, aus einem starken und unbeschwertem Kraftgefühl heraus schaffen. Bei Burmann schiebt sich dazwischen die Kontrolle des Bewußtseins. Immer spürt man in seinen Bildern noch ein Wissen um die Form und die Zusammenhänge der Farbe. Ist damit auf der einen Seite eine Schwächung



Der tote Fischer

an lebendiger Stosskraft, eine gewisse Weichheit des Empfindens verbunden, so sind auf der andern Seite auch die schöne Ausgewogenheit, die wundervolle Gepflegtheit der Farbigkeit und die hohe Malkultur — also die Hauptvorzüge der Bilder — hierin begründet.

Auch seine kunsthistorischen Kenntnisse, ein sehr tiefgehendes Verständnis für die Kunstwerke der deutschen Vergangenheit, werden hier und da als fühlbare Erinnerung in seinen eignen Kunstschöpfungen sichtbar. Allerdings handelt es sich niemals um unmittelbare Übernahmen, immer ist dieses Wissen auf eine durchaus eigne und selbständige Art verarbeitet.

Fritz Burmann gehört zu jenen Malern, die, heute auf dem Höhepunkt ihres Lebens stehend, die eigentlich Berufenen sind, dem Wesen und Glauben unsrer Zeit Ausdruck zu verleihen. Und die Anerkennung, die sein Schaffen gerade in den Jahren seit 1933 gefunden hat — der Ankauf einiger Bilder vom Kultusministerium, seine Berufung an die Berliner Akademie, die Hinzuziehung seiner Bilder bei allen offiziellen Ausstellungen des Reiches — weisen darauf hin, wie sehr seine Kunst der Sehnsucht unsrer Zeit nach einer sinnvollen und wesenhaften Gestaltung unsrer Lebensinhalte entspricht.

aus:

"Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreussen"
von A. Boetticher Heft V. Litauen, Königsberg 1895

Nidden, meliertes Dorf (Goldbeck), 48 km Ostl. s. s. w. von Memel, auf der
kurischen Nehrung.

Vorgeschichtliche Altertümer im Ksple Nidden:

Nidden. Die kurische Nehrung ist sehr reich an Altertümern, namentlich der
Steinzeit. Viele im Prov. Museum und P. M.; vgl. Tischler, S. d. p. ö. G. 1882 17 ff. 1883 89 ff.
und Bezzenberger, Die kurische Nehrung u. s. w. in: Forschungen zur Deutschen Landes- und Volks-
kunde III 4 Stuttgart 1889 165—300. — P. M. N. I 1893 Nr. 17, 18, 21, 28, 70 N. 72, 73.

Nidden hat als älteste Handelsfestung eine auf den Krug bezügliche von 1529.
1709 Pest, wobei fast die ganze Bevölkerung aufgerieben wurde. Es gehörte in kirch-
licher Beziehung zum veränderten Dorfe Kunzen (Kr. Fischhausen), dann zum gleich-
falls veränderten Karwaiten, seit 1797 zu Schwarzort, bis es mit Preil und
Perwell 1854 ein Ksple wurde. Schon 1832/33 wurde ein einfaches Wohnhaus zur
Kirche eingerichtet; der Altar und die Kanzel stammten aus der Kirche zu Kunzen.

Die jetzige ev. Pfarrkirche ist vor wenigen Jahren geweiht; ein schöner Bau in
gotischen Formen, nur mit Kopfsteinen gemauert. Der Dachverband freischwebend.

Auf dem Urbo-Kalnė (lett. anzgehöhlte Berg) seit 1874 ein Leuchtturm mit
Blinkfeuer.

In Karwaiten, 9 km Ostl. n. ö. von Nidden, die veränderte Kirche 1786 geschlossen
und ihr Material zur Schwarzortener Kirche verwendet. Ihr granitner Taufstein jetzt an
der N. Seite des Königsberger Schlosses. Hier wurde den 9. Januar 1776 Ludovicus



Abb. 64. Fischerhaus in Nidden.

Zedeminus (Martin Ludwig) Rhesa geboren, der Verfasser der litauischen Bibel, der
Prutena, die 1809 und 1825 in Königsberg erschienen, und Stifter der studentischen
Anstalt Rhesianum in Königsberg, wo er als Professor und Konsistorialrat auf dem
Kneiphöfischen Kirchhof am Brandenburger Thor 1840 begraben wurde. (Sein Denkmal
f. Schlußheft.) N. P. P. B. andere Folge VII 246 f.

Über den Kirchhof im Schlußheft. Ein Fischerhaus in N. Abb. 64.

Nachrichten über die kurische Nehrung und das Ksple Nidden:

Verendt, Reise über die kurische Nehrung in N. M. 1867. — Verendt, Geologie des kurischen
Haffes in S. d. p. ö. G. 1868 131 ff. — Schiefferdecker, Bericht über eine Reise zur Durchforschung
der l. N. ebenda 1873 33 ff. — Passarge, Aus baltischen Landen, Glogau 1878 184 ff. — Bezzen-
berger, Die kurische Nehrung und ihre Bewohner in: Forschungen zur Deutschen Landes- und Volks-
kunde III 4 Stuttgart 1889 165 ff. — Harnoch, C. und S. 1890 164 f. — v. Tettau und Temme,
Die Volksagen Ostpreussens u. s. w. 1836 172. — Rhesa, Prutena 74.

lich der sechsten Fischerstelle vermerkt: „... undt gehen 2 Mf. von Wertten Lam-
baten Erbe abe, denn sonsten umb den hohen Zins Niemand drauf wohnen
will.“ Wenn das Dorf im Rechnungsjahr 1594/95 außer dem Krüger 8 Fischer-
wirte aufzuweisen hat, aber keine Insten, so kann man wohl annehmen, daß die
Amtsverwaltung die früheren Insten zur Besetzung der Volkfischerstellen heran-
gezogen hat.

Das 17. Jahrhundert stellte die Existenz des Dorfes Nidden stark in Frage.
Zwar werden 1599/1600 noch 8 Wirte gezählt, doch hatten sie samt dem Krüger
bei der fortschreitenden Versandung des Dorfes kein leichtes Dasein, wie einem
Gesuch des Krügers (angeblich vom 15. Dezember 1600) an den Landesherrn zu
entnehmen ist: „Wenn aber Ew. Fürstl. Durchl. gnedigst bekennt, in welchen hohen
Beschwernissen wir arme Underthanen daselbst wohnen, nichts als den Sandt
umb uns sehen, Wiesen und Graß weit über 3 Meilen nicht ohn einfallende Leibs-
und Lebens-Gefahr holen und suchen müssen . . .“ usw.⁶⁾. Zu der Bedrängnis
durch den Sand kam 1603 noch die Pest, die neben dem Krüger nur 2 Fischer-
wirte übrig ließ. Menschen müssen damals knapp auf der Nehrung gewesen sein,
denn es dauerte fast anderthalb Jahrzehnte, bis sich ein dritter Fischer hinzufand.
Noch im „Schuldt-Register“ des Amtes Memel vom 19. November 1614 heißt es
von Nidden: „Dieses Dorf leit an der Nehrung am Habe 6 meil wegess von der
Westung⁷⁾. Seindt nur ihr drey⁸⁾ beim Leben, die andern Erbe ist alleß verwehet
und versandet, ernehren sich mit der Fischerey in der Sehe undt Habe, beschweren
sich wegen Post, welche⁹⁾ darmiet geplaget.“ Aus dem Schuldregister erfahren
wir auch, von welcher Höhe Nidden herabgesunken ist, denn das Dorf muß in seiner
Blütezeit 24 besetzte Fischer-Erbe besessen haben, da das Register 22 wüste
Stellen, deren Wirte teils verstorben, teils entlaufen waren, und nur 2 besetzte
Erbe zählt. Gegen Ende des zweiten Jahrzehnts trat eine geringe, freilich nur
vorübergehende Erholung ein, indem die Zahl der besetzten Fischer-Erbe 1619/29
von drei auf fünf stieg. Dann kam aber wieder ein Rückschlag, und in den dreißiger
Jahren muß die Zahl der Fischer wieder auf zwei herabgesunken sein, da die
Amtsrechnung 1640/41 in Nidden 3 Fischertwirte nennt, von denen der eine neu
ist. Das Vermögensverzeichnis der unmittelbaren Amtsuntertanen von 1658¹⁰⁾
zählt gleichfalls nur 3 besetzte Erbe, zu deren Inventar 1 Pferd, 1 Dohse, 6 Rüche,
3 kleine Boote und 1½ Strandgarne gehören; die Niddener Fischer „sindt 14 Mf.
32 B Zinß schuldig und wohnen sehr schlecht“.

Zwischen 1673 und 1676 scheint Nidden vom Grabst-Hafen um rund 500 m
nordwärts verlegt worden zu sein (vgl. o. S. 175), da die nicht vor 1673 entstan-
dene *Naronski*-Karte das Dorf noch auf dem Hafen zeigt, in den Folgejahren

⁶⁾ Bezzenberger, S. 52.

⁷⁾ Memel.

⁸⁾ Der Krüger und zwei Fischer.

⁹⁾ Die drei Niddener.

¹⁰⁾ St.-A. Abg.: Dstpr. Fol. 12 669.

N I D D E N

Der Mittelpunkt
des gesellschaftlichen und künstlerischen Lebens in
Nidden ist die altberühmte, sehenswerte und am
meisten besuchte

GASTSTÄTTE HERM. BLODE

begründet 1867

Von der Seeseite durch kiefernbewaldete Höhen um-
schlossen, unmittelbar am Haff gelegen inmitten eines
ländlichen Friedens, breitet das Haus Hermann Blode
seine behaglichen Räume an der warmen, sonnen-
überstrahlten Haffküste aus. Von hier umfaßt der
Blick das malerische Ufer des Fischerdörfchens, die
hohen Wanderdünen und das weite Haff bis drüben
hin zum Festland

+

Zimmer mit elektrischer Beleuchtung und zum Teil mit
Kalt- und Warmwasserleitung / Bad / sehenswerte
Veranden / Sonnenterrasse / behagliche Gasträume
erstklassige Verpflegung / Künstlerzimmer (Künstler-
kolonie) / Bücherei / fotogr. Dunkelkammer / Elch-
und Segelfahrten mit eigenen Fahrzeugen

+

Prospekt auf Wunsch
Preisermäßigung im Frühjahr und Herbst und günstige
Arrangements für Familien während der Hochsaison

+

Fernsprecher: Nidden Nr. 1
Telegramme: Hermann Blode Nidden

EUROPAS SANDWÜSTE DIE KURISCHE NEHRUNG



**Anregungen zum Studium
der Pflanzenwelt der Kurischen Nehrung
und ihre Wechselwirkung auf das Festlegen
und Wandern des Sandes.**

Von Privatdozent Dr. H. Ziegenspeck.

Jedem Besucher unserer Kurischen Nehrung fallen zwei Pflanzengesellschaften auf: die Genossenschaft der Sandfänger und -binder in den Dünengeländen und die Pflanzen des Plantagenwaldes.

Wir wollen daher die ersten weniger als Einzelpflanzen denn als Gemeinschaften schildern. Ein Querschnitt durch unsere Nehrung läßt fünf Teile deutlich erkennen:

1. Der pflanzenleere Strand und die meeresnahe Vordüne.

2. Das Gelände des Plantagenwaldes. Beide sind bei uns meist durch mühselige Arbeit des Menschen unter bewußter Ausnützung der Kampfkraft der Vegetation erzeugt.

3. Das Kupstengelände. Der Schauplatz eines siegreichen Kampfes der Vegetation und eines Zerstörens der Dünenbildung durch die Gewalten des Windes. Es ist das interessanteste Gelände eines Kampfes.

4. Das innere Dünengelände mit alten Parabeldünen, gefangenen Wanderdünen, Einzelbarchanen, Dünenketten und Dünentoren. Es ist entstanden unter Hebungen und Senkungen der Nehrung in der Nacheiszeit. Durch eine siegreiche Vegetation in günstigeren Zeiten bildeten sich die relativ stabilen Walddünen. Diese erlebten Windbrüche und bildeten Parabeln. Durch die Hebung wurden sie überhöht und durch Kälterwerden der Winter metastabil, das heißt sie konnten sich selber erhalten, aber nicht mehr neu erzeugen. Endlich durch Verwüsten des den Wind abschattenden Waldes durch Teerbrennerei und Weide-

betrieb wurden sie labil und kamen ins Wandern. Endlich in neuerer Zeit gelingt es unter vieler Mühe und Neueinfuhr von der Latsche, einer Pflanze mit größerer Kampfkraft, auch unter heutigen Umständen diese Dünen wieder festzulegen.

5. Das Gelände des Überstreichens durch Dünen, die Dünenzirkusbildung auf den Haken und die sogenannten Palwen.

Leider ist hier nicht die Möglichkeit gegeben, die Einzelheiten dieses großartigen Schauspiels des Kampfes der Pflanzenwelt gegen den Wind und Sand im einzelnen zu schildern. Wir wollen daher mehr Einzelbilder herausgreifen. Da, wo der Sand frei weht, also durch Windwalzen der Sand über den Boden fliegt, reden wir von Flugsand.

Wo die Erhebung nicht überhoch und die Sandmassen nicht allzu unruhig sind, stellen sich die sogenannten Sandfänger ein. Das findet also sowohl in Meeresnähe als im Kupstengelände statt. Die meeresnahen Vordünen werden künstlich gemacht. In ihnen finden sich einige Elemente, die dem inneren Dünengelände fehlen. Aber die Zahl derselben ist in Ostpreußen verhältnismäßig gering. Wir heben vor allem das Fehlen des Strandweizens, einer Charakterpflanze der Meeresnähe der friesischen Inseln z. B., hervor und führen das Zurücktreten der salzertragenden westlichen mehr atlantischen Gewächse erstens auf die größere Kontinentalität des Klimas und zweitens vielleicht weniger auf den geringeren Salzgehalt zurück. Es handelt sich bekanntlich um Salz ertragende, nicht etwa um bedürftige Pflanzen. In jedem botanischen Garten kann man sie zumeist auch ohne Salz ziehen.

Die ersten Pioniere der Flugsandstellen sind drei kräftige Gräser: der Strandhafer (*Psamma* [*Ammophila*] *arenaria*), die Strandgerste (*Elymus arenarius*) und das Landreitgras (*Calamagrostis epigeios*). Die Reihenfolge gibt die häufig am Meere vorkommenden zuerst an, das letzte ist fast nur in dem Gelände der inneren Dünen zu finden. Zwischen dem Strandhafer und dem Reitgras gibt es eine Unzahl von Kreuzungen, die man auch als *Psamma baltica* bezeichnet. Durch ihre beweglichen, oberirdischen, langen Blätter hemmen diese Gräser den bodennahen

Anteil der Windwalzen und vermindern die Triebkraft derselben. Es kommt zur Bildung von **Zungendünchen**, die je nach der in Frage kommenden Windkomponente gelagert sind, unter Umständen hinter der hohen Dünenkette oder im Schutze des Plantagenwaldes sogar nach Westen streichen. Die Strandgerste erkennt man leicht an der bläulichen Bereifung der Blätter. Diese Gräser besitzen einen weithinstreichenden, zum Aufsteigen befähigten Wurzelstock und feste, weit ausladende Wurzeln. Das ermöglicht ein gutes Fangen des Sandes. Das Bindevermögen ist jedoch mehr durch Abschirmen des Windes als durch das Verdichten des Sandes bedingt. Von Beisiedlern in Seenähe ist besonders die reizende **Strandplatterbse** (*Lathyrus maritimus*) hervorzuheben. Ebenfalls als Sandfänger spielt eine beschränkte Rolle die **Strandmiere** (*Honkeneya* [*Ammadenia*] *peplioides*). Während erstere den inneren Dünen fehlt, ist letztere dort seltener. Nur vorübergehende kleinere Zungendünchen vermag der **Meeressenf** (*Cakile maritima*) zu erzeugen. Er ist einjährig und kann daher keine bleibenden Bildungen hervorrufen. Am Strande, am Fuße der hohen Wanderdünen und am Einsturz derselben ins Haff stellt dieser lila blühende Kreuzblütler den ersten Boten der beginnenden Vegetation dar. An den gleichen Stellen sind ebenfalls anzutreffen: der **Wanzensamme** (*Corispermum intermedium*) und das **Salzkraut** (*Salsola kali*). Letzteres ist aber durchaus nicht etwa nur an Salz geknüpft.

Die Zungendünen verschmelzen bald zu kleineren Dünenzügen, bei und am Meere und auf der Front gegen Westen seitlich, auf den Seitengehängen dagegen zumeist längs oder auch seitlich. In die so entstandenen **P s a m m a d ü n e n** kommen schon eine größere Reihe von Begleitern herein. Es sind drei **Korbbütler**, die sehr häufig hier wurzeln. In großer Mannigfaltigkeit der Form erscheint mit seinen gelben Köpfen und schmalen Blättern das doldige **Habichtskraut** (*Hieracium umbellatum*). Die Wurzeln gehören wie bei dem flockigen **Bocksbart** (*Tragopogon floccosus*) zu den tiefer streichenden. Letzterer ist für Ostpreußen sehr kennzeichnend. Die großen gelben Körben und die flaumige Behaarung der Knospen machen

ihn unverkennbar. Beim Anschneiden gibt er zudem reichlich Milch. Er ist ein Element der südrussischen Steppen, das ebenso wie *Linaria odora* nicht weit nach Nordosten vordringt, sondern mehr aus südöstlicher Lage kommt. Selten in höheren Lagen, immer in einer gewissen Nähe des Grundwassers, erscheint die filzige **Pestwurz** (*Petasites tomentosus*), auch eine östliche Pflanze. Ihre Wurzeln und der Stock sind verhältnismäßig seicht, und die Pflanze gehört sonst der Stromtalflora an. Im zeitigen Frühjahr erscheinen die weißlichen bis hellgelben Blütenstände lange bevor die Blätter herauskommen. Im Sommer beobachtet man vornehmlich an sehr sonnigen Stellen bei den Blättern auf der Unterseite einen sehr dichten, filzigen Belag. Diese wird durch Drehung des Stieles im Winde bei dem tütenförmigen Blatte dem Sandgebläse zugewendet. Eine Pflanze, die sogar eine gewisse Fähigkeit Sand zu fangen besitzt, ist der **Beifuß** (*Artemisia campestris*). Er findet sich da in eigenartigen Formen.

Nicht vergessen darf jedoch das Wahrzeichen solcher Dünen werden: die **Stranddistel** (*Eryngium maritimum*). Diese ist wohl das schönste und charakteristischste Gewächs aller Dünenzonen, wobei sie aber durchaus nicht nur an die unmittelbare Meeresnähe geknüpft ist. Auch an dieser Stelle möchten wir aus Gründen des Naturschutzes darauf hinweisen, daß es verboten ist, das Gewächs zu pflücken. Die Wurzelstöcke stehen senkrecht und besitzen im hohen Grade die Fähigkeit, jedes Jahr senkrecht nach oben zu wachsen, dafür aber sich wieder zu verkürzen, so daß die Pflanze sich förmlich den richtigen Horizont herausprobt. Sie vermag so in sehr große Tiefen vorzudringen und sich dadurch von der Oberfläche der Sande unabhängig zu machen.

Zu den oft sehr auffälligen und auch schönen Gewächsen dieser Bestände gehört der an unseren Fundplätzen orange überlaufene **Wundklee** (*Anthyllis vulneraria* var. *maritima*). Unbedingt ein Schmuck der Dünen gelände im allgemeinen ist jene leuchtend farbige Form des **Sandstiefmütterchens** (*Viola tricolor* var. *arenaria*). Mehr für den Fachmann auffällig ist das wohlriechende **Leinkraut**, das sehr

gern in Windmollen, also Zerstörungsprodukten dieser und der folgenden Vegetationen, auftritt.

Zwischen die Genossenschaft der Sandfänger beginnen allmählich die Sandbinder einzutreten. Sie stellen an solchen Flugsanddünen mehr eine Untervegetation dar, an Stellen, wo der Sand aufgeschüttet, weniger übergeblasen wird, finden wir den roten Sandschwingel (*Festuca rubra arenaria*) unmittelbar. Die Sandbinder besitzen ein mehr oberflächlich gelegenes Wurzelwerk, das aber dafür auf dichteste den Sand verfilzt, oder sogar die oberirdischen Anteile liegen wie beim duftenden Quendel (*Thymus serpyllum*) breit auf dem Sande. Der Sand wird daher mehr gefestigt. Waren die Siedlungen bisher ziemlich konform, so werden sie nun sehr mannigfaltig. Die wesentlichen Etappen der Siedlung sind das Silbergras, die Thymianheide und dann die Silberweiden.

Wenn man über die Nehrung geht, beobachtet man manche Stellen mit einem rötlichen Schimmer. Es sind das zumeist etwas ruhiger liegende Sande, auf denen das horstartige Silbergras wurzelt. Zur Blütezeit sind die niedrigen Blütenstände rötlich überlaufen. Sie sind gern vor und nach der Blüte zusammengezogen. Die Wurzeln stehen dicht beisammen. Eine andere Schwingelart, die *Festuca polesica*, von anderen Botanikern *Festuca ovina glauca* genannt, ist daneben auch eine Pflanze der Sandbindung. Zwischen die Horste dieser Pflanzen siedeln sich Moose und Flechten, vornehmlich Renntierflechten (die grauen) und Hornflechten (die mehr braunen) an. Diese bedecken die Böden und schaffen dadurch eine ganz oberflächliche Verfilzung. Vorher kommen die Sandseggen (vornehmlich *Carex arenaria*, seltener *ligerica*) herein. Diese kann man sehr deutlich an der Stellung der einzelnen Blatttriebe genau in einer meterlangen Reihe erkennen. Die Blätter sind oft etwas verdreht. Für die Festigung haben die ziemlich tief im Wurzelstock und mit tieferen weiteren und näheren Wurzeln verankerten Seggen weniger zu bedeuten. Sie vermögen jedoch, wenn der Wind die Schüttsande oder ergrauten Dünen in Windmollen aufreißt, länger zu widerstehen. Im zeitigeren Frühsommer bedeckt der Sandseuf (*Ara-*

bis *arenosa*) mit seinen meist weißlichen Blüten weitere Strecken. Von sonst selteneren Pflanzen gehört der Sandtraganth (*Astragalus arenarius*) zum Frühsommerschmuck durch seine weißlichen meist blaß-violett bis purpurnen Blüten, die aus den niedrigeren Trieben mit grauen gefiederten Blättern hervorgehen. Die Laubkräuter (*Galium mollugo*, weiß, und *Galium verum*, gelb) sowie selten *Vicia lathyroides* helfen die Fläche bunter ausmalen. An manchen Stellen siedeln die Fetthennen (*Sedum acre*) und erzeugen gelbe Töne. Das Gemeine Veilchen wird jeden in diesen einsamen Gegenden durch seine Farbe erfreuen (*Viola canina*). Einjährige Gewächse übersieht man sehr leicht, so das Hungerblümchen (*Erophila verna*). Bei weiterer Festlage des Sandes sind sehr kennzeichnend der Hasenklee (*Trifolium arvense*), kleine Ampfer (*Rumex acetosella*) und vor allem das Sandglöckchen (*Jasione montana*). Die tiefblauen Körbchen erzeugen hier eine freudige Häufung von Farbe. Die Farbenpracht dieser Heiden hat etwas von der der Gebirgswiesen. Gelegentlich taucht noch das Tausendguldenkraut (*Erythraea Centaureum*), das Frühlingsjakobskraut (*Senecio vernalis*) und die Nachtkerze (*Oenothera parviflora*) auf.

Eine Pflanze darf nicht vergessen werden: das Immerschön (*Helichrysum arenarium*). Es wird wohl jeder Wanderer auf der Nehrung sich ein Sträußchen dieses Edelweißes der Nehrung mitnehmen, das auch nach Jahren mit seinen glänzenden goldenen oder rötlich überlaufenen Körbchen noch eine Erinnerung an eine Nehrungswanderung ist, ohne daß dadurch wie bei der Stranddistel eine Schädigung der Natur hervorgerufen würde.

Sobald die Wehung schwächer wird, bilden sich die Thymianheiden. Gerade die Quendelheiden sind eine charakteristische Bildung der Kurischen Nehrung, welche man in diesem Ausmaße an anderen Dünengebieten, z. B. in Hinterpommern oder auf den friesischen Inseln vermißt. Sehr häufig beginnen nun auf dem etwas gesicherten Boden einige Silberweiden aufzutauchen (*Salix repens argentea*). Dadurch wird an Stellen, die dem Grundwasser nicht allzu ferne sind, ein gewisser Schutz gegeben. Die Silberweide

und auch die Reifweide (*Salix daphnoides*) sind sehr wichtig für die natürliche Festigung in tieferen Lagen. Sie vermögen den Boden wenigstens bis zu einer gewissen Höhe so festzulegen, daß Buschdünen entstehen können. Die Pioniergräser treten mehr und mehr zurück, besonders Psamma und seine Begleiter. Dafür aber werden andere Siedler, die einen oben gefestigten, weniger luftigen Boden vertragen, immer häufiger. Die grasblättrige Miere (*Stellaria graminea*), das Hornkraut (*Cerastium semidecandrum*), das Silberblättrige Fingerkraut (*Potentilla argentea*), der Pimpernell (*Pimpinella Saxifraga*) sind häufige Gesellschafter.

Eine sehr kennzeichnende, früher oder später in dieser Formation erscheinende Pflanze ist die sogenannte Strandvanille. *Helleborine atropurpurea* oder *Epipactis rubiginosa* wird sie vom Fachmanne genannt. Sie besitzt trübrote bis purpurne Blüten und riecht gern nach Vanille mit einem Einschlag nach Gewürznelken. Das Vorkommen der Pflanze überrascht jeden Kenner der mitteldeutschen Standorte an Berghängen.

Diese Thymianheiden können sich nun weiter fortentwickeln. In tieferen Lagen kann allmählich die Weidenbuschdüne hochkommen und zunächst die Birke, später dann die Kiefer, hin und wieder auch ein Wacholder auftreten. Solche Bildungen sind aber sehr stark durch den Menschen beeinflusst. Sehr häufig jedoch vermag die Weidenbuschdüne nicht dem Winde völlig standzuhalten. Es hat das häufig seine Ursache in Wegen, Viehtritt und anderen Zerstörungen der Grasnarbe. Dann werden die etwas erhabenen Bildungen ausgeweht und bilden die merkwürdigen Weidenkupsten und Windmollen, Dünentäler usw.

Während im Westen und auch an geschützteren Lagen in Ostpreußen diese Sande sich eigentlich über die Krähenbeere zur echten Heide fortentwickeln müßten, bleibt das sonderbarerweise auf der Nehrung aus. Von Sarkau bis Nidden finden wir kaum ein Heidekraut (*Calluna vulgaris*) oder eine Krähenbeere (*Empetrum*). Östlich Nidden können wir in einigen geschützten Mulden freie Standorte der Krähenbeere wie des Heidekrautes vorfinden. Gerade

das Vorkommen dieser beiden Pflanzen weiter östlich, allerdings im Bereiche einer weniger starken Dünenwanderung und des schützenden Waldes, sowie das Vorkommen derselben, besonders des Heidekrautes, im Waldschutze westlich von Sarkau gibt zu erkennen, daß es sich hier nicht um Dinge handeln kann, die durch den Boden bedingt sind. Die alten Waldböden der Nehrung weisen deutliche Bleichsande und Ortsteine auf. Auch führen die Waldböden vielfach Reste des Heidekrautes. Das alles ist ein Zeichen dafür, daß klimatische Umstände das Auftreten dieser Formationen verhindern. Im Schutze des Waldes kann sich z. B. bei Preil, selten bei Nidden, das Heidekraut und gelegentlich auch die Krähenbeere entwickeln. Unter günstigeren Klimabedingungen, also z. B. an manchen Stellen der Frischen Nehrung schon, ist die Krähenbeere und das Heidekraut ein guter Binder des Sandes im Freien. Auf diesen Formationen vermag sich die Birke und Kiefer leichter zu entwickeln. Man sieht am Lebasee in Hinterpommern z. B. kräftige Dünenbildungen zu Walddünen sich erheben. Unter einem günstigeren Klima (Neolithikum Bronzezeit) war das auch auf der Nehrung offenbar der Fall, und so konnten sich diese während und nach dem Absinken des Meeres in der Litorinosenkung entstandenen Dünen tadellos zu ziemlich stabilen Walddünen entwickeln. Die Heide als Vorvegetation ist zu sehr für die Kahlfröste und Kälterückschläge im Frühjahr empfindlich, als daß sie als Kampfformation auftreten könnte.

Wenn wir heute die Wanderdünen festlegen, schaffen wir durch Abstecken und Einpflanzen von Psamma zunächst einmal etwas windstillere Flächen. Es siedeln sich dann die Sandbinder, besonders das Silbergras (*Weingärtneria*), der Schwingel (*Festuca rubra arenaria*) u. a. an. Nunmehr pflegt man einen Boden, vergarten Lehm oder mancherorts auch Torfboden, einzuführen. Das ersetzt die vom Sande unabhängige, natürliche obere Bodenbindung, die auch das Wasser zäher festhält und die unteren Schichten etwas abschirmt. Da hinein pflegt man nun meistens Latschen oder Bergkiefern einzusetzen. Diese ertragen den Kahlfröste und verankern mit weithinreichenden Wurzeln den Boden. Zwischen ihnen

kommen dann weiter Sandbinder und Flechten und Moose hoch. Es ist so geglückt, weite Dünengelände festzulegen, so z. B. fast die ganze Frische Nehrung, aber auch weite Teile der Kurischen Nehrung bei Nidden, Pillkopen, Sarkau und Rossitten. Bei Schwarzort haben wir bekanntlich Anteile, die nicht oder nur untergeordnet als Parabeln gewandert sind.

In tieferen Lagen (Palwen) kann der Wind die Flächen kahlblasen, und die Thymianheide bildet Rasenflächen. Die einzelnen Pflanzen der Rasenflächen zu schildern, die auf der Nehrung wohl unter dem Einfluß des Weideganges stehen, hieße eine kleine Flora schreiben, wozu der Platz dieser Übersicht zu gering ist. In den Rasenflächen haben wir immer kleine Reste der vorhergehenden Bildungen. Es treten besonders die Straußgräser (*Agrostis alba* und *vulgaris*), das Ruchgras (*Anthoxanthum odoratum*), der Wiesenschwingel (*Festuca elatior*), das Rispengras (*Poa pratensis*) hervor. Damit wird dann der Weg für wertvollere Gewächse wie das Honiggras (*Holcus lanatus*) und den Glatthafer (*Arrhenatherum elatius*) geschaffen.

Von eigenartigen Vorkommen auf solchen sandigen Wiesen müssen einige Seltenheiten erwähnt werden. Auf Rasenstellen ist z. B. auf der Nehrung die rautenblättrige Mondraute (*Botrychium matricariae*) häufiger zu finden. Im Frühjahr zielt vielfach die im Osten nicht häufige Orchis Morio, die Kuckucksblume, die Wiesen. Auffallend sein dürfte das sehr häufige Bäumchenmoos (*Climacium dendroides*) und das Lebermoos (*Marchantia polymorpha*). Beides Bewohner feuchter Stellen.

Ein ganz eigenartiges Kapitel sind wie überall auch auf der Kurischen Nehrung die Dünentäler. Sie sind ein Gemenge von Sandpflanzen und Sumpfbewohnern. Hier ist ein scharfer Unterschied gegen westliche Verhältnisse. Während dort auf einer nicht alkalischen Grundlage die Entwicklung auf den ungepufferten Sanden unmittelbar zu Genossenschaften geht, die aufs Hochmoor rasch hinzielen, geht die Entwicklung auf der Nehrung zu einer Niedermoorbildung. Nur an ganz vereinzelt geschützteren Stellen kann man die Ansätze zu den Böden mit Sonnentau auf nacktem Sande beobachten (Nidden,

Preil). Auffallend ist auch hier wie bei der Heidekrautfrage, daß das Festland, selbst westlich davon, ja die Enden der Nehrung bei Schwarzort mehr die atlantischen Verhältnisse zeigen als der mittlere Teil. Eine Parallele stellt hierin übrigens die leider zu wenig begangene Frische Nehrung dar.

Die Dünensümpfe der Kurischen Nehrung haben drei verschiedene Entstehungsweisen. Die erste ist die durch Druckwasser auf der Mitte eines Barchans auf der Haffseite. Hier erhalten wir, wenn die Düne nicht zu rasch vorwandert, unmittelbar die Gesellschaften des Erlenbruches. Es möge vielleicht das häufige Vorkommen von *Ophioglossum* in manchen solcher Bildungen hervorgehoben werden. Daneben spielt der Aufstau des Haffes bei Weststürmen und die folgende Überschwemmung eine gewisse Rolle. Diese kleinen Erlen- und Weidenbruchinseln werden häufig von den Wanderdünen eingeschüttet und ergeben dann ganz eigenartige Motive, wenn sie in der Mitte der Barchane stehen. Das Verschütten von Wäldern in großem Ausmaße ist auf der Kurischen Nehrung nicht zu finden.

Die zweite Weise der Entstehung ist die durch das Ausblasen. Das kann oft ganz eigene Landschaftsbilder hervorrufen. Eine Weidenbuschdüne oder dergleichen, ja auch eine Silbergrasdüne ist zu hoch geworden; sie wird nun durch einen extremen Wind angeschnitten. Nunmehr höhlt der Wind sich immer tiefer in den Boden hinein. Wir bekommen so winzige Parabeldünen. Diese wenden den Steilrand dem Winde zu. Dadurch kann ein sehr energisches Aushöhlen erfolgen. Da der Grundwasserstand auf der Nehrung jahreszeitlich und auch sonst periodisch wechselt und die Vegetation nicht so schnell Fuß faßt, so können diese Abtragstellen unter den jeweiligen oder dauernden Grundwasserstand eingehöhlt werden. Es muß hervorgehoben werden, daß hier sehr häufig durch den Schutz des Plantagenwaldes der Westwind abgeschirmt sein kann und, so paradox es klingen mag, die Düne unter dem Schutze von Bäumen usw. auch auf die See zu wandert. Jeder Wind, mag er nun von Westen oder Osten kommen, höhlt aus. Wir empfehlen zum Studium das Gelände um den Weißen Berg bei Sarkau. Auf diese Art entstehen

ziemlich tiefe Bildungen, die richtige Niedermoor-
sümpfe ergeben. Die sogenannten Elchbrüche
dürften auf diese Weise zum Teil vor Anlage der
Plantagenwälder entstanden sein.

Endlich gibt es noch eine dritte Möglichkeit der
Dünensumpfbildung. Es sind das die Ringe um die
Dünen auf der Seeseite. Sieht man in einem nicht
allzu wilden Dünengelände, etwa vom Schiefen Berg
bei Rossitten, von der Düne gegen die See, so findet
man lauter kleine amphitheatralische Ringe.
Diese entstehen dadurch, daß die Wanderdüne auf der
Seeseite im Winter Schnee und andere Atmosphärien
ansammelt, die in den gefrorenen Boden nicht so ohne
weiteres verschluckt werden. Es wird daher beim
Tauen usw. ein Herabströmen von Wasser stattfinden,
das sich anstaut und nun um die Dünen herumfließt.
An den Bögen gegen das Haff zu sind diese Rinne
stark vertieft und oft breit. Durch dieses Widerspiel
von Sandwerfen durch den Wind und Herabspülen
entstehen in bestimmten Abständen kleine Parasiten-
dünen. Die Wanderdüne schreitet langsam vorwärts,
aber diese Ringe bleiben auch dann noch sichtbar,
wenn, wie auf manchen Haken, von den Dünen nichts
mehr zu sehen ist. Wir nennen dieses Gemenge von
schmalen Dünentälchen und Weidengestrüppen
Dünenzirkus (Lepas Kalns bei Pillkopen). Die
Weiden sind hier fast nur die Reifweide und
die Silberweide (*Salix daphnoides* und *repens*
argentea). An solchen Ansammelstellen des Wassers
vor der Düne finden sich im Herbst vornehmlich die
sogenannten Trieb sandstellen, in denen man
etwa bis zum Knie einsinken kann. Offenbar ist hier
durch das Fortwandern der starken Sandbedeckung
eine Kompression des Untergrundes aufgehoben, und
es hat sich das Wasser angesammelt. Die Decke ist
meist etwas fester, aber sie bricht leichter durch und
man sinkt in diesen Sandbrei ein. Bei der Entstehung
der Dünentäler spielt diese unterirdische Wasser-
aufstauung, auch durch Heben des Grundwasserstandes
des Haffes und schlechte Abflußmöglichkeit begünstigt,
eine gewisse Rolle. Es erfolgt vielfach an Stellen
rascheren Vorwanderns der Düne ein Zusammensacken
solcher freigegebenen Stellen, und wir erhalten dann
ziemlich tiefe Dünensümpfe, besonders dann,

wenn das Moor oder Gytja-Untergrund als
Haffmergel gepreßt wurde. Die Wanderdünen
ziehen bekanntlich vielfach auf alten Verlandungen
vorwärts.

Die Vegetation dieser Bildungen im einzelnen zu
schildern, ist zu kompliziert. Wir sehen oft Sandfänger
wie *Calamagrostis epigeios*, das Reitgras, unmittel-
bar neben dem Rohrkolben (*Typha latifolia*),
selbst neben dem Schilf (*Phragmites communis*)
wachsen. Ja, es ist sogar die Sumpflvegetation,
vor allem das Schilf, imstande, den Sand aufzufangen.
Weiter hinten gegen den Plantagenwald zu sind
die Stellen zumeist zu Erlen- oder Birkenbrüchen um-
gewandelt. Es bilden sich dann (Gelände um den
Weißen Berg) sogenannte Waldfangdünen. Diese
Brüche schirmen gewisse Winde, sogar den Westwind
ab, und nun wirft jede Komponente Sand in die üppige
Vegetation. Es bauen sich so Dünen in allen möglichen
Richtungen, aber nie höher als die Erlen auf. Die
Bildungen sind allerdings auf der Kurischen Nehrung
seltener und kleiner als etwa am Rigaischen Meer-
busen.

Eine sehr kennzeichnende Pflanze solcher Dünen-
täler ist eine *Simse* *Juncus balticus*. Von selteneren
Gewächsen kann man gelegentlich *Liparis Loeseli* und
Epipactis palustris vorfinden.

Wir wollen uns nun noch mit einigen Worten den
Plantagenwäldern zuwenden. Diese sind je
nach der Höhenlage und ihrer Entstehung ziemlich
mannigfaltig zusammengesetzt. Einerseits finden wir
den Bruchwald mit sehr nassem, aber nie sehr
tiefem Schlamm. Es sind die Elchbrüche. In
ihnen finden wir eine Vegetation, die nicht viel Be-
sonderes bietet, wenn wir nicht die Üppigkeit und den
doch nur niedrigen Baumwuchs betonen wollen. Beson-
ders eigen sind die Birkenhaine, die wohl einen
sehr ursprünglichen Typus der Nehrung darstellen.
Man wird sie leicht zu dem sogenannten Diurnatyp
nach Cajander stellen müssen. Fremde werden aller-
dings hier wie im sonstigen Ostpreußen Pflanzen vor-
finden wie *Calla*, *Sium latifolium*, *Lysimachia thyrsi-*
flora, die ihnen wenig bekannt sind.

An etwas trockeneren Stellen, wo die künstliche
Aufzucht der Latschen und Kiefern geübt ist, stellen

sich die Mooswälder ein. Die Moosdecke ist nur dünn, aber sie beherbergt eine Reihe von Gewächsen, die jeden Nehrungsbesucher erfreuen. Selten findet sich in solchen Unmassen das wie Maiglöckchen duftende einblütige Wintergrün (*Pirola uniflora*). Seine weißen geneigten Köpfchen sind ein reizender Schmuck der Wälder. Sie steht immer in Trupps beisammen. Daneben ist in großen Massen das Herzblättchen, eine sonst sehr seltene Orchidee (*Listera cordata*) zu finden. Sowohl zur Blütezeit wie zur Fruchtzeit ist dieses zierliche Gewächs mit seinen zwei gegenständigen Blättern ein hübscher Schmuck. Etwas seltener, aber immerhin noch häufig sind andere Wintergrünarten, wie *Chimophila umbellata* (das doldige, rötlich angelaufene Wintergrün), *Pirola rotundifolia* (auch auf moorigen Stellen wachsend), *Pirola chlorantha*, *Ramischia secunda*. Man kann fast alle Arten hier finden. Wegen der Unterschiede sei auf die Floren verwiesen. Von sonst selteneren Orchideen ist die Corallenwurzel häufig auf der Nehrung anzutreffen. Als eine der größten Seltenheiten ist in den Mooswäldern bei Nidden und bei Sarkau die *Gymnadenia* oder *Neottianthe cucullata* zu nennen. Da nur ganz wenige Exemplare und Standorte in Deutschland bekannt sind, so werden diese von fachkundiger Seite geheimgehalten. Wer also im August etwa diesen Gast aus dem Südosten findet, der lasse die Pflanze stehen und erhalte sie für kommende Geschlechter!

Eine ganz eigene Waldvegetation bilden die Schmielenwälder (*Deschampsieten*) mit den weiten Bodenbedeckungen durch die duftende *Linnaea borealis*. Früher war sie südlich Nidden und bei Schwarzort häufiger als jetzt, wo der Fremdenverkehr auch schon an diese Pflanze herangeht. Man möchte an jeden Besucher der Nehrung die Bitte um Schutz der Pflanze richten. Diese Kiefernwälder führen selten etwas Wacholder und Vogelbeere als Unterholz. Die Himbeere und Blaubeere ist den Schmielenwäldern etwas beigemischt. Der Bärlapp (*Lycopodium annotinum*) ist wie in Ostpreußen auch hier häufig anzutreffen. Der Adlerfarn tritt an diesen

Stellen kaum, aber sonst häufig auf. Unter Umgehung der Gräser und sonstiger Schattengewächse heben wir die Wintergrünarten hervor. Häufig ist der Siebenstern *Trientalis europaea* beigemischt. Geradezu eine Charakterpflanze der Schmielenwälder stellt *Melampyrum pratense* dar. Auf die Moose will ich hier nicht eingehen.

Einer Seltenheit der Kurischen Nehrung sei zum Schlusse gedacht, der einfachen Mondraute (*Botrychium simplex*), die aber sehr schwer zu finden ist und offenbar nicht jedes Jahr zum Vorschein kommt.

Möge jeder Wanderer sich an den Pflanzengesellschaften und an dem Schauspiele des Kampfes der Pflanzenwelt auf unserer Nehrung erfreuen und möge er auch die einzelnen schönen Vertreter unserer Wintergrünarten, die Stranddistel und die *Linnaea borealis* betrachten, aber möge er auch daran denken, daß nach uns auch noch Freunde der Natur einmal sich an dieser Schönheit begeistern wollen und nicht alles ausrufen!

Elche.

Von Staatsoberförster Kurt Hannemann.

Von größeren Säugetieren kommen auf der Kurischen Nehrung vor: Elch, Reh, Hase, Fuchs, Dachs, Baummarder, Iltis, die beiden Wieselarten, bei Cranz auch der Fischotter, endlich bei Cranz und Sarkau ein paar verwilderte Kaninchen.

Das Elchwild — ursprünglich wohl im ganzen Gebiet des heutigen Deutschland heimisch — hat bekanntlich im Laufe des Mittelalters und der Neuzeit an Verbreitungsgebiet bedeutend verloren und im Gebiet des Deutschen Reiches nur noch in Ostpreußen eine Freistätte gefunden. Schweden, Norwegen, Polen und Litauen weisen noch nennenswerte, wenn auch z. T. rückgängige Elchbestände auf; der frühere gute Elchbestand in Rußland, Sibirien, Lettland und Estland dürfte dagegen durch die russische Revolution größtenteils vernichtet sein.

Wo die Nordische Linnea blühte

Lehrerverein für Naturkunde

Sonnabend

Ausflug nach Tauerlauken

2.30 Uhr Abmarsch vom Libauer Tor

Wenn diese Anzeige im „Dampfboot“ stand, dann war wieder einmal der Frühling eingekehrt, und der traditionelle „Reinigungs-Ausflug“ nach Tauerlauken war fällig.

Kommt, liebe Heimatfreunde, laßt uns die schöne Heimat durchstreifen! An der Dange gibt es die ersten Frühlingsblumen: den Frühlings-Goldstern, das blauviolett blühende Lungenkraut, den Lerchensporn mit seiner purpurnen Blüte, weiße und gelbe Anemonen, in der Nähe des Teufelssteins blüht das seltene himmelblaue Frühlings-Gedenkemein, etwas weiter auf der Wiese im Dangelal der Kugelhahnenfuß. Auf einer Juni-Wanderung durch das Dangelal von Tauerlauken bis zur Eckitter Brücke pflücken wir einen schönen Wiesenblumenstrauß aus Wiesen-gräsern, Spireen, Sumpfbenediktenkraut und Sumpferzblatt, gehen am Wehr der alten Wassermühle in Eckitten vorbei und genießen die schöne Aussicht von der Schweden-schanze.

Jede Landschaft hat ihre besonderen Pflanzen, die wir auf unserer flüchtigen Streife grüßen wollen: Östlich der Gwilder Wand blüht im schattigen Laubwald die wohlriechende Mondviole, in der Lappinische finden wir die Mehlprimel, den bereits im März blühenden Seidelbast und die Weymouthskiefer. Im Mingeal zwischen Dawillen und Schernen wachsen die akeleiblättrige Wiesenraute, die Spring-Balsamine, der Schwalbenwurz, an einer Stelle des Scherner Waldes sogar die Nordische Linnea, die sonst nur auf der Nehrung bei Niddeh und Schwarzort zu finden ist. Im Tyrus-Moor entdecken wir das Fettkraut, die liebliche Andromeda, den vierblättrigen Sonnentau und lassen unseren Blick streifen über das Meer der Wollgrasflöckchen. Auf feuchten Waldstellen bei Starrischken und auf der Heide kriechen am Baum die drei Bärlapparten: der sprossende, der keulenförmige und der flache Bärlapp. Im südlichen Memelgebiet entdecken wir im Flußgebiet sogar die seltene

Gauklerblume Mimulus. Eine Nehrungswanderung zeigt uns am Strande Salzkraut, Meersenf, Strandplatt-erbse, auf der Vordüne die beiden zur Dünenbefestigung gepflanzten Grasarten: den Strandhafer und die Strandgerste. Einige Ortskundige machen auf den Standort der, im nördlichen Teil der Nehrung noch seltenen Stranddistel aufmerksam.

Der Lehrerverein für Naturkunde hat in seinem Anfang nur männliche Mitglieder gehabt: Collacius, Kurzinna, Dammerdeich, Blode und Müller-Schmelz gehörten zu den Gründern. Auch an dem traditionellen Pfingstausflug nahmen in der ersten Zeit seines Bestehens nur Männer teil. Er schaffte den Frauen die erwünschte Bewegungsfreiheit für die Festvorbereitung. Gegen die Aufnahme von Lehrerinnen bestand zunächst ein gewisser Widerstand. In der Folgezeit gab es jedoch ein frohes kameradschaftliches Wandern beider Geschlechter. Während der Litauerzeit nahmen die Ausflüge immer größeren Umfang an. In Omnibussen und mit der Bahn wurden Tagesausflüge unternommen: nach Kinten, Minge, zur Försterei Bejehden, zur Norkaiter Forst, nach Willischken und Schreitlauken. Auch über die Grenze hinaus konnten Fahrten unternommen werden. Erlebnis- und genußreich waren Reisen nach Riga, Danzig und Finnland. Unvergeßlich bleibt die schöne Ostpreußenfahrt 1937, die durch den schönsten Teil Masurens, nach Marienwerder und Marienburg und zu den Ausgrabungen bei Succese führte und in Königsberg mit Opernbesuch und Rundflug ihren Abschluß fand.

Der Verein hat nur eine Volksbotanik betrieben. Die Mitglieder lernten die Heimat kennen und lieben; jeder nahm mit, was er für seinen naturkundlichen Unterricht brauchte. Und wenn auch jedes Jahr dasselbe wieder „entdeckt“ wurde — es war doch immer wieder neu in den Augen unserer Jugend, der wir unsere schöne Heimatnatur nahebringen durften. Ließ

Kurische Nehrung in Zahlen

Nach einer Zusammenstellung im Nehrungs-Museum Nidden- bis 1935

Länge der Nehrung; 97 Kilometer.

Größte Breite: 4 Kilometer am
Bulwischer Haken bei Nidden.
Schmalste Stelle: 400 Meter bei
Sarkau.

Höchste' Erhebungen:- Wetzekrug
bei Preil 66 Meter, Hohe Düne bei
Nidden 63 Meter, Festgelegte Düne
bei Pillkoppen 62,3 Meter,
Leuchtturm bei Nidden 51 Meter.

Tiefste Bohrungen: 157 Meter am
Kurhaus Sandkrug; 83 Meter am
Dünenwärterhaus in Rossitten.

Durchschnittliche Regenmenge:
521 Millimeter.

Der 21.- Grad östlicher Länge
verläuft durch Nidden:

Elchbestand 1935: Auf
memelländischer Seite 95 Stück,
auf' deutscher Seite etwa 25
Stück.

Vogelarten: 258, davon 120 Arten
Brutvögel; ,

Fischärten im Haff: 34.

Letzter Wolf: Geschossen am 22.
Januar 1766.

Letzter Rothirsch: Geschossen
1920 bei Schwarzort.

9 Ortschaften: (Mit
Einwohnerzahlen von 1935)
Sarkau 680,
Rossitten 900,

Pillkoppen 300,
Nidden 800,
Preil 220,
Perwelk 175,
Schwarzort 400,
Sandkrug/ Süderspitze 80.

Erste urkundliche Erwähnung der
Kur. Nehrung: 1255
1. Aufstand der Samländer).

Erste urkundl. Erwähnung der Nehrungsstraße: 1406.

Erste urkundl. Erwähnung des
Dorfes Nidden 1384;-
Rossitten 1389,
Sarkau 1497,
Schwarzort 1509 (?)

Leuchttürme:

Nidden, erbaut 1874, Höhe
27 Meter, weißes Blinkfeuer, 3
Sek. hell, 7 Sek. Pause, Sichtweite
nach See 22 Seemeilen =
40,74 km.

Süderspitze am Kopf der
Südermole, Höhe 7 Meter,
grünes Festfeuer, Sichtweite
nach See 3 Seemeilen.
Haffleuchten in Rossitten und
Perwelk.

5 Rettungsstationen: Sarkau,
Rossitten, Nidden, Schwarzort,
Süderspitze.

6 Sturmwarnungsstationen:
Sarkau; Rossitten, Nidden;

Pillkoppen, Schwarzort am Haff
und an der See.

1 Semaphorstation in Süderspitze.

4 Kirchen: Sarkau, Bau der letzten
Kirche 1901, Rossitten 1873,
Nidden 1888 Schwarzort 1985.

7 Schulen (mit Klassenzahl):
Sarkau 2,, Rossitten 2,
Pillkoppen 2, Nidden 3,
Preil 1, Perwelk 1,
Schwarzort 1.

3 Segelfliegerschulen:
Rossitten, Nidden, Perwelk.

4 Jugendherbergen:

Sarkau

1934' =

13267'Übernachtungen, 1935

= 11642 Übernachtungen,

Rossitten

1934 = 19733

Übernachtungen, 1935 =

16584 Übernachtungen, Nidden

1934 -- 3043 Über-

nachtungen, 1935 = 2767

Übernachtungen, Schwarzort

1934 = 2120 Übernach-

tungen, 1935 = 2404

Übernachtungen.

Hilfsjugendherberge in Pillkoppen,

1935 = 325 Gäste.

Zahl der Kurgäste:

Sarkau 1935 = 1438,

Rossitten, 1935 nicht

gezählt. Pillkoppen 1935 = rund

800, Nidden 1935 = 4490,

Preil 1935, = 176,

Perwelk 1935 = 50,

Schwarzort 1935 = 3290

Gäste.

2 Ärzte, je einer in Rossitten und
Schwarzort.

4 Postämter

(mit Zahl der Telephonän-
schlüsse) 1935: `

Sarkau 8,

Rossitten' 28,

Nidden 30,

Schwarzort 25,

Posthilfsstellen in Pillkoppen

7, Prei13.

Vogelwarte Rossitten, gegründet
1901, neu eingerichtet 1932.

Nahrungsmuseum Nidden,

Grundsteinlegung 1928,

Eröffnung 4. 7. 1933,

jährliche Besucherzahl rund
3000.

2 Freiwillige Feuerwehren:

Nidden gegründet 1932,

Schwarzort: gegründet 1913:

Entfernungen in Dampferfahrt-

Stunden, von Nidden: Memel 3,

Schwarzort 2,

Perwelk; 1 1/4,

Preil 1/2;
Rossitten 1,
Cranzbeek 3,
Ruß 2,
Heydekrug 2 1/2,
Labiau 3 1/2,
Königsberg über Cranz 10
1/2.

8 versandete Dörfer: (mit
Jahreszahl der Verschüttung):
Alt-Kunzen ein Teil 1560,
Rest 1786 bis 1825,
Predin ab 1671;
Neustadt nach 1665,
Alt-Nidden um 1700,
Alt-Negeln 1763,
Karwaiten 1765 bis 1795,
Neu-Pillkoppen 17-97 bis
1839, Negeln: 1836 bis 1854.

Kurisches Haff-
Größe 1613 Quadratki-
lometer, größte Tiefe 8 Meter,
größte Breite 45 Kilometer,

Luftlinie Nidden Windenburg = 12,3
km.

Ostsee:
Salzgehalt = 1/2%,

Tiefe: bei 1 km Entfernung
10 M bei 2 bis 3 1/2 km
Entfernung 20 Meter.

Die Wunderwelt der Kurischen Nehrung

Aus: Kuckuk, Waldemar, (Reporter des Königsberger Rundfunks)
Heimat im Osten) 1950 Kulturverlag Unitas.

Alexander von Humboldt hat einmal gesagt: Besuche Spanien und ; Italien, vergiß auf Deinen Wanderungen aber auch die Kurische Nehrung nicht, damit Dir nicht ein liebliches Bild in Deiner Seele fehle. Und wirklich ist die Kurische Nehrung eine Wunderwelt, wie man sie ein zweites Mal in Europa nicht mehr findet. Von Cranz bis nach Memel zieht sich zwischen den unabsehbar blauen Wassern der Ostsee und des Kurischen Haffs ein Dünensaum in einer Länge von neunzig Kilometern dahin. Dünenberg reiht sich an Dünenberg mit einem unvergeßlich schönen Farbenspiel. Mit jedem neuen Licht am Himmel verwandeln sich die Töne der Wüste am Meer. In hoher Sonne leuchtet der Sand weiß wie Schnee. Unter jagenden, dunklen Wolken färbt er sich braun, blau und schwarz, und in der Abendsonne gleißen die Berge golden und rot. Im Winter aber recken und strecken sich die Dünen wie schlafende Bären. Nur ein oder zwei Kilometer breit ist die Dünenkette, an der schmälsten Stelle bei Sarkau nur 300 Meter. Dort aber, wo die Fischerdörfer am Haffsaum unter der Düne träumen, weitet sich die Kurische Nehrung bis auf vier und fünf Kilometer aus. Dort finden wir auf kargem Boden sogar ein wenig Ackerland, ein paar Wiesen oder ein paar Ländereien mit Korn. Es sind die Oasen in der ostpreußischen „Sahara“.

Wir wandern den kleinen, schmalen Nehrungsweg von Cranz hinauf. Noch merkt man nichts von der Dünenwelt, noch ist der Saum zwischen den Wassern eben. Zu beiden Seiten drängt sich der Wald an die Straße. Der Nehrungswald ist klein. Kußlige Kiefern wechseln mit Birken, ein paar Erlen auf moorigem Grund mit kleinen, kahlen Hügeln aus Sand. Würzige Luft atmen wir tief in die Lungen — würzige Luft — ohne ein Stäubchen, gereinigt von Haff und von Meer. Wir sehen beides nicht, weder Haff noch Meer, so dicht steht der Nehrungswald neben der Straße. Aber das Rauschen des Meeres verläßt uns nie. Es begleitet uns den ganzen Weg von Cranz bis nach Memel hinauf. Ein Fischerwagen mit zwei kleinen Pferden bespannt, kommt uns entgegen und dann ein zweiter, ein dritter und jedesmal, wenn der Wagen vorbeifährt, riecht es nach Fischen. Die Wagen bringen Fische von Sarkau nach Cranz und vor allem nach Königsberg. — Zander, Aale, Fludern und Stinte. Die Wagen poltern. Auf und ab wippt die Fischerfrau auf dem Bock. Die Nehrungsstraße hat es in sich, läßt sich nicht besser halten. Ihr Untergrund ist schwankend weich. Die kleinen Beine der Fischer-

pferdchen müssen hart wie Eisen sein, um bei den vielen Schlaglöchern der Straße heil zu bleiben. Fleißig traben die „Kunterchen“ trotz alledem. Hart sind sie, zäh und genügsam wie die Menschen der Nehrung.

Sarkau, das erste Fischerdorf der Kurischen Nehrung, kündigt sich schon von weitem an. Die Luft ist weit voraus rauchgeschwängert. Ja, in Sarkau verstehen die Fischerfrauen ebenso meisterhaft die Flundern zu räuchern wie in Cranz. Auf jedem Fischerhof befindet sich eine Räuchergrube, und zur Kurzeit, wenn die Flundern besonders begehrt sind, kann man vor lauter Rauch weder Straße noch Häuser erkennen. Alles versinkt im bläulichen Dunst. Prächtigen Fischergestalten begegnen wir auf der Kurischen Nehrung. Es sind Männer, die ihren Beruf gut verstehen, und jeder Nehrungsfischer hat zwei Boote, einen Kutter für das Meer und einen Kahn für das Haff. Die Fangweisen auf Ostsee und Haff sind grundverschieden. Hart leben und arbeiten sie vor allem zur Winterszeit, wenn die Winterstürme aus dem Osten schwerer toben als anderswo an anderen Küsten. Fünfzig Seemeilen vom Lande sind winters die großen Lachsgründe. Dorthinaus müssen die Fischerboote, um die Lachsangeln zu bergen. Zum Sturm tritt die Gefahr der Vereisung. Die übergehenden Seen gefrieren, und die Boote tragen zentnerschwere Brocken an Mast und Bordwand. Doch wenn bis zur hereinbrechenden Nacht das Boot nicht zurück ist, dann tritt Frau Sorge in die kleinen Fischerstuben. Bangen Herzens eilen die Frauen zum Strand, zünden auf der Düne Feuer an, Signal in dunkler Nacht. Daheim bangen die Kinder. Die alte Großmutter greift zur Bibel in der Kommode. Den Alten, der an den Netzen flickt und strickt, bewegt der Kampf seines Jungen auf See. Er kehrte auch einmal als einziger von zwölf Fischerkameraden nach Sarkau zurück. — Wir wandern am kleinen Fischerfriedhof vorüber. Nun hört der Autoweg auf. Die Straße ist für jeglichen Kraftwagen gesperrt.

Gottlob, daß wenigstens ein Stückchen Welt so erhalten blieb, wie es die Gewalten der Natur geschaffen haben! Steh auf der Düne, sieh über unendliche Weiten! Auf hört das Gestern und Heute, fern ist das Morgen. Du stehst in Ewigkeiten, und Du merkst mit einem Male, daß Du nur ein Körnchen bist in dem All, nichts mehr als das kleine Körnchen, das unter Deinen Füßen rinnt. Hattest Du eben noch eine Gewalt, eine Macht über andere, hier fühlst Du Dich machtlos, nackt und klein. Hier in der Unendlichkeit der weiten Wasser und der wandernden Berge, hier unter der großen Glocke des Himmels bist Du ein Stäubchen oder ein Nichts. Wenn Du noch eine Regung zum Guten in Dir hast, wirst Du bescheiden. Die Allmacht spricht auch zu Dir, dem gewaltigen, herrschsüchtigen Menschen und beugt Dich in Demut. Vielleicht ist auch dieses ein Wunder der Kurischen Nehrung, vielleicht der vornehmsten eines. — Du stehst auf der Düne, und sie wandert mit Dir. Du merkst es nicht, aber der Sand wandert und wandert. Der lange, weite Dünensaum be-

wegt sich weiter und immer weiter — in jedem Jahr um fünf Meter vom Meer zum Haff. In hundert Jahren wandert die Düne um ihre ganze Breite. Manches Fischerdorf, das einmal an der Haffküste lag, wurde von der großen Düne verschüttet. Nach hundert Jahren aber kommen auf der rückwärtigen Seite der Düne Hausbalken, Mauerreste, Topfscherben und Angelgerät wieder ans Tageslicht. Schädel liegen im Sand, Gebeine bleichen im Tal des Schweigens. Ein hundertjähriger Friedhof taucht wieder auf. Knochen und Knöchlein liest Du aus dem Sand, hältst sie in den Händen. Wem gehörten sie einst? Einem alten Fischer, dem Freund Hein die Netze aus der Hand nahm? Einem Kind, das die Pest dahinraffte, die mit den Elchen über das Haff geschwommen kam?

„O lieb, so lang Du lieben kannst,
o lieb, so lang Du lieben magst...“

Vergilbt hängt der Wandspruch im alten Fischerhaus. Geh schnell an Alt Kunzen vorüber oder geh dorthin um Mitternacht, wenn Du das Spuken lernen willst. Dort klagt eine Königstochter durch Wind und Nacht, die über ferne Meere auf dies Eiland verschleppt ward, singt und klagt — wie damals aus dem tiefen Verließ. Du glaubst es nicht? Frag selber nach bei Erna, dem blonden Fischerkind vom Haff!

Abends kehren wir in Rossitten ein. Mit Lärm und Geschrei begrüßen die Möwen jeden neuen Rossittengast. Ernas Zuhause ist eine kleine Fischerkate am Haff, eine von vielen, mit roten Pfannen gedeckt, mit hölzernen Fenstern und Fensterläden. Im kleinen Gärtchen am Haus wächst nicht viel — ein bißchen Gemüse, ein paar dürftige Stockrosen. Vater und Mutter schalten und walten im Haus. Die Brüder kommen vom Haff — große, kräftige Jungen, den flachsblonden Schöpf weit über die Stirn gedrückt, mit wasserhellen Augen. So stehen sie wieder alle vor mir und begrüßen den Gast. Er stapft wieder die Leiter zum Heuboden hoch und wird nicht schlafen können diese Nacht bis drei Uhr. Dann geht er schon wieder aufs Haff zum Fischen hinaus. Und es wird irgendein schwarzer Keitelkahn sein, auf dem der Sechzehnjährige fischt, während der Dampfer vorüberzieht mit der kleinen Marlis aus Beriin, die mit den Wundern der Nehrung auch dieses, ihr erstes des Lebens, mitnimmt. Heute ist das Haff kurz und kabblig, aber die schwarzen Keitelkähne sind harte Gesellen. Sie vertragen schon einen tüchtigen Sturm. Sie tanzen auf den Wellen auf und ab. Da lohnt es sich nicht, in der Kajüte ein Feuer zu machen, da essen die Fischer ein kaltes Mahl: Aal, roh, in Scheiben geschnitten. Stück um Stück wird in Pfeffer, Salz und Zwiebeln getaucht. Wie das schmeckt! Es kann gar nicht besser schmecken, meinen die Fischer. Aber Vorsicht für gewöhnliche Sterbliche wegen des Fischbandwurms! Fischermagen vertragen viel mehr, zumal noch der richtige Schnaps darauf kommt, „Windstärke 11“, der hochprozentige Sprit mit einem Schuß Pfeffer, je nach Geschmack.

Über die Dorfstraße von Rossitten schreitet ein kleiner, rüstiger Mann. Das Grün seiner Lodenjacke verrät einen Jäger. Alle Jungen und Mädels, alle Fischer und Gäste ziehen tief und ergeben den Hut — je nach Alter und Stand. Hier bleibt der alte Herr stehen und wieder dort. Für jeden hat er ein freundliches Wort. Es ist der Mann, den jeder in Rossitten kennt, ja, jeder in Deutschland — viele in der ganzen Welt: Professor Johannes Thienemann, der Vogelprofessor, dem Rossitten den weittragenden Ruf seines Namens verdankt. Als Student kam er zur Kurischen Nehrung. Sein Lebenswerk wurde die Erforschung des Vogelzuges, denn die Kurische Nehrung ist im Frühjahr und im Herbst die große Vogelzugstraße von Nord nach Süd, von Süd nach Nord. Der Himmel ist bedeckt mit Scharen von Vögeln. Zu Millionen ziehen sie dahin, kleine und große Vögel, Finken und Steinadler. Ja, im Herbst hat der Vogelprofessor Freunde aus aller Welt bei sich zu Gast geladen in seinem hübschen Häuschen, in dessen Garten hinter Gittern die zahmen Störche stehen. Er zeigt den Besuchern seine von ihm gegründete Vogelwarte, er geht mit ihnen nach Ulmenhorst, der Vogelbeobachtungsstation im kleinen Kiefernwald unter der Düne. Aus dem offenen Blockhaus richten sich die Feldstecher gen Himmel. Die Höhe und Dichte des Vogelzugs wird registriert. Ein hurtiges Zwitschern, Pfeifen und Erzählen viel tausend kleiner Stimmchen zwischen Kiefern, Moosen und Thymian. Eine Schar der wanderlustigen Sänger hat sich zur Rast niedergelassen. Reisegespräche werden natürlich geführt, und Prof. Thienemann versteht sie so gut wie keiner, so daß er ein ganzes Buch über seine Arbeit und sein Erleben geschrieben hat. — Aber dort zwischen Kiefern hängen feinmaschige Netze. Dort sind die Vögel in die Falle gegangen. Auch ein mächtiger Seeadler zappelt machtlos im Netz. Doch nichts Schlimmes geschieht. Gleich gelangen sie alle wieder in die Freiheit. Nur ein kleiner, blanker Aluminiumring mit Namen, Nummer und Jahreszahl zum Andenken an Rossitten, ziert das Beinchen. Mit solchen Ringen ziehen im Herbst auch die Störche nach südlichen Ländern, nach Afrika — weit zum Äquator hin, wo sie der Pfeil eines Schwarzen erwischt. Was ist es für ein Ring? Die schwarze Schöne bestaunt ihn und hängt ihn sich vielleicht als Talisman um den Hals. Durch Zufall kommt er auch in die richtigen Hände, kommt nach Rossitten zurück, und nun erfüllt die Vogelwarte ihre Aufgabe: Einzeichnen der Vogelfluglinien. Jahr um Jahr legt sich ein Dokument zu den ändern — erfüllt sich Prof. Thienemanns Lebenswerk. Nun ruht der bedeutende Gelehrte und liebenswerte Mensch im Dünensand seiner geliebten Kurischen Nehrung. Die wandernden Vögel grüßen ihn auf ihrer langen Reise. Das Meer rauscht ihm ein ewiges Lied. Auch die Krähen ziehen.

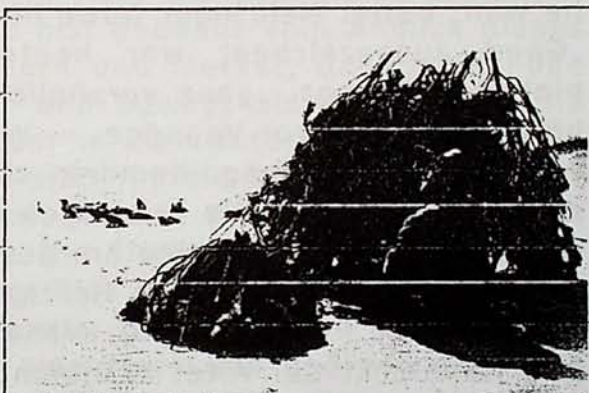
Krajebieter

Aus: Heimat im Osten - Waldemar Kuckuk 1950 Kulturverlag Unitas Kiel

Ewald, der alte Fischer, hat seit Tagen keine Ruhe mehr. Dann, an einem Morgen, nimmt er aus einem Käfig eine Krähe, die er ein Jahr bei sich gezähmt und gefüttert hat, steckt sie so wie eine Briefftasche zwischen Weste und Rock, klemmt sich ein großes Netz unter den Arm, nimmt Hafer und kleine, blanke Fische mit und klettert auf den Dünen-
grat. Dort hat er sich tagsüber schon eine Hütte aus Reisig gebaut.



Das Netz wird aufgestellt.



Nun kann es also losgehen! Was denn? Der Krähenfang! Ewald mustert den Himmel, wälzt den Priem von einer Backe zur ändern, überlegt, nimmt noch eine Priese Schniefke auf den Handrücken und dann zur Nase, niest kräftig, und „Gott help“ sagt er zu sich und legt das Netz auf den weißen Sand. Sorgfältig deckt er das Netz mit Sand zu. Dann führt er die Reißtaue des Netzes bis zu seiner Reisigbude, zieht aus dem Rock, dem „Schäkert“, die Krähe, pflockt sie an, streut Hafer und Fische aus, das Lockfutter für die Krähen da oben. „Na, wenn dene Kraje dat nich schmeckt, denn nich“ — on kröppt öne Bood. Dort liegt er nun und denkt an den Braten zum Winter.



Die gelangenen Krähen werden unterm Netze herbegeholt.



Die Straße zum Essen.



Nach dem Biß - einen Schluck

Wie sollen sie ihm wieder schmecken, die Krähen, die „Nehrungstauben“! Er sieht das schon richtig, wie Jettchen zum Faß geht und aus der Tonne eine abgezogene, gepökelte Krähe nach der ändern herausholt und sie dann frischabgewaschen in die Pfanne legt. Ihm läuft förmlich das Wasser im Mund zusammen — so gut schmecken sie. Ach, wie die „Stadtpresen“ über so was immer die Nase rümpfen, denkt Ewald und spuckt vor so viel „Dämlichkeit“ der feinen Leute aus. Mit einem Male grinst er so richtig in sich hinein. Da kam doch mal son „Feinstreifiger“ aus der Stadt und wollte etwas besonders Gutes haben, nicht nur immer Zander und Aale, nein — er wollte Geflügel, Hähnchen oder Tauben. Na, da häft er denn ok gekräge, Duwebroade — ganz wie he wull, oawer Nehringer Duwe häft he gekräge, ohne dat he dat wußd. „Ganz ausgezeichnet war heute ihr Taubenbraten“, hat er dann hinterher gesagt, „ganz vorzüglich!“ Oawer de oht Lockkreeg öm Stall häwt gekrächzt vor Vagnöge. — Wieder fliegt ein Schwärm Krähen über die Kurische Nehrung. Kommen sie herüber oder nicht, denkt Ewald in seiner Reisigbude. Die hungrigen Krähen haben die Lockkrähe und das Futter entdeckt. Sie fallen am gestellten Futterplatz ein — sechs, dann sieben, acht. Jetzt ist der richtige Augenblick gekommen. Der Fischer zieht an der Reißleine, die Krähen zappeln im Netz. Die hätten wir also, frohlockt der Alte. Er nimmt Krähe um Krähe aus dem Netz und pflockt sie neben der Lockkrähe an. Der Tanz kann von neuem beginnen. Noch einmal fängt Ewald zehn Krähen. Und nun kommt das Ende der schwarzen Vögel. Es hört sich grausam an, aber dennoch ist die Tötung vollkommen human, nur ungewöhnlich. Ewald, der „Krajebieter“, packt die Krähe mit der einen Hand am Schwanz, mit der anderen am Schnabel, stéckt den Kopf der Krähen zwischen seine Zähne und knackt ihnen die Schädeldecke entzwei. „Krajebieter“, Krähenbeißer, sind am Werk, wenn die Vögel aus dem Norden nach dem Süden ziehen.

Die Segelflieger

Aus: Heimat im Osten - Waldemar Kuckuk 1950 Kulturverlag Unitas Kiel

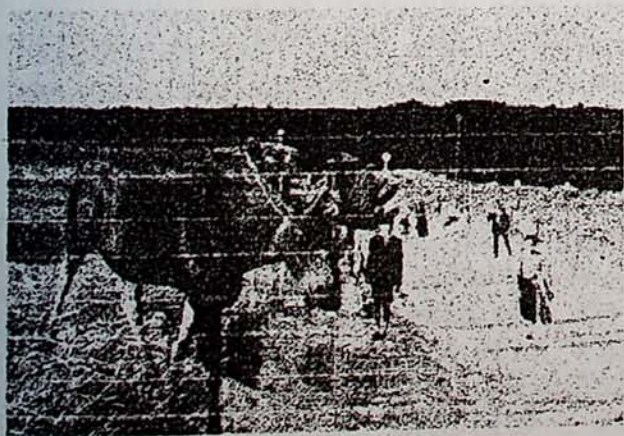
Ein kleines Fischerfuhrwerk bringt uns in den Nehrungswald, der mit kusseligen Kiefern unter der Düne steht. Die beiden „Kunterchen“ traben wieder maß brav und bringen uns zur Palve. Wir wollen Elche suchen und halten Ausschau zwischen kahlen, bemoosten Kiefernstämmen. Da rauscht und sirrt es in den Lüften. Ein mächtiger Vogel zieht seine Bahn. Ein Segelflugzeug pendelt, von Predin gestartet, über die Düne. Hier hat der ostpreußische Dorfschullehrer Ferdinand Schulz seine ersten Flugversuche mit seinem aus Besenstielen gebastelten Flugzeug, der Besenstielkiste, gemacht. Hier flog man Weltrekord! —

Archiv
AdM

Doch wo sind die Elche?

Aus: Heimat im Osten – Waldemar Kuckuk 1950 Kulturverlag Unitas Kiel

Sie liegen gewiß jetzt noch in den Suhlen. Man fiebert einer Begegnung mit den Elchen entgegen. Drüben, jenseits des Haffs, in den Bruchwäldern der Memelniederung ist ihre eigentliche Heimat. Dort leben an tausend Elche in freier Wildbahn. Sie kommen über das Eis im Winter zur Nehrung. Sie schwimmen auch über das Haff, sind hier auch Standwild. Dann haben wir eine Elchkuh mit ihrem Kälbchen entdeckt. Aber dort steht mit mächtigen Schaufeln ein Elch, steht und starrt in die Ewigkeit. Du erschrickst und hörst Dein Herz bis zum Halse schlagen. So gewaltig ist der erste Eindruck. Du bist gebannt vom Anblick dieses Vorwelttieres. Du willst Dich ihm nähern und merkst, daß Deine Füße schwer wie Blei sind. Der Elch steht und bewegt sich nicht. Nur die Mutter mit ihrem Kälbchen ist langsam in das Unterholz getrollt. So harmlos diese Tiere auch im Sommer sind, im Herbst lassen sie nicht mit sich spaßen. Zur Zeit der Elchbrunft möchte ich dem Elch nicht auf einem Damm der Niederung begegnen. Die Fischer von drüben erzählen manche Geschichte. Den einen warf der Elch kopfüber in den Kanal. Ein anderer kam unter die Läufe und wurde zerstampft. — Dieser aber lauscht vor sich hin, und seine Läufe sind stark und hell wie das Moos der Kiefernstämme. Er steht und starrt. Du vergißt dieses Bild Dein Leben lang nicht. — Einer der Elche wurde berühmt. Über ihn schrieb man sogar ein Buch, über den Sandkrug-Elch von Memel.



Der Sandkrugelch überquert den Hauptbadeweg

er war in den zwanziger und dreißiger Jahren, als immer wieder mal ein ninna



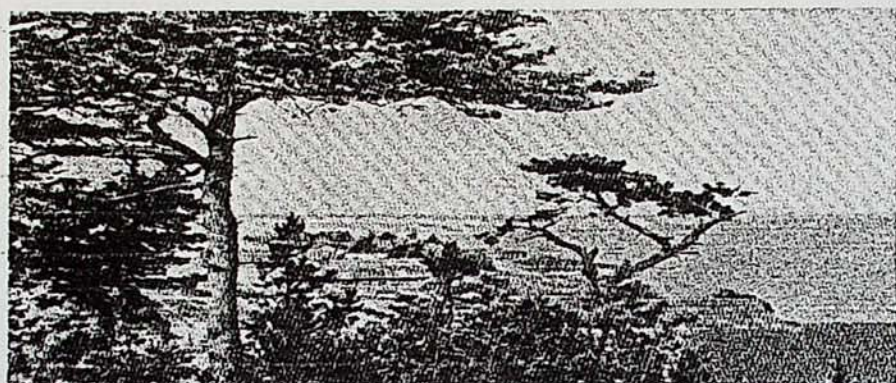
Man hält was für Aufschneider ...

Die Menschen gingen ihn gar nichts an. Er trollte über die Vordüne und über den Strand zum Meer. Was scherten ihn die Badegäste ringsumher! Er würdigte sie kaum eines Blickes. Vor der Brandung senkte er seine Schaufeln, schüttelte den mächtigen Schädel, dann schritt er in die See. — Ist's Jägerlatein? Ich glaube, nein. „Er kam immer zu mir an den Liegestuhl“, erzählt ein Kurgast, „er ließ sich das braune Fell kraulen und wartete, bis er seinen Leckerbissen bekam. — Butterbrot mit Zucker bestreut.“

Aber das ist umso wahrer: Ist er guter Laune; trollt er in das Fischerdorf bis in die Blumengärten, stellt sich an die Fenster und sieht nach, was die Fischerfrauen zu Mittag kochen.

Pillkoppen — dann Nidden!

Wir sitzen noch einmal auf der Bank am Italienblick. Südlich strahlt die Sonne aus lichtblauem Himmel. In gleicher Bläue schimmert das Haff. Wären die Kiefern zur Rechten und zur Linken Pinien, glaubtest Du, Wanderer, an einer azurblauen Bucht Italiens zu sein.



Unter uns träumen die Häuschen des Dorfes. Ihre Giebelbalken, ihre Fenster und Fensterladen sind blau-weiß gestrichen — blau wie das Haff und weiß wie der Sand. Blau und weiß sind die Lieblingsfarben von Nidden. Kommen Kurgäste, ziehen die Fischer aus den Stuben aus. Es wird feiner Sand und gehackter Kalmus gestreut, damit alles festlich aussieht und duftet. Die Fischer selber schlafen dann im Heu oder auf dem Hausboden, auf der „Lucht“. Auf der „Lucht“ steht neben den Fischergeräten bisweilen zu Lebzeiten schon ein Sarg. Ja, es müssen gelegentlich schon Säрге bereit stehen mit Vorbedacht für ein größeres Unglück auf See. Die Menschen fürchten nicht mehr den Sarg. — Ich kannte einen alten Opa in Nidden. Alle Tage kroch er nach dem Mittagessen auf den Dachboden hinauf. Das fiel mir langsam auf, und ich kletterte ihm einmal über die Stiegen nach. Da lag nun unser guter Opa im Sarg und schnarchte. Er hielt sein Mittagsschläfchen. „Herrke“, sagte er später, „gruselt Enne denn so, mie moakt dat nuscht ut. Man mott sök doch langsam dran gewenne!“

Archiv
AdM

Zur Heuernte

Aus: Heimat im Osten - Waldemar Kuckuk 1950 Kulturverlag Unitas Kiel

Was ist denn das für eine seltsame Fracht? Fischer verladen Pferde und Wagen in ihrem Keitelkahn mit dem bunten Kurischen Wimpel, dann werden die Segel gesetzt, und los geht die Fahrt. Wohin denn? Nun, es geht für vierzehn Tage zur Memelniederung hin — dort in die Gegend der Windenburger Ecke. Die Heuernte der Nehrungsfischer beginnt, und die ist da drüben am Festlandsufer, das mit bloßem Auge gar nicht abzusehen ist. Vierzehn Tage auf Memelwiesen, das bedeutet Arbeit, mähen, wenden und Heukepse machen. Das bedeutet auch geruhsame Sommernächte erleben. Am Abend flammen vor den Zelten die Feuer auf, das Abendessen wird gekocht. Die Feuer halten die Mücken fern, sie können einen dann nicht so „pisacken“. Einer holt eine Ziehharmonika aus dem Zelt. Ein paar Dorfschöne gesellen sich gern dazu, es wird gespielt und gesungen, denn die helle Sommernacht ist zu schade zum Verschlafen. Die Lieder klingen traurig und schwer, erzählen vom weiten, grünen Land zwischen Haff und Memelstrom, erzählen von allem, was über ihnen und in ihrem Herzen ist. —

„Zogen einst fünf wilde Schwäne,
Schwäne leuchtend weiß und schön...
Sing, sing, was geschah ...“

Sing auch Du, Nachtigall, Dein süßes Lied! Und die Sprosser, die Nachtigallen, schlagen und schluchzen vom frühen Abend bis zu dem hellen Morgen ihr süßes Lied. — Vierzehn Tage fernab der Nehrung brachten den Fischern Arbeit, aber auch Frohsinn und Freude — vielleicht auch Liebe und Leid. Denn der Abschied kam, und der mit Heu hochbeladene Keitelkahn zog wieder dem weißen Eiland, der Nehrung, zu.

Da ist sie nun wieder, die geliebte Welt! Da rauscht wieder das Meer von jenseits der Dünen bis in die Träume der Fischer hinein. Ohm Ferdinand ist gestorben. Sie kommen gerade noch zurecht, um ihm das Grab im Dünensand zu schaufeln. Sie schütten schwarze Muttererde auf das Grab. Es wölbt sich nun ein neuer, schwarzer Hügel im weißen Sand, und die Blumen blühen auf der moorigen Erde, die sie von jenseits des Haffs mitgebracht haben. Lieblich, aber mit blaßblauen Blüten schimmert die seltene, nordische Linnäa im Sand. Nun kann der Wintersturm über die Nehrung brausen — über Sarkau, Rossitten, Pillkopen, Nidden, und das ach so verträumte Schwarzort, denn für den Wintervorrat ist reichlich gesorgt. Die Wunderwelt wird jetzt einsam werden.

Nur zweimal in der Woche wird der Postschlitten über die Nehrung gleiten. Die Kurischen Kähne werden eingekeilt im Eise liegen, aber die bunten Wimpel am Mast wollen sich weiter drehen. Eisblumen wird der Frost an die Scheiben malen wie einst, als Königin Luise auf ihrer Flucht nach Memel in einem kleinen Fischerhaus in Nidden Einkehr fand..

bis $55^{\circ} 44'$, bis zu der Memel gegenüber liegenden Süderspitze, 96,935 km, doch ist auch der über diese Stadt sich hinaus erstreckende Küstenstreifen geologisch als eine Fortsetzung der Nehrung zu betrachten. Die Breite der eigentlichen Nehrungsplatte schwankt zwischen 400 m an einer Stelle nördlich von Sarkau und 3,2 km bei Rossitten; die durch Sandverwehungen entstandenen Haken haben aber noch größere Breiten geschaffen, so z. B. mit 4 km im Bulwischen Haken nördlich von Nidden.

In ziemlicher Eintönigkeit und ohne besondere merkbare Unterbrechungen verläuft die Seeküste der Nehrung in einem von Südwesten nach Nordosten sanft geschwungenen Bogen. Die längs der ganzen Küste in Abständen von halben Kilometern aufgestellten hohen Entfernungsanzeiger, bestehend aus durchlöcherten Blechtafeln, erhöhen fast noch die erdrückende Monotonie des Strandes. Überaus abwechslungsreich ist dagegen das Haffufer, das mit seinen zum Teil sich weit in das Haff erstreckenden größeren und meist mit Namen bezeichneten Haken sowie seinen kleinen Vorsprüngen, zwischen denen unzählige größere und kleinere Buchten liegen, nicht unzutreffend mit den scharfen Zähnen eines Haifischraches verglichen wurde.

Die klimatischen Verhältnisse der Nehrung sind infolge der Lage zwischen zwei großen Gewässern als durchaus günstig zu bezeichnen. Zunächst ist hierbei die überaus große Reinheit der Luft bemerkenswert, die es mit sich bringt, daß man bei Sonnenschein oft jeden Maßstab für die Entfernungen verliert und hierdurch zu den eigenartigsten optischen Täuschungen gelangt. Jener Vorzug macht die Nehrung aber auch als überaus geeignet zur Anlage von Heilstätten gegen Krankheiten der Atmungsorgane; daß sie hierfür noch nicht ausgenutzt wurde und die Leidenden eher nach fernen Ländern reisen, verwunderte bereits Virchow. Wohl herrschen dauernd Winde auf der Nehrung, aber man kann sich ihrer unter dem Schutz der Dünen erwehren, um so mehr, da ja auch alle Siedlungen auf der windgeschützten Haffseite liegen. Sehr schnell wechselnd ist der Unterschied in den Temperaturen: auf heiße Tagesstunden folgen fast plötzlich Kältestürze, dieses sind aber Erscheinungen, wie wir sie an allen Seeküsten antreffen und wofür der Grund in den Seenebeln zu suchen ist, ferner darin, daß die Sanddünen schlechte Wärmehalter sind. Besonders schön sind auf der Nehrung die Herbsttage, während der Winter oft sehr rauh ist; es stellen sich dann Kältetemperaturen ein, die bis mit 28° minus weit über die des Festlandes hinausgehen. Namentlich sind es die im Winter meist von Osten wehenden Winde, die die Nehrungsorte unmittelbar treffen und deren Häuser oft völlig mit Schnee überwehen. Der Winter tritt aber zumeist nicht plötzlich ein, sondern bei seinem Beginn wechseln zunächst kurze Frost- und Tauperioden. Die durchschnittliche jährliche Regenmenge mit 521 mm, in Rossitten sogar mit 570 mm, ist als sehr erheblich zu bezeichnen.

Mit den eigenartigen klimatischen Verhältnissen auf der Nehrung bringt man auch die hier nicht seltene Luftspiegelung der Fata morgana in Verbindung, die man zumeist auf der Haffseite und besonders nach westlichen Winden beobachten kann. So wurde 1789 eine Luftspiegelung verzeichnet, bei der sich die Wellen der See scheinbar hoch über den Dünen auftürmten, und Zweck berichtet von einer solchen aus dem Jahre 1891, die dem Auge eine weite Landschaft vortäuschte. Fast erscheint es, als wäre die Nehrung auch eine besonders stark wirkende Wetzterscheide, so wird von einem Augenzeugen ein auf dem Haff stattfindendes schweres Gewitter mit Hagelschlag geschildert, während auf der Seeseite das schönste

Wetter war; ein andermal machte dieser wieder die umgekehrte Beobachtung. Wie an vielen anderen Küstenpunkten hat man auch auf der Kurischen Nehrung die eigenartige Naturerscheinung des sogenannten Seeschießens. An ruhigen Tagen hört man dann plötzlich Knalle, als wenn in weiterer Entfernung mit Kanonen geschossen würde. Dieses eigenartige Phänomen dürfte nach Feststellungen des Fischhauseners Eisermann auf Reibungen von Luftschichten verschiedenartiger Zusammensetzung in der Atmosphäre zurückzuführen sein, deren weitere Erforschung vielleicht noch zur Erkenntnis aller sonstigen die Menschheit bewegenden Vorgänge in jener führen dürfte, soweit dieses nach der Ansicht des Entdeckers nicht bereits von ihm erfolgt ist.

Aus der Entwicklungsgeschichte der Kurischen Nehrung und des Kurischen Haffes.

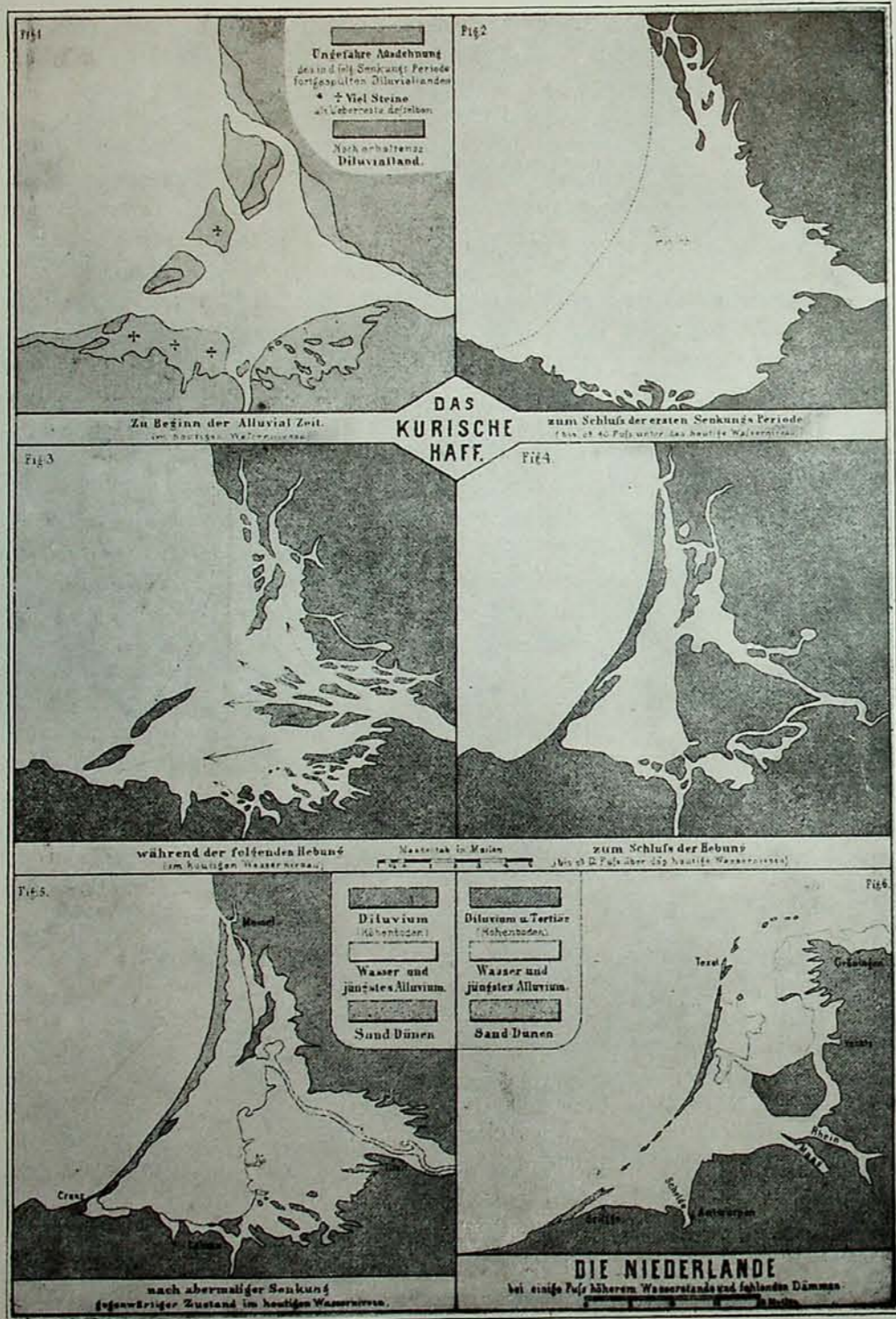
Wie wenig man in früheren Jahrhunderten den heimatlichen Boden erforschte und lieber den unwahrscheinlichsten Vermutungen weiten Spielraum ließ, davon gibt die Kurische Nehrung ein besonders lehrreiches Beispiel. Erst vor etwa einem Jahrhundert begann man mit eingehenderen wissenschaftlichen Untersuchungen dieses eigenartigen Gebietes, deren Resultate wir zunächst in den Veröffentlichungen von Jachmann und Wutzke, in einer späteren Periode in jenen von Schumann und Berendt niedergelegt finden. Allen ihren Forschungen fehlt aber die allein sichere Grundlage der Tiefenbohrung, ihre Arbeiten leiden daher trotz vieler bedeutender Vorzüge doch an dem Mangel an wirklicher Überzeugungskraft. Erst die auf Grund planmäßiger, seitens der staatlichen geologischen Landesanstalt an vielen Stellen der Nehrung bis 20 m Tiefe vorgenommenen Bohrungen, sowie die im Jahre 1919 erschienene Schrift des Geologen Hess von Wichdorff „Geologie der Kurischen Nehrung“ brachten Aufschlüsse über die wirklichen Ursachen der Nehrungsbildung. Sie klärten jene Zweifel und Fragen, die zum Teil schon lange gegenüber der bisherigen Theorie der Entstehung des Haffes und der Nehrung bestanden.

Nach Hess von Wichdorff bildete sich die Nehrung nun folgendermaßen: In weit zurückliegenden, nicht annähernd bestimmbar Zeiten überschwemmte die Ostsee den ursprünglich festen Boden des zwischen Samland und den Memeler Höhen liegenden Diluvial-Gebietes und machte ihn zu einer 24–26 m tiefen gewaltigen Meeresbucht. Die Wassermassen durchbrachen und überschwemmten hierbei das alte Festland an zahlreichen Stellen und wühlten in der flachen Niederung das einst weit ausgedehntere Bett des heutigen Haffes. Das Ostufer dieser Meeresbucht bildete, wie aus den eingelagerten Resten von Seetang, Sprockholz und Bernstein hervorgeht, die Grundmoränenlandschaft der Memeler und Windenburger Höhen, welchen sich weiter südlich die große Ebene des Memeldeltas anschloß. Im Süden wird diese alte Küste durch das große von Steinort bis zur Nehrung streifende Steinlager gekennzeichnet, das dann in der See seine vermutliche Fortsetzung in dem sogenannten Scharfen Grund findet. Dieser Steilabfall, das einstige Nordufer des Samlandes, befindet sich etwa 4 km von der jetzigen Küste entfernt, berechnet nach deren jährlichem Landverlust dürfte das Bestehen dieser alten Bucht etwa 8000 Jahre zurückliegen. Verschont von der Zerstörung blieb das langgestreckte Land zwischen Cranz und Sarkau sowie die Rossittener Diluvialinsel, zwischen denen, wie auch weiter nach Norden, das Meer unbehindert in die offene Bucht hineinbranden konnte.

Diese Festlandsstücke wirkten nun buhlenartig auf die Strand- und Uferströmungen, denn an ihnen fingen sich sowohl die von Osten kommenden Süßwasserablagerungen, wie auch der von der See herbeigeführte Sand. Alle diese Massen sanken hierbei zu Boden, schlossen die noch offenen Lücken und bildeten schließlich als eine Barre den Sockel zur Nehrung in ihrer jetzigen Gestalt, sie hierdurch zum Wellenbrecher des östlich des Haffes gelegenen Festlandes machend. Es zeigte also die ostpreußische Küste einst das ähnliche Bild, wie es sich jetzt an der Nordsee in den Friesischen Inseln wiederholt. Das jährliche Wachstum der Nehrung bei ihrer Entstehung berechnete man mit etwa 4–6 m, wie man überhaupt den allgemeinen Abschluß der Nehrungsbildung in ihrer jetzigen Gestalt erst etwa um das Jahr 950 n. Chr. verlegt, und zwar bis dorthin, wo die hohe Düne südlich des Sandkruges endigt. Trotz dieser Berechnung ist die Nehrung aber aller Wahrscheinlichkeit nach nicht allmählich von Süden nach Norden angewachsen, sondern sie bildete sich durch die Ablagerungen gleichzeitig an verschiedenen Stellen. Ursprünglich erstreckte sich die Nehrung sogar über Memel hinaus bis etwa zur Holländischen Mütze, erst die in der Vorordenszeit erfolgte Bildung des Memeler Tiefs veränderte die Gegend dann hier vollständig. Noch bis in die Gegenwart aber kann man das Anwachsen der Nehrung beobachten, ist doch z. B., wie aus alten Karten hervorgeht, die Nehrung bis zur Süderspitze in den Jahren von 1771–1882 um etwa 850 m gewachsen, nachdem dieses vordem noch schneller geschehen sein soll, eine Erscheinung, die jener bei der Bildung des Pillauer Hakens zu vergleichen ist. Nach Wutzke verlängerte sich die Nehrungsspitze bis 1831 innerhalb 50 Jahren um etwa 600 m, trotz dieser Feststellungen hat sich aber wohl die Nehrungsspitze stets bis zu ihrer jetzigen Stelle erstreckt, es fand nur vor der Befestigung durch die Molen ein ewiger Wechsel in Abriß und Verlandung statt, veranlaßt durch die aus- und eingehenden Strömungen des Tiefes. Dieser Wechsel war mitunter so stark, daß z. B. 1729 gelegentlich eines gewaltigen Eisganges 75 m von der Süderspitze fortgerissen wurden. Erst der Molenbau auf der Süderspitze gab dann dem Sand eine bestimmte quer zur Nehrung liegende Wachstums-Richtung und -Möglichkeit.

Die Richtigkeit der v. Wichdorffschen Theorie der Nehrungsentstehung kann durch die geologischen Untersuchungen als bewiesen gelten, denn diese zeigen, daß sowohl das Fundament des Haffes, wie auch jenes der Nehrung ein aus den Ablagerungen der Eiszeit entstandener Geschiebemergel ist. Dieser hat sich dem den Untergrund bildenden Kreidesockel aufgelagert, so z. B. der Rossittener Diluvialinsel in einer Stärke von mindestens 82 m; nicht unähnlich sind die Bodenverhältnisse bei Windenburg, wie auch auf der Strecke von Cranz bis Sarkau, wo überall der diluviale Boden über dem Meeresspiegel liegt. An allen anderen Stellen der Nehrung befindet sich die Höhenlage des Stärken bis 77 m erreichenden Geschiebemergels etwa 36 m, nur bei Preil mit 28 m unter dem Seespiegel. Diesen Stellen der Nehrung, die früher dauernde Verbindungen der Bucht mit der offenen See waren, finden wir als Ergebnis der erwähnten Sinkstoffe Torf- und Sandschichten aufgelagert, die gleichfalls die alten Tiefe ausfüllten und sich auch im Haff ausbreiteten.

Meeres- und Haffsand, Haffmergel und Torf bilden also die hauptsächlichsten Bestandteile der Kurischen Nehrung, sie lieferten das Material für ihren Aufbau bis zur Meereshöhe. Auf diesem derartig entstandenen Nehrungssockel dehnte sich dann der Flugsand der See aus und schuf die sich bald mit einer Pflanzen- und Baumwelt bedeckende Nehrungsplatte, wie sie, unter Fortdenkung der Dünen, noch heute besteht, hierdurch dem Menschen die Möglichkeit zur Ansiedlung auf ihr

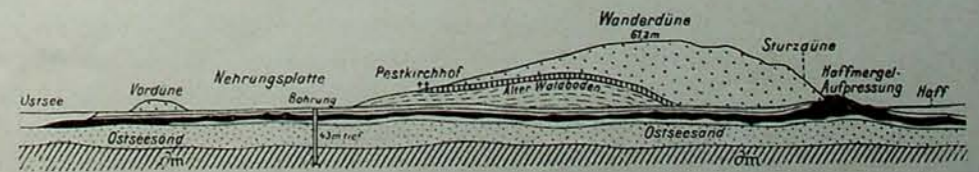


Die Entstehung des Kurischen Haffes und der Nehrung.
Nadi Berendt: Geologie des Kurischen Haffes.

gebend. In unlösbarem Zusammenhang steht also nach dem Angeführten die Entstehung der Nehrung mit jener des Haffes, des größten Süßwasserbeckens Deutschlands, dessen, wie auch der Verbindungen zwischen Haff und See an späterer Stelle gedacht werden wird. Durch diese Erklärung wird demnach die frühere Theorie über die Entstehung der Nehrung hinfällig: diese ist also kein Produkt angenommener Hebungen und Senkungen des Landes, sondern sie ist unter dem gleichen Ostseespiegel, wie er noch heute vorhanden ist, lediglich durch Uferströmungen entstanden.

Den Beweis, daß die Kurische Nehrung, wie wohl überhaupt alle Nehrungen, sich auf obige Weise bildeten, ergibt eine neuere geologische Feststellung Hess von Wichdorffs, die mir dieser noch vor ihrer Veröffentlichung persönlich bekannt gab. Er fand gelegentlich geologischer Aufnahmen in Masuren vor einigen Jahren an dessen größtem Binnengewässer, dem Spirdingsee, ausgezeichnete, modellartig schöne Nehrungsbildungen, die z. B. den nördlichen Zipfel dieses Sees, den Tuchliner See, durch eine ausgeprägte Nehrung vom Spirdingsee abschlossen. Da die Entstehung dieser Binnen-Nehrungen durch Hebungen und Senkungen vollständig ausgeschlossen ist, da das Binnenland keinerlei Niveauschwankungen ausgesetzt war, so ist jeder Zweifel an der Entstehung dieser Sandbarren auf andere Art als durch Uferströmungen ausgeschlossen. Aber auch an der Ostseite des Haffes baute der durch den Wind bewegte wandernde Sand des Haffbodens vor den Strommündungen nehrungsartige Sandbarren auf, hierbei Wasserflächen abschnürend, die dann verlandeten und die jetzigen Niederungsmoore bildeten.

Immerhin dürfte die Auffassung Berendts von Interesse sein, umso mehr, da sie ja wie aus nebenstehender Tafel ersichtlich, in anderen Beziehungen wichtige Aufschlüsse über das Werden und Vergehen der in Frage kommenden Landschaft gibt. Nach Berendt folgte auf das erstmalige Ansteigen aus dem Meere eine Senkung um ca. 10–12 m unter den jetzigen Wasserspiegel, worauf die Meeresswellen in Verbindung mit den diluvialen Inseln am Haff eine Sandbarre bildeten, die die Unterlage für die jetzige Nehrung wurde. In der hierauf folgenden Hebungperiode stieg diese Sandbank dann aus dem Wasser empor, auf deren nunmehr trocken gelegter Oberfläche der lockere Sand sich zu Hügeln türmte. Bei der noch immer andauernden Hebung stieg auch der alte Diluvialboden in die Höhe und verhinderte die weitere Sandzufuhr, so daß die Düne sich nach und nach mit einer reichen und dichten Pflanzenwelt bedecken konnte. Diese Hebung wurde dann aber wieder durch eine noch jetzt andauernde Senkung abgelöst, wodurch die Sandmassen wieder ein freies Spiel erhielten und die jetzigen Dünen bildeten.



Querschnitt durch die Kurische Nehrung.
An der Landesgrenze südlich von Nidden. / Maßstab 1:5000, stark verkürzt. / Der schwarze Strich ist das Haffmergellager.



Freigelegte Trockentorfschicht am Seeufer nördlich von Cranz.

Dá was ein vil grózer hagen
 von den Samen vor geslagen
 der was gróz unde dicke,
 dá enwären nicht cleine ricke,
 dá wären boume só gróz,
 daz sint vil manchen verdröz.
 Sie wären só gevellet,
 daz ez was gestellet,
 sam ez wère ein bolewerc.
 Ez was ein ungevúgez werc,
 Daz von den Samen was gemacht.

Aus der livländischen Reimchronik (Ende des 13. Jahrh.).

Die Oberflächengestaltung der Kurischen Nehrung.

Die Oberfläche der Kurischen Nehrung, die von den Winden glatt gehobelte Nehrungsplatte erhebt sich etwa 2–8 m über dem Wasserspiegel der Ostsee, sie ist also fast völlig eben. Der Charakter dieser Platte oder Palwe, wie hier derartige, von lockerem Seesand bedeckte, lose durch Humus verbundene und mit leichter Vegetation bestandene Flächen heißen, ist, soweit sie von den Dünen freigeht, ein steppenartiger, deren reicher Pflanzenwelt man es nicht ansieht, daß sich vor noch gar nicht langer Zeit ungeheure Sandmassen über sie fortgewälzt haben. Bohrungen auf der Nehrungsplatte haben nun ergeben, daß auf ihr Sandüberwehungen mit einer früheren Vegetationsperiode wechseln, von denen diese eine Trockentorfschicht hinterließ, die sich aus den abfallenden Nadeln der Bäume und der sonstigen Vegetation bildete. Mikroskopische Untersuchungen beweisen, daß der alte Nehrungswald neben Kiefern auch mit gemischtem Laubholz, namentlich mit Eichen, Eschen, Birken und Erlen, bestanden war. Die aus diesen Abfällen gebildete Torfschicht ist durch die über sie fortgegangene Sandmasse dann so stark zusammengedrückt, daß ihr Gewicht etwa das Vierfache des gewöhnlichen Torfes beträgt. Diese alte Waldschicht, der eigentliche Leitboden der Nehrung, hat übrigens die unangenehme Eigenschaft, daß sie den sich ihr aufgelagerten Sand leicht zur sogenannten Fuchserde, oder richtiger dem Ortstein verhärtet, der der Ausbreitung von Baumwurzeln ziemliche Schwierigkeiten bereitet und daher mit zur Ursache des auf der Nehrung besonders gefürchteten Baumbruches wird.

Bis in die neuere Zeit war man der Annahme, daß nicht nur eine, sondern sogar bis vier übereinanderliegende Torfschichten vorhanden seien, von denen man natürlich auch auf die entsprechende Zahl ehemaliger Vegetationsperioden schloß. Nach Hess von Wichdorff handelt es sich aber in diesen Fällen um eine Täuschung, indem es sich nicht um übereinander, sondern, bedingt durch die Terrainverhältnisse, hintereinanderliegende Schichten handelt. Auf dem hügeligen Boden der Urdünen wechselt eben naturgemäß auch die Höhenlage des Waldbodens und täuscht dann bei ihrem Abriß eine mehrfache Waldschicht vor, wie wir sie z. B. an der Begräbnisstelle Alt-Niddens, bei Pillkopen und an anderen Stellen beobachten können. Besonders große Massen alten Waldbodens treten in einer Höhe von 20 m über dem Nehrungsniveau an der Westseite des Schafenberges bei Schwarzort zutage, wo sogar Baumreste von 2½ m Umfang festgestellt wurden.

Dieser alte Waldboden ist fast auf der ganzen Nehrung noch erhalten und man kann ihn meilenweit an der hohen Düne entlangziehend beobachten, wo er in Streifen



Alter Waldboden bei Pillkopen (nur scheinbar übereinanderliegend).

von meist 5–50 cm Dicke zutage tritt und als schwarzer Krant bezeichnet wird. Es gibt jedoch auch Waldböden von wesentlich größerer Stärke, so z. B. jenen bei Cranz mit ca. 1,50 m, den man nördlich dieses Ortes an Abbruchstellen des Seeufers beobachten kann, wo er sich als dunkelbrauner Streifen deutlich von den gelben Schichten des Sandes abhebt (s. Abb. S. 8). Natürlich mußten erst unzählige Baumgenerationen zu Boden sinken oder den jeweiligen Nehrungsbewohnern für ihre wirtschaftlichen Zwecke dienen, ehe der alte Waldboden diese Stärke erhielt.

Bemerkenswert ist, daß man den alten Waldboden auch dort als vorhanden feststellen kann, wo der ihn überlagernde Dünensand aufgeforstet wurde, da die auf dieser Humusschicht gepflanzten Bäume durch ihr schnelleres Wachstum sich merklich von den nur auf reinem Sand kultivierten abheben.

Bedeutende Reste des alten Nehrungswaldes finden sich auch in der Nähe des Strandes an einigen Stellen in der See, sie bilden die eigenartige Erscheinung des sogenannten unterseeischen Waldes. Man hielt diesen durch Senkungen des Landes

in die See gelangt, während sein dortiges Vorkommen sich einfach aus Abbrüchen des Landes erklärt, bei denen die Bäume in die See und dann unter das Niveau der Schälung gelangten. Besonders deutlich treten derartige Baumreste bei Ostwinden zutage, sie finden sich aber nur dort, wo der Untergrund des Seebodens, wie auch der des anschließenden Landes, einen moorigen Charakter hat, in den die Baumreste durch die Schwere des auflagernden Sandes oder des Wassers hineingedrückt werden konnten. Aber auch die beobachtete Hebung des Wasserspiegels der Ostsee dürfte auf das Inwassergeraten des Baumbestandes von einiger Bedeutung sein, so geht z. B. aus Mitteilungen alter Cranzer Bewohner hervor, daß dort noch vor einer Reihe von Jahren ein größerer Tannen- und Ellernbestand am Strand vorhanden war, der dann von der See abgerissen wurde und unter Wasser kam. Das häufig von der See ausgeworfene Holz dieser Bäume wird von den Nehrungsbewohnern gerne geborgen und als Brennholz verwendet, obgleich es dabei einen ziemlich unangenehmen Geruch verbreitet. Fast die ganzen letzten Bestände des alten Nehrungswaldes erlitten aber das Schicksal der Versandung, von ihnen stammen die Baumreste, die sogenannten hohlen Bäume her, deren Inneres völlig zu Mulm zerfallen ist, während Rinde und



Festgelegte Wanderdüne.

Die bänderartigen dunklen Streifen zeigen den Verlauf des alten Waldbodens.

Wurzeln sich erhielten. Es bilden sich dann jene mit Sand gefüllten Röhren, in die man, wenn man zufällig auf eine solche tritt, leicht mit dem Fuße einsinkt. Die Wurzeln liefern ihres starken Holzgehaltes wegen manchen Ortschaften gleichfalls ein beliebtes Brennmaterial, bereits Henneberger weist auf die Reste der alten Kienbäume hin.

Einen gewissen Anhalt über das Alter dieses Urwaldbodens geben die auf ihm gemachten vorgeschichtlichen Funde, die zumeist der hier 3000—4000 Jahre zurückliegenden jüngeren Steinzeit angehören, hierdurch wurde die alte Nehrungsplatte auch für die Geschichtsforschung, und nicht nur für die heimatische, von besonderer Bedeutung. Bei Schwarzort gefundene Scherbenreste wurden auf ein Alter von etwa 1500 Jahre geschätzt.

Frühere Tiefe und See-Durchbrüche. Das Memeler Tief.

Die älteren Wasserverbindungen der Ostsee mit dem Kurischen Haff haben wohl wegen ihrer einstigen geringen Bedeutung für das Wirtschaftsleben in geschichtlicher Zeit bisher weniger Beachtung gefunden als jene des Frischen Haffes, trotzdem sie das Nehrungsbild sicher auch sehr stark beeinflussten. Hess von Wichdorff hat auch hier

mancherlei Irrtümer berichtigt, edoch scheinen die von ihm vertretenen Feststellungen noch nicht die endgültigen zu sein, und mancherlei Fragen harren hier noch der eingehenden Erforschung. Als sicher kann man wohl annehmen, daß vor dem Zusammenschluß der Nehrungsinseln, also vor dem Abschluß der Nehrungsbildung, alle offenen Stellen einen tiefartigen Charakter hatten und diese, ebenso wie die späteren Tiefe aus geschichtl. Zeit letzten Endes nur Verlängerungen der verschiedenen Mündungsarme der Memel waren.

Während Hess von Wichdorff der Kurischen Nehrung nur zwei Tiefe, das alte Cranzer Tief und das jetzige bei Memel zugesteht, sprechen alte Überlieferungen noch von weiteren Tiefen, ja sogar von deren sechs, die aber wohl zumeist nur als zeitweilige Durchbrüche oder gar nur als Überflutungen anzusehen sind. Ziemlich sicher erscheint von ihnen, neben dem Cranzer Tief, nur das Bestehen eines ehemaligen Tiefes in der Sarkau zu sein, denn auf dem Landtag des Jahres 1597 in Elbing, also in gar nicht so weit zurückliegender Zeit, stritt man sich über die „Zeyse des Tiefes in der Sarkaw“, die der Herzog für sich allein in Anspruch nehmen wollte. Danach bestand scheinbar, sei es auch nur vorübergehend, damals unter dieser Bezeichnung das Sarkauer oder sogar noch das Cranzer Tief, obgleich keine Karten oder sonstige Überlieferungen davon Kunde geben. Für ein Sarkauer Tief spricht das Vorhandensein eines Kolkes, wie derartige typische größere Wassertiefen an den Nehrungen und auch anderweitig genannt werden, und wie wir solche als Begleiterscheinung ehemaliger Tiefe auch bei der Frischen Nehrung antreffen.

Da nun die dauernd dem Abbruch ausgesetzte Nordküste des Samlandes einst bedeutend weiter nördlicher lag als die heutige Küste, worauf auch die Steinriffe im südlichen Haff und der sogenannte scharfe Grund in der See hinweisen, so ist in Verfolg dieser Linie auch ein etwa 8000 Jahre zurückliegendes Tief bei Sarkau sogar als höchstwahrscheinlich anzunehmen, dem man sogar die große Breite von ca. 1,6 km zuzusprechen glaubt. Dieses scheint demnach das überhaupt älteste Nehrungstief zu sein, das zunächst verlandete, dann aber aus irgendeinem Grunde später wieder befahrbar wurde. Wie schnell solche Tiefe verlanden können, sieht man z. B. an dem ehemaligen Balgaer Tief auf der Frischen Nehrung, das vor etwa 400 Jahren auch noch eine befahrene Schiffsstraße war, von der jetzt nur noch wenige Merkmale seine einstige Bestimmung erkennen lassen.

Über die Beschaffenheit des ehemaligen, längst verlandeten Cranzer Tiefes sind wir durch die Forschungen von Berendt und die Bohrungen der Geol. Landesanstalt genau orientiert, weniger leider über seine einstige geschichtliche Bedeutung. Lag einst an ihm die in der Lebensbeschreibung des heiligen Ansgar 865 erwähnte Handelsstätte Selburg oder reicht gar, wie das Vorkommen von römischen Gold-



Diluviale Hochfläche / Ehem. Cranzer Tief

Karte des ehemaligen Cranzer Tiefes.

Nach Hess von Wichdorff.

münzen in der Gegend vermuten läßt, die Geschichte des alten Cranzer Tiefes noch weiter zurück?—Als sicher ist wohl nur anzunehmen, daß sich an der Ausbuchtung des Cranzer Tiefes, dort wo etwa Wiskiauten liegt, einst eine Ansiedlung der Wikinger befand, worauf die Namen von Ortschaften, Funde von Waffen, Gewandfibeln und sonstigen Gegenständen nordischen Ursprunges hindeuten, und nach denen die samländisch-germanische Kultur hier wahrscheinlich ihren Hauptsitz hatte. Das Cranzer Tief wurde dann wohl so lange befahren, bis durch einen Durchbruch am Nordende der Nehrung das Memeler Tief entstand.

Wassermangel und Ablagerungen des Haffes verlandeten nach der Bildung des Memeler Tiefes die alte Schiffsstraße bei Cranz und verwandelten sie schließlich



Dünenbildung in der Cranzer Plantage.
Blick von Dumckes H5h' nach der See.

in eine mit stattlichem Baumwuchs bestandene Moorfläche, die an ihren meist feuchten Rändern den Charakter eines Flachmoors, in ihrer Mitte aber den eines Hochmoors besitzt. Die Grenzen des Hochmoors liegen in der Linie Waldhaus—Fichtenhain, deutlich wahrnehmbar wird es als solches in dem nach Schwentlund zu gelegenen, von Wassergräben durchzogenen Terrain. Das Hochmoor lagert unter dem unmittelbar darauf aufgewehten Sand bis in die See hinein, die bei Sturm Stücke von ihm ans Land wirft. Daß der Torf in der See so tief liegt, hat, wie beim alten Nehrungswald, seine Ursache wohl darin, daß das gewaltige Gewicht des aufgewehten Sandes den weichen Torf zusammenpreßte und unter das Niveau der See drückte.

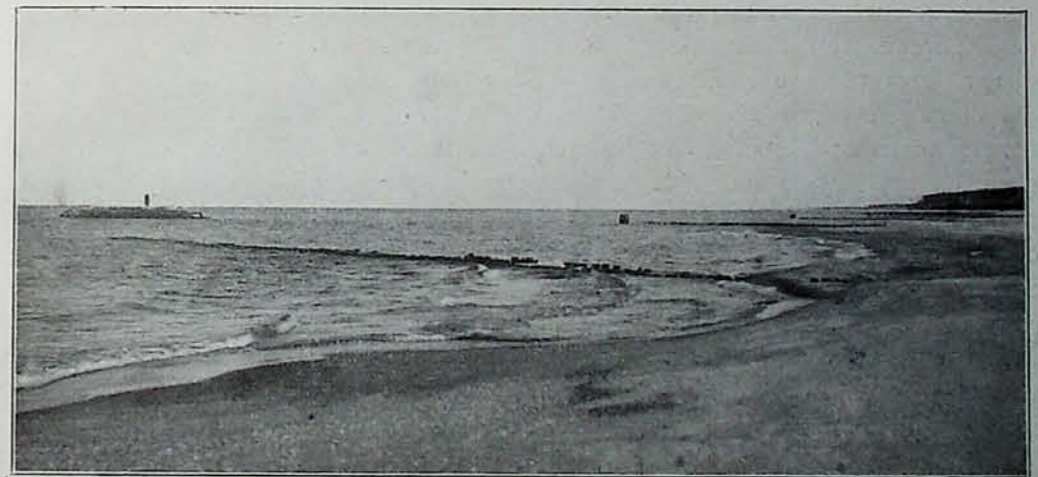
Die Mächtigkeit des Cranzer Moors, das sich im Umfang mit der Größe des ehemaligen Tiefes

deckt, beträgt bei ziemlichem Wechsel in der Tiefe bis zu 12 m bei einer Breitenausdehnung von ca. 3 km; der unter dem Moore lagernde alte Seeboden hat eine solche von etwa $1\frac{1}{2}$ m, ein übersichtliches Bild über seine ganze Lage gibt die umstehende Karte nach Hess von Wichdorff. Bereits die östlich gelegenen Häuser von Cranz sind auf dieser großen Moorfläche erbaut, die sich von hier nordöstlich bis zum Aussichtsturm Klein-Thüringen, dem geographischen Beginn der Nehrung, und südlich bis zur Cranzer Beek und darüber hinaus erstreckt.

Bis zur Verlandung des Tiefs in seiner jetzigen Gestalt, die auch heute noch nicht als abgeschlossen anzusehen ist, vergingen natürlich große Zeitabschnitte. Wie aus den vorgefundenen eingelagerten großen Baumresten hervorgeht, gab es

aber gewisse Stillstandsperioden, in denen das Moor einen urwaldartigen Charakter hatte; noch jetzt erinnern Teile des nach dem Haff gelegenen und nur bei längerer Trockenheit zu betretenden Elsenmoors an einen solchen Urwald. Die nach der See zu befindliche Seite des Moors hat durch die Sandaufwehungen ein völlig verändertes Aussehen erhalten; aber selbst diese Flugsandmassen wären kein Hindernis, daß hier durch Forträumung des Moors und mit verhältnismäßig geringen Mitteln im Notfall wieder eine ausgezeichnete Fahrrinne, ja selbst ein größerer Hafen entstehen könnten. Wirtschaftlich wird das Moor gegenwärtig, nachdem größere Waldteile für diesen Zweck niedergelegt wurden, sehr umfangreich zur Torfgewinnung ausgebeutet.

Trotzdem das Kurische Haff nun wohl bereits seit langen Zeitläufen seinen Hauptabfluß im Memeler Tief hat, besteht selbst in der Gegenwart noch eine gewisse Gefahr für die gewaltsame Wiedereröffnung des alten Cranzer Tiefes durch die See. Seit etwa einem Jahrhundert verfolgt man daher besorgt das bis in die neuere Zeit mit etwa zwei Metern berechnete jährliche Vorrücken der See, dem heute nur



Seebühnen an der Nehrung bei der Cranzer Plantage.
Links das Wrack eines gestrandeten Schiffes.

noch eine Landbreite von etwa einem Kilometer gegenübersteht. Als erste Schutzanlage gegen diese Angriffe der See sind die in den Jahren 1812—1823 in einer Länge von 932 Ruten bei 10 Fuß Höhe und auf der Krone 50—60 Fuß Breite aufgeworfenen Seedeiche anzusehen, die dann bepflanzt wurden. 1897 schritt man zum Bau von Pfahlbühnen mit Steinfüllung, die sich bis nördlich des Aussichtsturmes erstreckend, scheinbar auch mit Erfolg einen Stillstand des Seeuferabbruches bewirkten.

Die Gefahr für eine Wiedervereinigung von See und Haff kommt aber hier nicht nur von der See-, sondern auch von der Haffseite. Durch die Gewässer der Deime, der Gilge, des Nemonien und anderer Zuflüsse ist der Wasserspiegel des südlichen Haffes durchschnittlich immer 80 cm höher als jener der See; tritt nun durch zu Lande stehende Winde ein Rückstau ein, so erhöht er sich ganz wesentlich, gelegentlich des Orkans im Jahre 1818 sogar bis über einen weiteren Meter. Da nun in jenem Jahr, wie auch 1830, die See ebenfalls um einen Meter gestiegen war, vereinigten sich hier tatsächlich bereits für einige Tage See und Haff. 1874 brachte

das Haff derartig große Überschwemmungen bei Cranz, daß die Fischerkähne zwischen den Bäumen lagen, und gelegentlich des Hochwassers im Jahre 1889 standen große Teile des Waldes auf dem alten Tief unter Wasser. Sollten sich einmal diese Naturereignisse, denen der Mensch fast machtlos gegenübersteht, in längerer Dauer wiederholen, so könnten jene Befürchtungen sich bewahrheiten, die hier wie in Urzeiten ein Tief entstehen sehen, das natürlich jenem bei Memel ein Ende machen würde.

Die Erkenntnis, daß der Durchbruch eines neuen Tiefes, gleichviel an welcher Stelle, das Memeler Tief aufs äußerste gefährden müsse, war schon beim Orden vorhanden, denn sonst wäre die Sorgfalt, mit der man die Damnbrüche auf der Nehrung ausbesserte, kaum verständlich. Bereits 1404 heißt es im Tresslerbuch: „bei Wasserbruch den Leuten auf der Nehrung 12 M.“; 1441 waren Dammarbeiten bei Sarkau notwendig, und 1497 mußte das ganze Samland in der Sarkau dämmen; die Dämmung der See war damals allgemeines Landesscharwerk. 1509 heißt es wiederum: „die See geht bei Sarkau über die Nehrung ins Haff, die Leute aus den Aemtern Grünhoff, Schaaken und Labiau sollen es ausbessern.“ Die Gegend von Sarkau war und blieb demnach, da es die schmalste und auch niedrigste Stelle der Nehrung war, ein Schmerzenskind der jeweiligen Landesregierung. Der Ort dieser Durchbrüche oder richtiger wohl Überflutungen war der des alten Kaallandes, der damals fast einzigen unbewaldeten Stelle der Nehrung, von der 1594 Henneberger schreibt: „Ist auff der Curischen Nerung ein ort / hinter der Sarckaw / einer halben Meylen lang / lauter sand / niedriger denn die anderen örter / hat wenig Beume / derhalben man da viel zeunens ond themmens hat / auff das die offenbare See / in grossen sturmwinden nicht durch reisse / ond Samland omb Schacken ond Labiaw / etc. verseuffe.“

Die bedeutendsten Schutzarbeiten scheinen dann jene des Jahres 1642 gewesen zu sein, bei denen alle Ämter von Tapiau bis Fischhausen eine Strecke von 1100 Ruten = ca. 4500 m dämmen mußten, jedem Amt war eine bestimmte Strecke zugewiesen.

Im Jahre 1680 wird wieder ein Durchbruch bei Sarkau befürchtet, man legte dagegen drei Strauchzäune an, „die der Wind ausfüllte“; die Aufsicht über die Arbeiten führte der Sarkausche Krüger. Das Holz sollte der Sarkauer Wald liefern, hiergegen wurde aber der Einwand erhoben, daß er der einzige vorhandene Ort sei, wo das von der Nehrung kommende Wild noch steht. Daß es an Schutzbauten in der Sarkau aber niemals gefehlt hat, geht bereits daraus hervor, daß schon in kurfürstlicher Zeit zum Schutz des Kaallandes ein regelrechter „Thambmeisterdienst zu Sarckau“ eingerichtet war.

Trotz dieser Aufsicht hören wir noch häufig von Durchbrüchen in „der Sarckau“, so ließ im Jahre 1708 der Memeler Oberst de Brion hier einen Wall schlagen. 1791 fand ein teilweiser Durchbruch etwa $\frac{1}{8}$ Meile nördlich von Sarkau statt, ein damaliger Plan zeigt die Gegend zwischen Sarkau und den weißen Bergen stark überflutet; namentlich zwei Stellen, die noch heute als Großer und Kleiner Kolk bezeichnet werden, hatten am meisten unter dem Andrang der Wogen zu leiden. Am Kleinen Kolk bildete sich sogar scheinbar bereits eine feste Rinne, und Schilderungen aus jener Zeit bezeichnen die Gegend nördlich Sarkaus als zu zwei Dritteln von der See überflutet. Auch hier wurden schleunigst mit Sand bedeckte Strauchwerkflaskinen angelegt, die das Ärgste verhinderten und die noch jetzt ihren Schutzzweck versehen.

Die Kurische Nehrung

"Kein Maler war imstande, diese tausend Wunder der Farben, des Lichtes und der Schatten ganz in seine Bilder zu bannen. Kein Dichter vermochte die Fülle dieser Geschichte in sein Werk zu fassen. Überwältigt stand der Künstler immer wieder inmitten dieses unsagbaren Erlebens. - Nicht ohne Grund hieß das Dorf Nidden das Paradies der Maler. Ja, dies Land war im wahrsten Sinne ein Paradies; weil es den Menschen zu sich selber führte, zu seiner letzten eigenen Tiefe und damit zu seinem göttlichen Ursprung."

Fritz Kudnig:

So war es. Und wir, die wir den grossen Gesang dieser herrlichen Schöpfung Gottes in unsere Seelen für immer hineinklingen lassen, können trotz der Tragik des bitteren zeitlichen Geschehens nur danken. Denn das Land ist noch da, und wir dürfen mit der Tapferkeit der Demut aussprechen, was ein junges Menschenkind auf der Flucht in Worte fasste: "Ich kann nicht mehr dort wandern in meinem lieben Land, Gott gab es einem anderen, doch blieb's in Gottes Hand."

Herbert Wilhelm!

Zwischen Haff und Meer - Zauber der Kurischen Nehrung

Der Abend blaßt, die Düne träumt.
Und eine grüne Woge rollt, und bricht, und schäumt.
Der Mond steigt still, die Welt wird weit.

Die Flut hegt glatt, es weht kein Hauch.
Und tausend Farben zittern auf und schwinden auch.

Es gibt ein Land, da das Schweigen Sprache ist,

ein Land, das wie eine Brücke durch die Fluten des Lichts sich spannt,
in dem die Berge wandern,
ein Land, aus dem es keine Rückkehr gibt.
Du läßt dein Herz,

wenn du einmal in die Tiefe seiner Einsamkeit getaucht bist dort,
und einen Teil deiner Seele.

Deine Gedanken ziehen immer wieder seinen Schweigensbergen zu,
als müßtest du ergründen,
ob nicht versunkene Hütten und Dörfer darunter ruhen.

Deine Gedanken kommen nicht los von den weißen Möwen, von denen man
nicht weiß, ob sie nicht die eigentlichen Urbewohner dieses Landes sind,
verzauberte Seelen, die da warten, daß die weißen Berge sich auftun und
die alten Hütten sich wieder aus dem Sande heben. Licht und Lachen, aber
auch Tod, Stürme und Finsternisse ruhen dort beieinander, so wie Haff und
Meer seine schmalen Flanken behagen, so wie Sand und Wald miteinander
ringen und die hohe Düne ihren Schatten reckt über Haus und Hafen, über
Acker und Wiese. — — -

Wenn der Winter das Haff in Fesseln gelegt hat, wenn die Segel-
schlitten über seine endlose Fläche dahinjagen, wenn die Fischer zur Eis-
fischerei ausziehen, die Schlittengeleise wie Chausseen sich über seine
weiße Ebene winden, dann scheint die Kurische Nehrung nur der hügelige
Rand einer Steppe zu sein, die unter dem Schnee schläft, an die das Meer
brandet, das seine Eisschollen klirrend vor ihr auftürmt.

Doch in den Dorfhäfen, in den Haffbuchten liegen die Kurenkähne
eingefroren, schneeverweht. Ihre gebogenen schwarzen Schnäbel recken
sich gegen den Wind und an den hohen Masten drehen sich knarrend die
Hauszeichen. Die Fischerkaten dahinter ducken sich in der eisigen Luft. Das
Meer jenseits liegt fern und dunkel oder wie satter Stahl, und in seinem
Brausen ist ein Klirren und Stöhnen. . . .

Die Stürme aber, die den Wald biegen und seine Wipfel kämmen, daß
sich kein Zweig, keine Krone über den Windschatten der Dünen zu erheben
vermag, bringen den Frühling. Die weißen Birken leuchten. Ihr Duft ist der
Hauch des Landes. Die harten Gräser in den Kupsten recken sich. Rötlich
erstrahlen die Weidenzweige vof der silbernen Blässe der Düne. Das Land
erwacht. . .

O Dünensand,

zarter wie der blitzende Sand der See,
geheimnisvoller Bruder des Windes!
Wie du Schleier bist und Schleppe lautlos,
wie du in Täler des Schweigens sinkst
und plötzlich weit den Nacken emporhebst,
daß der Wind darüber streicht
und zärtlich kleine Wellen in ihn gräbt.
Du bist köstlich, wenn du glühst von Sonne
und seltsam unheimlich im Licht des Mondes.

Zauber der Poststrasse.

von Georg Greutz (Memeler Dampfboot 20. August 1966)

Straßen, die weit ins Land hinein, Straßen, die weiße Bänder im Sonnenschein ...

So beginnt eine alte Ballade von Lulu von Strauß und Torney, und sie muß auch alt sein, diese Ballade, denn wo gibt es noch zwischen all dem Grau und Schwarz und Blau der Teer-, Asphalt- und Betonstraßen heute noch weiße Bänder im Sonnenschein, wenn man nicht gerade an den endlosen über Berg und Tal führenden weißen Mittelstrich denkt?

Ja, bei uns gab es sie noch, die echten weißen Landstraßen, die kreuz und quer durch unsere Heimat führten, durch Felder, Wälder, Wiesen und Äcker, von schlanken, weißstämmigen Birken begleitet zum Unterschied von den Feldwegen, die sich nur knorrige Kopfweiden mit strubbelhaarigen bemoosten Häuptern als Weggefährten leisten konnten. Und wenn der Heidedichter Löns singt: Auf der Straße, auf der Straße, da ist alles voll Staub -, dann traf das auch auf unsere Straßen zu, und wir denken sofort an die lange Staubfahne, die ein Auto zum Schrecken aller Wanderer und Radfahrer hinter sich herzog. Denn sie waren ja auch keineswegs für die neumodischen Benzinstinker angelegt, unsere Straßen, die nur geruhsam-beschaulichen Hufschlag gemischt mit dem Rattern eisenbeschlagener, und allenfalls am Sonntag gummibereifter, Räder schätzten. Die gummibereiften zählten als erlaubt und tragbar und als Zugeständnis an die Neuzeit auch die Fahrräder. Aber die mußten sich schön brav am Straßenrand halten, der noch einigermaßen eben und frei von Schlaglöchern war. Diese hatten übrigens auch ihre Bedeutung und erfüllten einen Zweck. Sie rüttelten und schüttelten die Wageninsassen schön durch, damit es mit der Verdauung klappte, auch wenn man nicht mehr zu Fuß ging. Und damit sie nicht einschliefen und einen Blick für die gemächlich vorüberziehende Landschaft hatten und sich immer und immer wieder einprägten, wie schön doch die Heimat war. Vielleicht wissen wir darum heute noch so viel von zu Hause, von unserem Heimatland, weil wir es einst nicht im Auto durchjagten, sondern es, alles in uns aufnehmend, mit Pferd und Wagen, mit dem Fahrrad oder Fuß vor Fuß setzend durchzogen und durchwanderten. Denn der Wanderer war zu allen Zeiten der Straße liebster Gefährte, vor dem sie alle Herrlichkeit ringsum zum geruhsamen Beschauen und Genießen ausbreitete.

Die schönste, die Königin all unserer weißen, staubigen, löcherigen, sandigen, holprigen und doch so reizvollen Straßen aber war zweifellos die Poststraße, die wie ein schnurgerades, hundert Kilometer langes Band, von Sandkrug bis Sarkau ins Samland hineinführte und auf der Karte wie eine kraftpendende Lebensader wirkt - vom Herzen Ostpreußens, dem ehrwürdigen Königsberg, hinauf zum äußersten Zipfel deutschen Landes, zur ältesten Stadt Ostpreußens, Memel.

Poststraße! Wer wohl wüßte heute von dir ein Lied zu singen, dich zu preisen und Kilometer von Sandkrug bis Schwarzort auf heutige Weise per

Auto in einer kleinen Viertelstunde durchmessen hätte? Wer wohl wiißte etwas von atembeklemmender Verzauberung der Dünenwelt, von der gottnahen Stille und Einsamkeit des Elchreviers, so er zwischen Mittag und Abendbrot nur mal so nach Nidden und zurück geflitzt wäre wie es heute ganz selbstverständlich? Gottlob, die gute alte Poststraße gehörte noch ganz den Radlern und Wanderern, und wer sie unter seine Füße nahm, anstatt den bequemen und schnellen Dampfer zu benutzen, der wußte, weshalb. Zwar gab es an vielen Stellen weichen, staubigen und den Schritt hemmenden Sand, gab es ermüdende und in glutender Sonnenhitze schweißtreibende Steigungen und dort, wo sich das Röhricht des Haffufers bis hart an das Band der Straße heranschob, tausende helltönend singende und blutdürstige Mücken, Millionenheere Stecknadel-kopf großer in Mund, Nase und Augen geratender *Gnitzen*, *Haffmücken* genannt. Doch das alles wurde zur Belanglosigkeit, zu kaum beachteter Randerscheinung vor all der Herrlichkeit, die sich rechts und links der Straße in immer neuem Wechsel und Wandel auftrat.

Hoher Kiefernwald durchsetzt mit tiefgrünem Tannengehölz beim Abmarsch im Sandkrug. Erfrischender Harz- und Nadelduft, schwellende Moospolster, etwas verfrüht zur Rast ladend. Feste, tischebene Straßendecke, in gemessenem Abstand von frisch-fröhlich-grünen Birken gesäumt, eine Lust zu wandern. Ein richtiger Waldspaziergang ohne Müh und Plag!

Doch dann, der großen Hirschwiese zu, beginnt der Wald zu schrumpfen, immer niedriger zu werden, und die buschigen Kiefernkronen geraten mehr und mehr in Bodennähe, bis aus schlanken Stämmen ein dicht verschlungenes Gewirr von schier undurchdringlichem Kusselkieferngeheck wird. Schachbrettartig aufgeteilt in ein Geviert einzelner Felder durch zahlreiche sich rechtwinklig kreuzende schmale Gestellwege, welche die Ausbreitung eines Waldbrandes im zundertrockenen Unterholz verhindern sollen. Noch heller, fast weiß ist das Band der Straße geworden, sandig und weich. Sanftes Ansteigen und Absinken zeigt an, daß sie jetzt durch einstmals rücksichtslos abgeholztes und mühsam wieder aufgeforstets Dünengelände führt. Unten am Haffufer, von Birken, Espen und Strauchwerk frischgrün eingefäßt, die große und kleine Hirschwiese, Ziel vieler Paddel-, Ruder- und Segelboote auf kleiner Fahrt. Und darüber, einsam aus einem Meer von Kusselkiefern herausragend, der ehemalige Aussichtsturm von Hagenshöh, von dem nur noch ein auf vier Pfählen ruhendes Dach übrig geblieben ist, nachdem ein Herbststurm das morsche Holz zum Einsturz brachte. Und nun hat auch die Poststraße die höchste Steigung erklimmen, und der Blick weitete sich bis fast in die Unendlichkeit. Zur Rechten, hinter dem Wald, zieht sich der endlose Wall der Seedüne hin und über ihrem Grat ein tiefdunkler, sonnenüberglänzter Streifen Ostsee bis zu einem fernen Horizont, über dem wie zarte Wattebäusche ein paar Schön-. Wetterwolken dahinschweben.

Nach links zu ein Blick, ein Bild unendlicher Ruhe und tiefsten Himmelsfriedens, das in die Seele eindringt und sie erschauern und schier andächtig werden läßt in der Bewußtheit der eigenen Winzigkeit vor diesem gewaltigen Panorama grenzenloser Weite. Glänzend und schimmernd, von den Schatten darüber hinsegelnder Wolken belebt, der endlos weite Spiegel des Haffes, nur im Vordergrund begrenzt vom schmalen, dunkelgrünen Saum des Festlandes, des Hochwaldes von Starrischken bis Schäferei. In der Ferne dann verschwimmend und sich auflösend, wo man die Landspitze

von Windenburg mehr ahnen als sehen kann. Und auf dem hellen Blau dieser Wasserfläche wie hingetupft, die Endlosigkeit und Weite noch betonend, ein paar weiße Segel und der schlanke Leib eines Nehrungsdampfers mit schnurgerader Kiellinie, die wie ein Schnitt in eine riesige Glasplatte wirkt. Möwenschwärme, im Sonnenlicht silbern aufleuchtend, folgen dem Schiff und seiner langen grauschwarzen Rauchfahne. Näher zum Ufer stehen in langen Reihen die in den Haffgrund getriebenen Haltestöcke weit ausgespannter Fischernetze, und auf jedem zweiten oder dritten Stock wie holzgeschnitzte Figuren regungslos ins Wasser starrende Fischreihen, die, gäbe es nicht den Elch, ein Symbol der ganzen herrlichen Nehrung sein könnten.

Voraus in zwei, drei Kilometer Entfernung, tritt der Wald zurück bis ganz auf die rechte Seite der Straße, und auf grasiger Lichtung, in einem Kranz hoher alter Linden und Erlen, leuchten die roten Dächer der Försterei Erlenhorst. Eine gute halbe Stunde noch bis dorthin, und es heißt jetzt, die höchste Steigung des ganzen Weges bis Schwarzort zu überwinden, die die Poststraße noch näher an das Haffufer heranzuführt. Nach rechts zweigt ein schmaler Sandweg ab, an seinem Beginn steht ein Pfahl mit hölzernem Briefkasten und einer Tafel, die mit ungelentk aufgemalten Buchstaben anzeigt, daß es hier nach „Bärenschlucht“ geht. Bärenschlucht! Welch grimmiger Name, und doch nur in schützendem altem Dünental eine kleine Ansammlung hölzerner Häuschen, bewohnt von einigen litauischen Grenzbeamten mit ihren Familien. Es sind freundliche Leute,, die dem durstigen Wanderer gerne die Benutzung der Wasserpumpe gestatten, wie ja überhaupt der einzelne Litauer gastfreundlich, aufgeschlossen und entgegenkommend dem Deutschen begegnete, wenn er nicht durch böswillige Propaganda aufgehetzt, zu Mißtrauen und Haß aufgestachelt war.

Diese neun Kilometer durch Sonne und Sand bis Erlenhorst reichen aus, um das Verlangen nach einem großen und kühlen Glas frischer Milch ins Riesengroße wachsen zu lassen. Dieses Verlangen kam nicht von ungefähr, denn jeder wußte, daß in Erlenhorst ein Schild an der Straße zum Ausruhen auf schattiger Bank bei einem herrlichen Glas frischer Milch einlud, dargeboten vom urwüchsigen alten Dünenmeister Muskate und seiner hübschen Tochter oder später von seinem Nachfolger, dem uns allen durch seine prächtigen Schilderungen memelländischen Waldes und Wildes so gut bekannten Förster Hans Karallus und seiner Frau. Hier im schattigen Garten unter hohen Erlen, duftendem Flieder, Phlox und Reseden wurde so manches Waidmannsgarn gesponnen und ließ gar in der sich ausbreitenden Gemütlichkeit die geplante Weiterfahrt nach Schwarzort vergessen, wobei die Milch gar bald von erheblich schärferen Getränken - gegen die Mücken - abgelöst wurde.

Uns aber lockt weiter das helle Band der Straße, noch elf Kilometer sind es bis Schwarzort. In sanftem Auf und Ab führt sie am zum Haff sich neigenden Hang dahin, und immer noch begleitet uns zur Linken das herrliche Bild, der breite Schilfsaum, in dem es von Abertausenden von Wasservögeln schnattert, zieht, quorrt und piept, dahinter die unendliche Wasserfläche mit den Segeln, Netzen und Reihern und weit, weit drüben das mehr und mehr zurückweichende grüne Festland. Zwei, drei Kilometer geht es so dahin. Dann schneidet die Straße ein in einen feuchtsumpfigen Auwald aus verknorzten Birken, Erlen, Espen und Weiden, zu deren Füßen aus quappenden, triefnassen Moospolstern, gestürzten und verrotteten Stämmen, sumpfigen Gräben und Lachen gelbe Schwertlilien hervor-

leuchten, Pfeilkraut und Froschlöffel ihre Blütentrauben in die spärlich einfallenden Sonnenstrahlen recken. Hier quakt's und quorrt's vom Froschkonzert in allen Tonarten, und den Sopran singen dazu die Mückenschwärme, die sich mit wilder Begeisterung auf den ach so seltenen und darum hochwillkommenen Blutspender stürzen. Feucht und hart ist jetzt die Straße, feucht und fast urwaldhaft dumpf und modrig ist auch die Luft. Manche ungeahnte Seltenheit aus der Pflanzen- und Insektenwelt mag sich in diesem Stück Urlandschaft wohl verbergen.

Nicht allzu lange, dann wird der Boden trockener, kommen die zur Seedüne hin verdrängten Sandkiefern wieder an die Straße heran. Der Wald öffnet sich zu einer großen Lichtung, auf der einsam und verlassen ein paar Holzhäuser stehen, barackenartig niedrig, die Fenster ohne Glas. Der Brunnen, dessen eisernen Deckel wir mal kurz lüften, ist ohne Wasser. Das Ganze ein Bild trostloser Verlassenheit und Öde, bedrückend und traurig trotz des lichtblauen Himmels darüber. „Liebestal“ heißt dieser Platz, und Gott weiß, wer ihm diesen poetischen Namen gab, diente er gewiß doch nur als Unterkunft und Station für am Bau der Straße, am Befestigen der Dünen beschäftigte Arbeiter.

Doch welcher Radler, welcher Wanderer hat auf seinem Wege nach Schwarzort an dieser Stelle nicht gerastet, nicht, auf dem Rand des Brunnens oder im Grase sitzend, ausgeruht und friedlich eine Zigarette geschmaucht? Weiter geht's, jetzt sind es nur noch wenige Kilometer bis Schwarzort. Wieder öffnet sich urplötzlich der an die Straße herangerückte Wald, und aus der Lichtung reckt sich dunkel und steil abfallend der Hang einer gewaltigen einstmaligen Hochdüne empor. Die „Schwarze Wand“! Und seltsam dunkel von verdorrtem Gras und kargem Kraut, nur einigen wenigen Krüppelkiefern Halt bietend, ist auch dieser Hang wie eine Drohung, eine Erinnerung an die Zeit, als hier der vom Baumwuchs entblößte Sand sich zu Bergen auftürmte und zu wandern begann, alles unter sich begrabend und verschlingend. Wellig und hügelig ist hier das Land bis hinauf zur dicht bewaldeten Kuppe des nicht mehr fernen Blocksberges mit dem Pavillon darauf, dessen Holzkonstruktion Zentimeter für Zentimeter selbst in fast unerreichbare Höhe hinauf zerkerbt und zerschnitzt war von Namensverewigungen zahlloser Besucher bis zurück in die Zeit der Erbauung dieses kleinen Tempels der Ruhe und des Ausblicks in die Ferne. Rechts zweigt ein Weg ab zu einer Sehenswürdigkeit des Schwarzorter Hochwaldes, zur Riesenlinde „Grickinn“. Links der Straße eine ins Land einschneidende kleine Wasserfläche, der „Bernsteinhafen“, in dem einst die Bagger und Transportschiffe untergebracht waren, als im „Blauen Grund“ des Haffes noch nach Bernstein gebaggert wurde.

Immer dicht am Haffufer sich haltend, führt die Straße durch den Ort, der mit Villen, gepflegten Hotels und Pensionen, romantischen Fischerhäusern und einer an Bergen und Schluchten reichen Umgebung herrliche Tage und Wochen der Erholung zu bieten hatte. Vorbei am breiten ins Haff vorstoßenden Landungssteg für die Haffdampfer, der schon mehr eine kleine Halbinsel war mit Wartehalle und einem großen Schild, auf dessen einer Seite „Herzlich Willkommen“, auf der anderen „Auf Wiedersehen“ zu lesen war. An einer in Vorgärten halb versteckten Reihe Fischerhäuser und am Hotel Karl May vorüber, von dem die Sage berichtet, daß ein kunstbeflissener Maler nach dem Neuanstrich des Hauses die Inschrift: Komm lieber Mai und mache! an die Innenseite der Tür des stillen Örtchens pinselte. Vorbei auch an der Jugendherberge mit weit ins Haff

reichendem Brettersteg am „Hotel zur Eiche“, von dem man nur mit dem Namen seines Besitzer, Illginnis, zu sprechen pflegte. Vorbei am roten Backsteinkirchlein, ein wenig zurückliegend, nahe dem Hang des mit himmelhohen Kiefern bewachsenen Ephaberges. Seinem langgestreckten Rücken schließen sich die Reiherberge an, die ihren Namen zu Recht tragen, horsten doch hier hoch im Geäst der Baumkronen zahlreiche Reiherfamilien.

Und wieder säumt zur Rechten der Wald den weiteren Verlauf der Poststraße, während links ein dichter Schilfwald rauscht, der weit ins hier besonders flache Haff hinausreicht. Am Scharfenberg schwingt die Straße ein wenig nach rechts ab, der Mitte des hierfür einige hundert Meter breiten Nehrungsstreifens zu. Es geht bergauf zwischen, nun wieder undurchdringlichem Sandkieferndickicht.

Wer hat es je versäumt, nach etwas beschwerlichem Anstieg auf der Höhe stehen zu bleiben und das sich urplötzlich vor ihm ausbreitende Bild einer in der ganzen Welt einmaligen Landschaft in sich aufzunehmen und, ohne daß es doch je wirklich gelang, den ganzen Reiz, den mit jeder Faser des Herzens zu spürenden Zauber dieses herrlichen Fleckchens Erde zu umfassen und zu erfassen! Und wem hat sich dieses Bild, wenn er es auch nur einmal gesehen hat, nicht unauslöschlich und unvergeßlich tief in die Seele gebrannt, daß er es immer wieder herbeirufen kann in dunklen Stunden, wenn die Sehnsucht nach dem einstigen Daheim schier unerträglich wird?

Dürftig und schal klingen alle Worte, bei weitem nicht ausreichend, die all das Schöne, das hier ausgebreitet vor den Füßen liegt, beschreiben wollen. Da reihen sich in stetem Auf- und Abschwingen die gewaltigen weißen Leiber der Wanderdünen zur endlosen Kette, landeinwärts in weit auslaufendem schrägen Hang hineinreichend ins Kupstengebiet, fast bis an die Poststraße heran, deren Verlauf kilometerweit sichtbar ist durch die nadelfein aufragenden Telegraphenstangen. Haffwärts von messerscharfem Grat steil abfallend zum Wasser, oft nur einen Fußbreit Ufersaum übrig lassend. Kein Busch, kein Grashalm, der auch nur einen winzigen dunkleren Punkt in dieses strahlende Weiß der vom Wind gerippten ungeheuren Sandflächen bringt. Nur blaue, violette und tintenfarbene Schatten in den Tälern und an den dem Licht abgewandten Seiten. Und zu Füßen dieser ungeheuren Sandleiber die Kupsten, steile, jäh aufsteigende Sandhügel mit dichter, wehender, langhalmiger Grasmähne, vom ewig sägenden, treibenden, nagenden Wind bizarr verformt, von weitem wie lagernde Untiere aus grauer Vorzeit wirkend. Und dann, näher der Straße zu, die sich schmal, unauffällig und bescheiden hindurchwindet, auf weißgrundigem, spitzgrasigem Heidekraut- und Krähenbeerenteppich zahllose Inseln leuchtend grüner Birkengehölze. Rechts der Straße endlich das mit nichts auf der Welt zu vergleichende Elchrevier mit grasigen Sandflächen, zahllosen Busch- und Bauminselfn, einzeln stehen-den wild verformten und vom Westwind wie Fahnen ganz nach einer Seite hin verdrehten Krüppelkiefern, dazwischen immer wieder dunkle, von Binsen und Wollgras gesäumte Sumpf- und Wasserstellen, deren Ränder zerstampft sind von zahllosen Hufabdrücken der Elche. Und das alles in jähem Abschluß begrenzt vom wie ein Deich aufragendem Wall der Seedüne.

Doch es ist nicht allein das Sichtbare, Greifbare der Landschaft, das die Seele einspinnt, ganz und gar von ihr Besitz ergreift als wäre man urplötzlich in eine völlig andere Welt geraten. Vielmehr noch ist es die Einsamkeit, die ungeheure Weite, welche völlig vergessen läßt, daß man

sich auf einem vielleicht einen oder zwei Kilometer breiten Landstreifen zwischen zwei riesigen Wasserflächen eingeschlossen befindet, fast wie auf einer verlorenen Insel irgendwo in fremdem Meer. Und es ist die Stille, die große Ruhe, die den Menschen in sich aufnimmt, ihn versinken läßt in ein Meer der Glückseligkeit und Gottnähe, ihn bewußt werden läßt der eigenen Bedeutungslosigkeit in einer Natur, die den Menschen so wenig braucht wie einen im Sand krabbelnden Käfer oder einen Vogel, der seine Stimme sinnlos und vergeblich gegen dieses große Schweigen erhebt. Man kehrt zurück zur Natur, fühlt sich mit ihr eins werden und wird selbst still, still und sehend. Und man fühlt sich näherkommen dem Unsagbaren, das die Menschen in ihrem Hasten und Treiben, leben und erleben zu wollen dazu trieb, die große Stille einzufangen in die gewaltigen Schiffe, Gewölbe und Hallen der Dome, um dort wenigstens bewußt wortlos und ganz in sich gekehrt sein zu können in einer lauten Welt.

Wer diese dreißig Kilometer von Schwarzort bis Nidden durchwandert hat, sehend und lauschend in sich selbst, der wußte dann, warum Alexander von Humboldt die Kurische Nehrung eingereicht wissen wollte in die großen Wunder der Welt.

Die am Rand der Straße in weitem Abstand voneinander gelegenen Ortschaften Perwelk, Preil, Nidden, Pillkopen, Rossitten blieben nur bedeutungslose Inseln menschlicher Zurückgezogenheit, ohne den eigentlichen Charakter der Nehrung auch nur im geringsten zu stören. Kleine Abwechslungen auf der hundert Kilometer langen Fahrt mit Schusters Rappen. Nur ein Erinnern, daß man doch nicht ganz allein und auf sich selbst gestellt war in Gottes freier Natur, in die man wieder zurückkehrte, kaum das man die Ortsgrenze einige hundert Meter hinter sich gelassen hatte. Der gewaltige Dünenkessel hinter Nidden, links der Straße, das „Tal des Schweigens“, dieser Name sprach für die gesamte Dünenwelt, für das gesamte Elchrevier der Kurischen Nehrung. Und es sprach die steil und drohend hart über dem Dorf Pillkopen aufragende, mühsam durch Bepflanzung gebändigte Dünenwand davon, daß hier der Mensch nur ein geduldeter Gast ist, geduldet von einer gewaltigen, herrlichen Natur, die ihn jederzeit wieder vertreiben und seiner Hände Werk auslöschen, zuschütten kann, als wäre es nie gewesen.

Einst gab uns die Wanderung durch die reiche Natur unserer Heimat immer wieder neue Kraft, den Kampf mit dem Alltag und Alltagsorgen zu bestehen, froh und glaubend an die Wiederkehr des Guten und Gerechten zu bleiben.

Möge uns die Erinnerung an solche Wanderungen auch heute Kraft geben, den Glauben an das Gute und die Gerechtigkeit nicht zu verlieren. Im Herzen bleiben wir immer dort.

Rossitten, 12. Juni 1919

Liebste Gret Huesmann, endlich komme ich auch zu Dir. Mußt Dich schon damit abfinden, daß Du mir nicht das Nächste gewesen bist in diesen Tagen. Aber es wird auch wieder die Zeit kommen, wo Dir unsere herrlichen Dünen, Sonne, Haff und See nicht so große Nebenbuhler mehr sein werden wie jetzt auf unserer Wanderfahrt, von der ich Dir erzählen will. Das heißt: es werden nur Skizzen sein, da wir ja immer auf den Beinen sind. – Zunächst das Programm: 1. Flucht aus der Hölle der Zeit – in die Natur, in der man dem Ewigen immer am nächsten ist. 2. Jeder von uns verspricht durch Handschlag, in den Wandertagen keine Zeitungen zu lesen. Die könnten uns nur die Sonne verdunkeln. 3. Nicht nur die böse Zeit, auch die Zivilisation wird (außer der Zahnbürste und der unentbehrlichen Kriegsseife; andere gibt es ja noch nicht!) daheim gelassen. 4. Wachsen soll, trotz der unmenschlichen Zeit, in uns der Mensch! –

Wie wir in dieser Nachkriegs-Notzeit ein so unzeitgemäßes Unternehmen starten können, fragst Du gewiß. Wenn wir nach dem verlorenen Kriege verzagen oder gar verzweifeln wollten, wäre uns der Untergang gewiß. So müssen wir jetzt mehr als je Lebenskraft zu schöpfen suchen, wo immer es diese heute noch gibt in unserer zerrütteten Welt. Was könnte uns da größere Kräfte für unsere Seele schenken als der Gesundbrunnen der großen Gottesnatur, Gret Huesmann?!

Doch ich will nicht philosophieren, sondern von unserer Fahrt erzählen. Am 3. Pfingsttage fanden wir uns am späten Nachmittag im Atelier von Ede Bischoff zusammen. Gewaltige Begrüßung. Endlose Handschüttelerei unter hellem Lachen. Doch vier Hände fehlten. Frage meinerseits: „Wo sind denn die Schmischkes?“ Antwort: „Das Dorle kann nicht von Hause fort, der Jul hat ohne sie keine Lust.“ – Eben schicke ich mich an, einen fürchterlichen Fluch zu tun, da bringt uns der Postbote ein Telegramm: „Kommen Mittwoch. Dorlejul.“ – Edes Bilder an den Wänden schauen befremdet auf unsern blitzartig losbrechenden Indianertanz. Ich schreibe in Juls Atelier einen Zettel: „Dorlejul, erwarten Euch Donnerstag am Landungssteg Rossitten. Mit Musik. I. A. Friedrich der (1,82 cm) Große“ und hefte das Blatt an das Ölbild, an dem Jul zuletzt gemalt hat.

Noch während ich schreibe, schiebt mir Edes Braut Gertrud, die Monumentale genannt, weil sie nur 2 cm kleiner als der endlose Ede ist, einen Teller grade gekochter Erbsensuppe unter meine schnuppernde Stubsnase. Doch kaum tauche ich den Löffel ein, sieht Ede nach der Uhr und schreit: „Männer, Männer, heechste Zeit zum Bahnhof!“ Natürlich verschlucke ich mich vor Schreck, und springe auf, wie von einer Tarantel gestochen. Erfolg: den größten Teil der schönen Suppe schlürft meine Hose. Wieder will ich fluchen, da brüllt Ede: „Los, los, Mänschen, sonst kommen wir zu spät!“

Natürlich kamen wir zu spät, ganze 12½ Minuten nach fahrplanmäßiger Abfahrtszeit. Aber – es gibt auch heutzutage noch große Wunder! – wir kamen nicht zu spät, weil der Zug noch mehr Verspätung hatte als wir. Freudenkoller. Öffentliche Umarmung von Gertrud und Ede, während ich auf meiner Klampfe einen Tusch intonierte.

FAHRT INS LICHT

Eine
romantische Nehrungswanderung

VON FRITZ KUDNIG

1½stündige Fahrt durch das sonnenlichte Samland. Viel Unsinn. Viel Lachen. Denn wir sind, kannst Dir ja denken, Gretken, mehr als glücklich. Fast beängstigende Sehnsuchtsblicke eines schwarzäugigen Mädels aus der Wagenecke mir gegenüber. Konnte ihm nicht helfen, dem Mädchen. Obwohl auch ich Sehnsucht hatte. Vielmehr: weil. Aber nicht nach der Schwarzäugigen in der Ecke. Sondern! –

Daß wir in Cranz waren, merkten wir erst, als man uns das Licht vor der Nase ausdrehte. „Gemeinheit!“ rief ich bedenkenlos; aber ohne Grund. Denn wir hatten in unserer Lustigkeit den Schalfnerruf: „Cranz. Alles aussteigen!“ offenbar überhört. Kein Grund zur Traurigkeit. Im Gegenteil: Gert Lehnau steht plötzlich vor mir. Liebe Freundin, stud. phil., klein aber fein, dunkelbraunsamte Augen, die sehr ernst blicken können. Jetzt sitzt ihr aber der Schalk im Nacken.

„Gert“, sage ich, „du? Woher-wohin?“

„Komische Frage!“ lacht sie. „Gibts eine andere Möglichkeit hier? Natürlich auf die Nehrung! Aber ihr wollt wohl nach Sibirien, wie?“

„Natürlich! Aber wir haben eine lange Nachtwanderung vor, Mädchen. Du willst wohl erst mal in Cranz übernachten, nicht wahr?“

„Seh ich so dumm aus, Fried?“

„Nicht gerade!“

„Darf ich also mit euch tippeln?“

Auch Ede und seine Teure, die Gert seit kurzem ebenfalls kennen, freuen sich überirdisch, daß ich nun nicht solo zu turnen brauche.

Schwatzend Marsch zum Hause der Schmisckeltern, nahe dem Strand. Alles dunkel. Klampfentusch. Licht. Gesicht in der Türspalte. Ängstliche Frage: „Wer ist denn da?“ Antwort: „Wir! Guten-tag. Vielmehr Gutnacht, Mutter Schmisckel. Und schicken sie die Juls schnell hinterher. Treffpunkt Rossitten. Auf Wiedersehen!“

„Aber jetzt bei Nacht wollt ihr –“, hören wir die alte Dame kopfschütteln –, da sind wir schon auf dem Weg zur See. Das Wasser rauscht tief-

schwarz am Strand. Am Korso noch Fenster, die golden ihr Licht in die Nacht hinauswerfen. Wir lagern im Sand. Schweigend. Schweigend vor Glück. Ede scheint besonders glücklich zu sein, klettert plötzlich auf einer Mole herum. Ein Riesenspritzer. Ede ist naß zum Auswinden. Damit wir daran nicht etwa zweifeln, läuft er nun bis über die Knie in die laut auflachende See.

„Aber Eduard!“, sagt vorwurfsvoll seine Braut.
 „Aber Eduard!“ Gert Lehnau und ich aber lachen uns einen Ast an.

Über die niedere Vordüne hinüber in den Wald. Ede barfuß. „Aber mein Hosenboden wird dadurch nicht trockner!“ seufzt er. Durch die hohen Kiefern guckt erstaunt der Mond auf uns herab. Mag uns für Einbrecher halten, die in den dick geschwollenen Rucksäcken ihre Beute in Sicherheit bringen wollen. Schlimm genug sehen wir wohl aus. Ein Aussichtsturm! Hinauf. Wald, Wald, Wald! Dunkelgrün bis tiefschwarz. Jenseits das Haff, langgestreckt, grau, lichtlos. Diesseits, dicht zu unsern Füßen, die See. Endlos. Mit Millionen hüpfenden Lichtern auf den Wellen. Und über allem der Mond. Nun wandern wir zwischen himmelhohen, schwarzen Tannen, auf deren schwanken Spitzen munter die Sterne schaukeln.

Und plötzlich bist du neben mir, liebste Gret Huesmann. Und stumm wandernd kommt mir ein Gedicht:

Blau blüht die Nacht. / Der dicke Vollmond lacht, / weil mir mein Lieb verliebte Augen macht... / O Mond, du alles verstehender alter Genießer: / Dir sei heut Nacht / der erste Kuß / als froher Gruß gebracht! / Es leb' des Lebens goldner Überfluß! / Und sterben sollen alle dummen Spießer!

So frei von allen Fesseln fühle ich mich. Und die Gert Lehnau, der ich das Gedicht jetzt hersage, kriegt ganz blanke Augen. Ihre Hand, die in der meinen liegt, ist warm, beinahe heiß. Und ich weiß, was sie mir sagen will. Der lange Ede aber und sein monumentales Mädchen vor uns singen um die Wette. Haben wohl auch Grund dazu.

Wir wandern und wandern. Schon hellt sich die Nacht zur Dämmerung. Kurz vor Sonnenaufgang biegen wir rechtshin durch knietiefes Kiefernholz zum Strand des Haffes. Die Rucksäcke wuchten in den Sand. Holz gesucht. Feuer entzündet. Hei, hat der Kriegskaffee geschmeckt. Trotz der Müdigkeit. Nein, wegen der Müdigkeit natürlich. Gleich hinterher, Arm unterm Kopf, eine halbe Stunde gepennt. Als ich, leicht fröstelnd, erwache, hat der Ede bereits eine Zeichnung von mir fertig: über meinem in die Luft ragenden rechten Knie sitzt im Gebüsch mit weit aufgerissenem Schnabel ein Vogel und piepst sich halbtot, um mich wachzukriegen. Ein ganz polizeiwidrig verbogenes Bein hat der Kerl, der Ede, mir angezeichnet. Als ich mich, darob empört, bei ihm beschwere, lacht er gemein: „Du Mißgeburt, wegen dieses ulkigen Beins hab ich dich doch bloß gezeichnet. Sonst is' doch nuscht Vernünftiges an dir dran!“

Da der Mann, wie Du merkst, Gret Huesmann, ein waschechter Ostpreuße ist, ließ ich es nicht zu Weiterungen kommen. Man muß bei Gelegenheit auch zu schweigen verstehen; zumal wenn der andere die stärkeren Armmuskeln besitzt.

„Ibrigens hab ich mir bei der Gelegenheit gleich meinen Hosenboden am Feuer getrocknet“, grinst

er. Die monumentale Gertrud stolpert über das schreckliche Wort Hosenboden und spricht: „Aber Eduard!“ Der knallt ihr einen Kuß auf die Backe, will zu einem zweiten auf die andere Backe ausweichen, da kriegt er von der Gertrud einen Klapps auf seine eigene. Gert Lehnau ruft: „Bravo!“ Ich:



Fritz Kudnig

Fritz Kudnig

„Bravissimo!“ – und schon schultern wir lustig die Rucksäcke.

Sarkau liegt vor uns. Ach, Gret Huesmann, könntest Du es sehen! Weiße, blütenweiße Häuserchen; durch leuchtend junges Birkengrün gucken sie mit morgenfrischen Augen. Auf Leinen zwischen den weißen Birkenbäumen aber hängen, dicht bei dicht, braunglänzende Flundern. Weißt Du, was 'ne Flunder ist, Mädchen? Ein Wunder ist 'ne Flunder. Das heißt: die Wunder müssen so fett und drall sein wie die von uns bei einer Fischerfrau erhandelten. Im Forsthaus ersehen wir dazu ein paar Becher frischer Milch. Und wenn Du das auch als merkwürdiges Menü bezeichnen wirst, weil zu Milch eher Honig als 'ne Flunder gehört, wenn Du uns gesehen hättest bei unserem Festmahl, Dir wäre das Wasser im Munde zusammengelaufen. Und die Sonne hat dazu geschienen. Ach, was rede ich: geblitzt und gestrahlt hat sie. Und des Försters Hund, der verrückte Kerl, hat vor Wehmut geheult, weil er nicht mit uns mitkommen durfte, als wir uns von dem lachenden Förster und seiner Frau verabschiedeten, nachdem wir den Dreien ein feines Ständchen gebracht hatten. –

Nun geht es quer durch den Wald zur See hinüber. Auf den besonnten Dünen singt der Wind, tollt mit dem fliegenden Sand, kost und schäkert mit dem verliebten Dünengras. Und über alledem die Sonne, die lachende Sonne. – Bis 2, 3 oder 4 nachmittags – was schert uns die Zeit! – einen Teil der Nachtruhe von gestern nachgeholt. Dann stürmen die Wogen der See über unsere Leiber. Geschrien haben wir dabei vor Lebenslust, Gret Huesmann. Denn wir waren zu Kindern geworden, zu Kindern Gottes, muß ich schon sagen. Und unser Schrei war der Dank an ihn für dieses Erleben.

Um 5 Uhr ist großes Kaffeekochen. Der letzte Pfingstkuchen gibt ihm das Geleit. – „Aufbruch! Aufbruch!“ schreit Ede plötzlich und schultert den Rucksack. Familie Bischoff voraus, Gert Lehnau und ich hinterher. Stundenlang. Stundenlang! Wald, Erlen, Birken, Kiefern. Sand. Viel Sand. Unendlich viel Sand. Der Himmel: blau, hellgrün oder lichtgolden. Die Herzen, alle unsere Herzen, glühendrot. „Fried!“ sagt Gert Lehnau. „Fried!“ Nichts weiter. Es spricht alles aus.

11 Uhr nachts. Rossitten kann nicht mehr fern sein. Frage: „Wer ist nicht müde?“ Antwort: allgemeines Schweigen. Nur die sowieso zu klein geratene Gert Lehnau sieht nach ihren Kinderfüßchen und seufzt vielsagend. Ich alter Krieger a. D. darf natürlich nicht zugeben, daß mein rechtes Bein, das polizeiwidrig gezeichnete, nach Ede mißgeborene, absolut nicht mehr mitwill. Sehnenzerren? Wahrscheinlich.

Endlich! Hochragende, tiefschwarze Tannen. Zwischen den dunklen Stämmen schimmert ein weites, silberblankes Wasser. Und darüber unzählige

schwingende Möwenflügel im Mondenlicht. Arme Gret Huesmann, dies wundervolle Bild wirst Du Dir bei all Deiner Phantasie nie vorstellen können. – Hinter dem Walde, auf einer Wiese, dicht am Wege, steht, unbewegt etwas Großes, wie von innen durchleuchtet. Ein großer Silberschimmel steht da im Mondlicht wie eine Traumgestalt. Noch heute sehe ich den mondenen Schimmer seiner Mähne und seines langen, weiß-seidenen Schweißes im Durchblick durch die schwarzen Tannensäulen, wenn ich die Augen schließe...

12 Uhr nachts. Müde, todmüde Einzug in Rossitten. Noch sitzen engverschlungene Pärchen auf den Bänken. Zwischen Schatten und Mondenlicht. Die Gasthäuser aber sind schon lange geschlossen. Sind wir auf Gasthäuser angewiesen? Weshalb stehen auf der Wiese, dicht neben unserm Weg, zwei schöne Schilfpyramiden? Häuser sollen damit gedeckt werden. „Weshalb sollen sie uns nicht decken, Leute?“ fragt eine unserer Damen. Und schon wird Bett gebaut. Unter hellem Lachen. Unter hellem Lachen trotz unserer Todmüdigkeit. Natürlich sind Ede und ich, wir steinalten Krieger, die Bauherren. Es wird eine Art Massengrab. Ein Riesenbett, in dem bequem sechs Mann Platz haben würden. Vierzehn sind wir nur. Allerdings: die monumentale Gertrud ist dabei und der noch monumentaleren Ede. Ach, Du liebe, Du arme Gret Huesmann! denke ich, nachdem die anderen Gutenacht gesagt haben und soweit untergekröchen sind, daß nur noch ihre rotgebrannten Nasen im Mondlicht leuchten. Und während ich sie, die schon tief im Schlafe, atmen höre, denke ich immer noch: Ach, du arme Gret Huesmann in deinem dith-



Fritze Kudnig mit dem polizeiwidrig gezeichneten Bein

Nach einer Originalzeichnung von Prof. „Ede“ Bischoff

marschen Daunenbett! – Und denke dabei doch weniger an Deine Einsamkeit und Erlebnisarmut, als an die Überfülle des Reichtums, mit dem uns dieser Tag beschenkt hat. – Nun sag ich auch Dir Gutenacht. Und Gutenacht auch dir, du lieber, guter Mond! Dann ziehe ich meinen altgedienten Panamahut tief ins Genick, damit das Schilf mir nicht zu sehr den nackten Hals behobelt, und schlafe ein. Neben meiner lieben Gert Lehnau, die am Tage manchmal so heiße, blanke Augen und so feine, tiefe Gedanken hat; die jetzt aber, obwohl stud. phil. und reichlich literaturbewandert, so gewaltig schnarcht wie ein in Ehren ergrauter Polizeiwachtmeister, wenn er seinen Abendtrunk getan. Und, obwohl ihr nicht stillstehen könnt beim geheimen Gekicher über unsere vier Wandervogelnasen im Wiesenschilf, sage ich auch euch noch schnell Gutenacht, und das in aller Liebe, ihr vieltausend Silbersterne über mir.

„Aufstehen, Männer! Männer, aufstehen!“ tönt ein Ruf wie Donnerhall in unsern schönsten Schlaf hinein. Ede, das Ekel, hat's gebrüllt. Torkelnd fliegt ein Schilfbündel in die Luft. Noch eins und noch eins. „Aber Eduard!“ flötet, noch halb im Schlaf, sein Mädchen. Der Ede aber steht lachend, breitbeinig vor uns und kullert uns einen nach dem andern, teuflisch grinsend, aus unserm warmen Bett ins taufrische Gras. Ein alter, früh aufgestandener Fischer sieht uns von seinem Gartenzaun her zu, rückt die Pfeife aus dem rechten in den linken Mundwinkel, schüttelt den grauen Kopf, spuckt eine gutgenährte Auster in den Sand und denkt gewiß: „Verrücktes Volk! Ganz verrückte Gesellschaft!“

Wir aber sind schon auf dem Weg zum Haffstrand, wo wir wasserprustend unsere Morgentoilette vornehmen. Dann wird Kaffee gekocht. Das trockene Tannenreisig prasselt nur so hinter der niederen Düne. Immerhin ist es erst 3½ Uhr früh, so daß es mit dem Weiterwandern noch keine Eile hat. Ich liege, Kopf auf dem Rucksack, im Sand, mit dem Blick auf das morgensonnenrosige Haff und streiche leise die Saiten meiner Klampfe. Als ich mich nach einer Weile in eine andere Lage bringen will, schreit der Ede hinter mir: „Willst woll kuschen, altes Jemise!“ Ich will ihm an die Gurgel, sehe aber rechtzeitig das Skizzenbuch in seiner Hand – und kusche. Wenig später reitet ein Junge mit drei Gäulen den Haffstrand entlang. Schon hat Ede auch die auf einem Blatt. Er ist schon ein Kerl, der Ede. Sein Schaffen wirkt fast wie ein leichtes Spiel. Doch wieviel ernstes Können steht hinter diesem scheinbaren Spiel!

Singend ziehen wir nun in das erwachte Dorf ein, allwo wir zwei Zimmer für die nächste Nacht erstehen. – Die Schmisckeleute sind aber mit dem Vormittagsdampfer nicht gekommen... Aus Empörung darüber essen wir das auch für sie schon mitgekochte Mittag alleine: Süße Nudeln, Pellkartoffeln, kaltes Brathuhn. Nun, was sagst Du dazu, Gret Huesmann? Und abends soll es ganz was Feines geben, verspricht unsere Monumentale augenzwinkernd: Grießpudding. Tolle Aussicht, wie?! Nun tut es Dir wohl doppelt leid, nicht bei uns zu sein, möchte ich meinen. Um 1 Uhr hauen wir uns aufs Ohr, damit wir, schön ausgeschlafen, die Schmisckes vom Nachmittagsdampfer abholen können: Mit Musik. Zum Grieß-Fest-Pudding. Alldieweil und sintemalen wir aber in der ersten Nacht fast gar nicht, in der zweiten kaum drei

Stunden geschlafen haben, wachen wir auf, als ein lauter Fluch Edes uns aus dem Tiefschlaf erschreckt. Er hält mir mit versteinertem Gesicht seine Taschenuhr vor die Nase. „Donnerwetter!“ sage ich erschrocken. Ede: „Ja, nu' donnerwetterst du Krummstiebel auch noch. Aber aufwachen – is' nich'. Schweinerei is' das!“

„Aber Eduardchen!“ ruft seine Teuerste aus dem Nebenzimmer.

Doch das ändert nichts mehr an der Tatsache, daß es, statt 2, jetzt bereits 5 Uhr ist. Ich fasse an meinen eisstarrten Spitzbart, meine Kriegstrophäe – von der ich mich wohl erst trennen werde, wenn ich einst vor das Standesamt mit Dir treten werde, Gret Huesmann – ja ich fasse also an mein Bartgemüse und stelle einwandfrei fest, daß wir Schmisckes verfehlt haben, daß kein Deubel uns verraten wird, wo sie jetzt stecken – und das wir ihnen nun auf der Nehrung kaum noch begegnen werden.

„Eine vernichtende Bilanz!“ philosophiert unsere stud. phil., dunkle Melancholie im Auge.

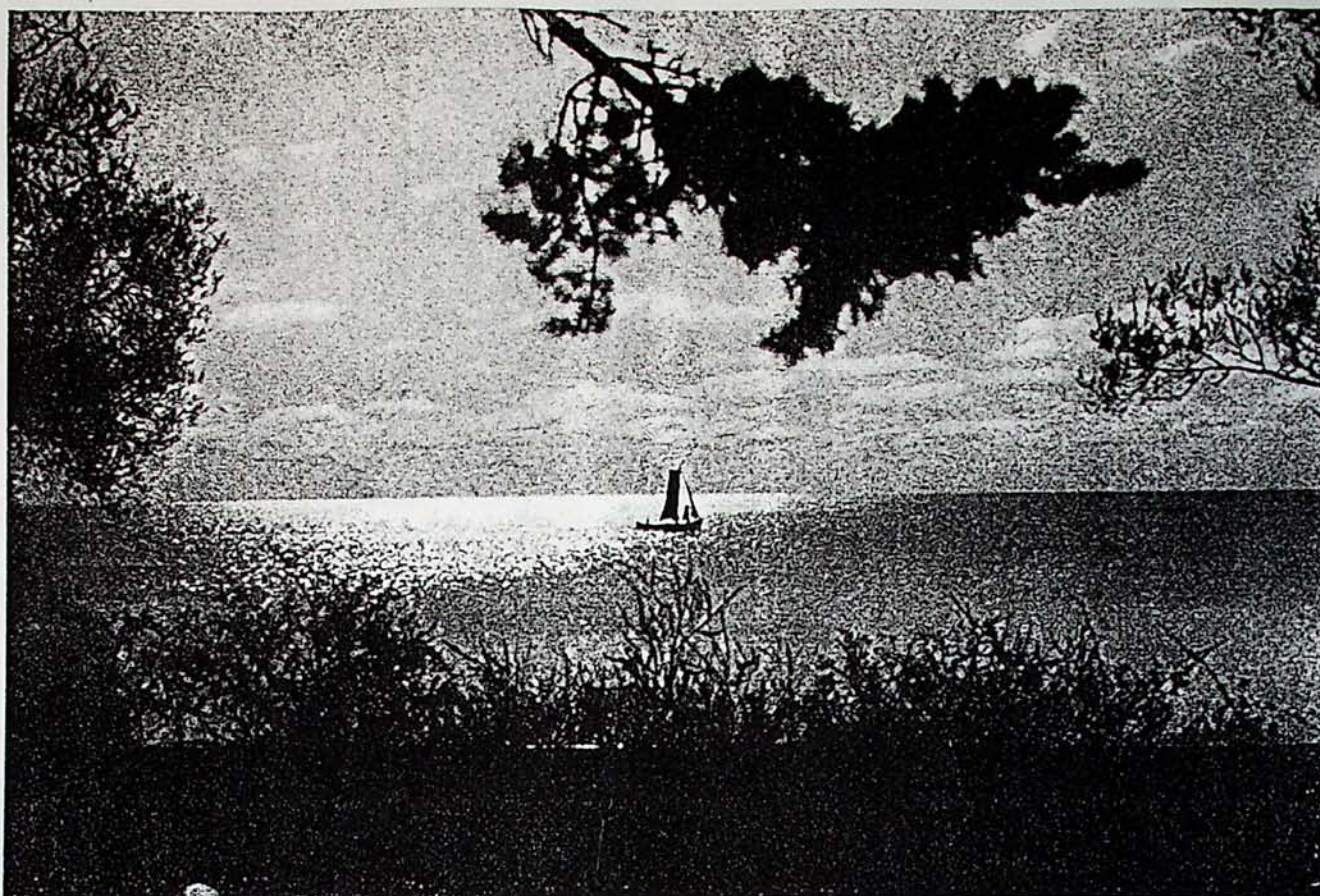
Ede jedoch huldigt einer anderen Lebensphilosophie und meint: „Kinder, die Schmisckes werden überhaupt gar nich' jekommen sein. Morgens sah es ja auch so nach Regen aus...“ – „Nach Regen?“ frage ich, aus allen Angeln gehoben. „Nach Regen – im hellsten Sonnenschein?, du Lausekerl?“ Der pliert, trotz Beleidigung, nur mit einem seiner blauen Augen.

Jetzt aber ist er mit seiner Gertrud in die Dünen gegangen. Um zu zeichnen, natürlich. Denn das ist sein Lebenselixier. Die Gert Lehnau ist einsam zur See. Sie geht, ich weiß, auch sonst oft genug ihre eigenen Wege. So klein sie gewachsen, sie ist ein ganzer Mensch, der keinen andern braucht. „Ich habe ja meine Gedanken als Begleiter“, hat sie mir einmal gesagt.

Ich selber bin in unserm Fischerhaus geblieben, um endlich diesen Bericht zu beenden. Zwanzig Meter vor mir das Haff. Wind ist aufgesprungen und spielballt mit den schwarzen Fischerkähnen vor dem Strand. Drüben, jenseits der breiten Haffbucht, liegt in gelbrotsamtem Kleide der Abend auf den Dünen. Da steht meine Sehnsucht auf und wandert westwärts zu Dir nach Dithmarschen hin. Wirst Du nicht immer noch einsamer werden, je mehr ich Dir von unserer lustigen Wanderfahrt erzähle, liebste Gret Huesmann? Doch bist Du es nicht, die mir jetzt durch die wirren Haare streicht, als wolltest Du meine Gedanken beschwichtigen? Nein, es ist leider – nur der Wind. Wind aus dem Osten. Und ich gebe ihm tausend Grüße an Dich im fernen Westen mit!

Nidden, 15. 6. 1919

An dem Abend, an dem ich Dir meinen letzten Brief schrieb aus Rossitten, bin ich mit Gert Lehnau noch den Schwarzen Berg hinaufgestiegen, der nahe am Dorfe liegt, und von dem aus man weit ins Land hinein schauen kann. Rechts neben uns lag, tagmüde, nur leise vom Winde gewiegt, das Haff, in ein weites, silbergraues Nachtgewand gehüllt, auf dem die Sterne wie matte Perlen schimmerten. Dunkelblau träumte über dem tiefschwarzen Kiefernwalde der Himmel. Inmitten der Billionen Sterne stand, in ihrer Schönheit alle anderen überstrahlend, die glanzvolle Venus. Als wir den Kamm erreicht, sank unser Blick jenseits ins Meer. Fast tintenschwarz lag es da, tief, tief unter uns.



Die schwarzen Kähne ziehen am lichten Strand . . .

Nur wo es den Strand berührte, lief, weithin, ein schmales Silberband. Still, andachtstill lehnte Gert Lehnau neben mir. Wer könnte solches Schauen durch Worte entweihen? Nur die Augen sprachen. Augen sind Spiegel der Seele, die auch das tiefste verraten. Als wir uns wandten, war hinter uns der Mond aufgestiegen. Stieg höher und höher. Selt-sam sinnend schien sein Blick, da er uns beide in der einsamen Nacht auf dem Berge sah. Scheint er meistens nicht leise zu lächeln? Heute tat er es nicht, wie uns dünkte.

Nach dem Heimkommen kamen mir, ehe ich einschlief, noch diese Verse:

Die schwarzen Kähne ziehn am lichten Strand.
Ihr Wimpel, winkt wie eine frohe Hand
den Dünen, die im Abendlichte liegen.

Sie ragen im kristallinen Himmelsblau
wie Gold und Silber in verlornen Schau.
Und drunten die verspielten Wellen wiegen.

Bald wird am Wald der stille Mond aufgehn.
Dann werden größere Dinge noch geschehn.
Du wirst es sehn, Herz. Aber sei verschwiegen!

Ich weiß, wie sehr Du dies alles nachempfinden wirst und bin Dir nun noch näher als sonst schon immer, Liebste. –

Freitag früh zogen wir weiter. Immer am Haffstrand entlang. Immer zwischen Wasser und Dünen. Immer zwischen schimmerndem Blau und leuchtendem Gold. Steil stürzte das Dünengold an vielen Stellen ins Haff, so daß man, da kein Fußpfad frei, mit nackten Füßen immer im Wasser ging.

Jetzt traten die Dünen ein wenig vom Strande zurück. Gras, spärliches Gras wuchs. Büsche und Bäume standen plötzlich auf einem Dünenkamm. Und da, vor uns, an die von Krüppelkiefern festgehaltene Düne gelehnt: ein paar weißgetünchte Häuser mit ziegelroten Dachzipfelmützen, die aus dem Baumgrün ragten: das Dörfchen Pillkoppen! – Tausend Meter davor machten wir Halt und kochten ab. Pellkartoffeln mit Salz und gelbe, glänzend gelbe Eierkuchen. Du siehst, wir verstehen zu leben, liebe Gret Huesmann! – Dann flogen die Kleider in den Sand, und wir stürzten uns in das kichernde Wasser. Ich: mit einer eben am Strande aufgegabelten Stange in den Fäusten – Stabhochsprung! Wenn mir gelegentlich auch fast der Atem dabei ausgehen wollte, mindestens einen halben Kilometer weit bin ich in das hier sehr flache Haff hineingesprungen, weil ich die Sonnenlust in mir nicht zu bändigen vermochte. Die kleine Gert Lehnau hat Mühe gehabt, mir mit ihren kurzen Beinchen zu folgen. Darum hab ich Mitleid mit ihr gehabt, auf sie gewartet und sie schließlich Huckepack weiter ins Haff getragen, um sie endlich, als es tiefer wurde, abzuschütteln. Daß dieses alles nicht ganz lautlos vor sich ging, wirst Du Dir denken können, Gret Huesmann. Der Bischoffede aber und sein schon recht sonnengebräuntes Mädchen haben Tränen gelacht und phantastisch (echt bayrisch wäre es, sagten sie) gejedelt. Was ihnen nicht schlecht zu Gesicht stand, zumal sie dabei wie nackte Wilde im Wasser herumtanzten. Dem Ede fiel nicht einmal seine Tabakersatzpfeife ins Wasser. Plötzlich sagte er: „So, Gertrudchen, und nun bin ich Triton. Faß an, Liebste!“ – Und das Liebe,

sein monumentales Mädchen, faßte an einen langen Bootshaken, der herrenlos herumgelegen hatte, und ließ sich von Ede-Triton unter Lachen und Jodeln längelang durchs Wasser schleifen.

„Ach Eduardchen“, sagte aber bald nachher die Monumentale traurig. Und als der sie fragend ansah, verriet sie ihm: „Und nun hab ich doch im Wasser mein schönes – Taschentuch verloren!“ Sie hatte sich nämlich in der romantischen Schilfbettnacht in Rossitten einen tüchtigen Schnupfen geholt und war, mit dem Schnupftuch bewaffnet, ins Haff gestiegen, weil sie nicht ahnen konnte, daß Ede sich dort zum Triton entwickeln würde. – „Na, macht nuscht, Liebes“, erwiderte der gefaßt, obwohl er schon oft genug von Aussteuersorgen gesprochen hatte. „Na, macht nuscht, Liebes, dafür mal ich denn eben ein Bild mehr!“ –

Und nun hätte ich beinahe etwas vergessen. Als wir nach dem etwas anstrengenden Haffunternehmen, den Kopf auf den Rucksäcken, die Füße im Wasser, ein wenig ruhten, hatte Ede sich stillschweigend beiseitegemacht. Plötzlich tönte seine Stimme hinter uns: „Na, is scheen. Ihr könnt schon rihren!“ Kaum waren wir munter beim Rühren, Gertrudchen tat sogar ein übriges und räkelte sich wohligh im Sande, da erscholl Edes Kommando: „Halt, Liebes. Bleib so!“ Obwohl er es bei seiner Kriegführung nur zum Musketier gebracht. Gertrudchen räkelte sich gehorsam weiter. Immerhin fast sieben Minuten lang, so daß ihr schon ganz schwach geworden war in der unbequemen Stellung. Als sie endlich zu sich gekommen war, schwor sie: erstens würde sie sich ihr Leben lang nicht noch einmal räkeln. Zweitens würde sie nie wieder einen Maler heiraten, falls sie von dem jetzigen geschieden werden sollte. Eine furchtbare Drohung, die sie mit einem Halbminutenkuß Edes büßen mußte. – Als wir dann an den Dünen entlang weiterzogen, Gert und ich voran, hatte der Teufelskerl, tabakschmauchend hinter uns herstapfend, schon wieder 'ne Zeichnung, von uns beiden vor ihm Wandernden, gemacht. Wir konnten nur die Köpfe ob dieses wohlgerateten Kunstwerks schütteln.

In Pillkopen setzten wir uns auf einen Bretterstoß vor dem Dorfkrug und spielten den blankäugigen Kindern, die uns umringten, eins auf. Die Wirtin strahlte durch die Fensterscheiben und verkaufte uns aus Begeisterung vier Glas echte Kuhmilch für zwanzig Pfennige. Gewaltig gestärkt, stiegen wir dann die große Düne hinan. Was bot sich da oben unseren trunkenen Blicken! Halblinks hinter uns die dunkelragende, kiefernbestandene Pillkopper Eva-Höhe. Zu ihren Füßen das Dörfchen, so klein scheinend, als hätte ein spielendes Kind diese bunt getünchten Häuserchen aus seinem Spielzeugkasten verloren. Hinten das Haff, blau wie die himmelfarbene Zopfschleife eines lachenden Schulmädels. Vor uns, immer höher getürmt, Dünen über Dünen, so weit die Augen reichten.

Nun lagen Gert Lehnau und ich auf einem der goldenen Gipfel, zu der einen Seite das blaue Haff, zur andern die türkisfarbene See. Mit unwillkürlich gefalteten Händen schauten wir umher. Bald auf das Haff hinunter, bald auf die See, bald in die goldenen Dünenberge. Und jetzt in unsere Augen, die alle Herrlichkeiten dieser Landschaft widerspiegelten. Ach, liebste Gret Huesmann, daß Du all das nicht miterleben konntest. Phantasie allein reicht hier nicht aus!

Da hörten wir plötzlich Ede hinter uns. Rückwärts ging er, den schweren Rucksack auf dem Rücken, in den der Kavalier auch noch die schwersten Sachen seines Mädchens gepropft hatte. Den Wanderstock über dem linken Arm, das Skizzenbuch in der linken Hand, in der Rechten den Zeichenstift, so stieg er, rückwärts, immer höher zu uns herauf. Wild flogen seine langen, braunen Haare im Wind. 15 Schritte unter ihm, mühsam aufwärts stapfend, in braungoldenem Kleid, das mit den Farben der Düne in einer wundervollen Harmonie zusammenklang, sein prächtiges Mädel. Und so hat er es festgehalten, rückwärts steigend, den wuchtigen Rucksack auf dem Buckel. Ob je einer auf die hirnverbrannte Idee gekommen ist, rückwärts einen Berg erklimmend, ein unter ihm wanderndes Weib zu zeichnen?? Und diese Ruhe bei seiner Arbeit sollst Du sehen. Diese Selbstverständlichkeit des Unerhörten. Dazu die Witze, die er in echt ostpreußischer Mundart dabei macht!

Kaum war er mit dieser Skizze fertig, kaum hatte er sich ungewandt und uns auf der Dünenkuppe liegen gesehen, da kommandierte er schon wieder: „Das Ganze Halt!“ Und es dauerte nicht lange, da lachte er „Färtig!“ Ich aber konnte es nicht unterlassen, ihn harmlos zu fragen, weshalb er nicht wenigstens bei dieser letzten Arbeit den Rucksack abgelegt hätte. „Verfluchte Schweinerei!“ rief er. Und es wurde nicht deutlich, ob er meine Hohnpipelei damit charakterisieren wollte – oder ob sein Fluch der Tatsache galt, daß er wirklich seinen Rucksack völlig vergessen gehabt hatte.

Dann sind wir, dem im Abendlicht glühenden Meere zu, abwärts gestiegen. Schon grüßte fernher Niddens hellroter Leuchtturm über dem dunklen Kiefernwald. Und dorthin zogen wir durch Gold und Blau. Mit singenden Seelen. Mit tanzen-den Seelen. Mit Augen, die wie die Sonne leuchteten. Und einmal breitete Gert Lehnau weit ihre Arme in den Himmel, als wollte sie alle Schönheit, die uns umgab, selig umfassen. Ganz still war sie dabei. Aber bald nachher meinte sie: „Wie ist es nur zu verstehen, daß wir gerade in der Natur so seelenfroh und glücklich sein können, Fried? Das muß doch tiefste Gründe haben. Ich muß dabei immer an den Sonnengesang des heiligen Franziskus denken!“

„Da bist du schon auf dem rechten Weg, Gert. Auch ich habe mich in einer Kirche nie so gottselig gefühlt wie in der Natur. Mauern – das Wort sagt es schon – mauern ein. Die Gottheit lebt und webt auch hinter ihnen, wenn ein rechter Verkünder auf der Kanzel steht. Aber tausendfach lebendiger und ganz unmittelbar spricht sie aus Sonne und Sternen, aus dem Meer und aus den Dünen und aus der blühenden Erde, aber auch aus Blitz und Donner. Darin vielleicht am gewaltigsten.“ „Ach, du...“, sagte Gert Lehnau nur. Sie wußte, wie sehr ich sie verstanden hatte.

Ein Segelflieger überquerte vor uns plötzlich die Dünen. Wie beauscht folgten wir dem fast lautlos im Himmel schwebenden Riesenvogel. Wir legten uns lang ausgestreckt in den warmen Sand. Keiner sprach. Mir aber kam dies Gedicht:

Kein nervenpeitschend rasender Motor / zerbrüllt die Gottesstille auf den Hügeln / und schreckt dein weit dem Wunder offnes Ohr. / Der Wind nur harft hoch in des Seglers Flügeln.

Sind diese Flügel nicht so zauberhaft / und
glasfein wie von schwebenden Libellen? / Ent-
schwebst du selber nicht der Gegenwart? /
Treibst du nicht über goldnen Hügelwellen /
wie jener Segler vogelfrei im Wind, / welt-
raumberauscht wie Selige nur sind?!

O meine Seele, hörig oft dem Bösen -, / licht,
wie in einem blütenkeuschen Kind, / lebt in
dir nun dein wahres Gotteswesen. / Wie we-
nig braucht ein Mensch, sich zu erlösen!

Als wir nach kurzer Wanderung um ein dichtes
Gebüsch auf die Straße einbiegen wollten, die
längs der ganzen Nehrung zieht, die wir bisher
aber noch gar nicht betreten hatten, liegen dort
im Schatten – nun, was meinst Du wohl, wer dort
lag, liebe Gret Huesmann? Du **kannst** es nicht
ahnen! Ein Schreck fuhr uns allen durch die Gli-
eder, aber ein freudiger Schreck. Und schon stürm-
ten wir, unter Lachen und gewaltigem Hallo, auf
die beiden zu, die nun ebenfalls zu lachen und
brüllen begannen. Nun, jetzt weißt Du gewiß
auch schon, wer die Brüller waren. Keine anderen
natürlich als Dorle und Jul Schmisshke. Fast rissen
wir uns die Kleider vom Leibe bei den feurigen
Umarmungen. Bis der Ede plötzlich einen Flunsch
zog und kriminalhaft fragte: „Ihr Lorbasse, wo
kommt ihr denn her? Es is' doch wirklich beinah
zum Verricktwerden, was?“

Der Kriminalfall klärte sich aber sogleich durch
Dorles Beichte: „Kinderchen, wir konnten erst
später von Hause fort, fuhren dann gleich bis Nid-
den durch, zelteten hier und wußten genau, daß
wir uns irgendwo schon ins Auge fallen würden!“

Nun, da waren wir uns ja gründlich ins Auge
gefallen. Ich aber stellte mit Amtsmiene fest, daß
Bischoffs, Gert und ich unterwegs unser Gewissen
verloren hätten. Denn, Hand aufs Herz: wer von
uns hatte an Juls auch nur noch mit einem Ge-

danken gedacht, nachdem wir von ihnen in Ros-
sitten versetzt worden waren! Das fanden die Juls
ganz furchtbar gemein, aber wenigstens ehrlich.

„Die Schmach missen wir aber schnell noch ab-
baden, eh' wir unter anständige Mänschen kom-
men“, sagte Ede. Und das taten wir denn auch
sogleich in der nahen See, die uns Reumütige
merkwürdigerweise mit sonnigem Lachen umging.
Dann ging es, ja, wohin? Selbstverständlich zu dem
weltberühmten Gasthaus von Hermann Blode.
Stell Dir vor, Gret Huesmann: in unserer wilden
Wanderkluft ins feinste Niddener Haus! – Als
Blode uns mit gekrauster Stirn betrachtet hatte,
nachdem wir, immerhin sehr bescheiden, nach ei-
ner Unterkunft gefragt hatten, sagte er nur: „Zi-
geuner nehme ich grundsätzlich nicht auf!“ Wir
blickten uns reihum an und stellten zu unserem
Mißvergnügen fest, daß wir wirklich ziemlich ver-
heerend aussahen. Fast schwarz verbrannt, mit er-
staunlichen Bartstoppeln behaftet (wobei ich die
drei Mädchen natürlich ausnehme), waren wir wirk-
lich keine Augenweide. Wir versicherten Blode,
daß wir (im gewöhnlichen Leben) anständige Men-
schen seien. Ede zeigte zum Beweise dessen sogar
seinen letzten Militärentlausungsschein vor. Das
reizte den alten Herrn immerhin zu einem kleinen
Lächeln. „Hilft aber auch nichts“, sagte er, achsel-
zuckend. „Wirklich alles besetzt!“

„Ach, wir armen Malersleut' kommen doch über-
all zu kurz“, seufzte Jul im Brustton seiner voll-
sten Überzeugung. „So-so, Malersleut' seid ihr?“
fragte Hermann Blode, anscheinend schon etwas
aufgeschlossener. „Malers und Dichters“, erwiderte
Gertrud und plinkerte mit dem rechten Auge auf-
reizend zu mir herüber. Da ließ ich mich nicht
lumpen und sagte stehenden Fußes das Gedicht
her, das mir kurz vor Nidden in den Kopf, viel-
mehr ins Herz gekommen war:



Die monumentale Gertrud räkelt sich gehorsam weiter

Nach einer Originalzeichnung von Prof. Eduard Bischoff

Mein schönstes Dorf im ganzen Erdenrund! /
Wie wenn ein Gott aus leuchtender Palette, /
berauscht von Farben bis zum Herzensgrund, /
dich wie im Traume hingezaubert hätte, / so
liegst du da: nun selbst ein Farbentraum; /
daß sich des Wandrers selige Augen feuch-
ten, / wenn er dich an des Waldes dunklem
Saum / aufblühen sieht im Morgensonnen-
leuchten...

„Donnerwetter“, sagte Hermann Blode unver-
hofft nach einem tiefen Atemholen. „Donnerwet-
ter“, sagte er, „da ist ja doch vielleicht noch das
alte Atelier unter den Okeln frei. Leider werdet
ihr da nicht alle Platz drin haben, Herrschaften!“

„Platzangst hatten wir noch nie!“ platzte ich
heraus. Ede aber zischelte mir ins Ohr: „Leider
nur das Atelier hat er gesagt!“ Dabei kniff er mich
in mein in Rossitten polizeiwidrig gezeichnetes
Bein. „Leider!“ grientete ich ebenfalls. Und schon
folgten wir Blode die Treppe zum Atelier hinauf.
Das Erste oben: Blick auf das sonnenfunkelnde
Haff. Und vor dem Fenster stand ein großer, blau
blühender Fliederbaum. Ein blau blühender Flied-
erbaum, Gret Huesmann, stand da. Und über
dem Haff flogen hundert weiße Möwen im Son-
nenlicht.

Jul aber meinte, nicht ohne Grund: „Kindersch,
hier riecht's doch sehr nach Öl, wie?“

„Mir riecht es sogar nach Bildern...“ versicher-
te Ede, während er in einer Atelierecke rumorte
und plötzlich dort zwei ziemlich verstaubte Öl-
bilder hervorkramte. Eins eine wüste Schmiererei.
Sollte wohl etwas Sonnenuntergangähnliches dar-
stellen. Das andere ein ganz prächtig geschautes
und gemaltes Stück Nehrungsleben: Fischer und
Fischerfrauen in ihren bunten, festlichen Sonntags-
kleidern auf dem Kirchgang. Ragende, blauschwar-
ze Kiefern, die Stämme sonnenübergelüht. Schnee:
ganz wundervoll in den weißgoldblauen Schatten.
Die Frauen schmalgesichtig aus weißen Kopftü-
chern schauend; die Männer ungeschlachte Gestal-
ten, derbknochig, echte Nehrungstypen. Das alles
in plastischer Greifbarkeit! – Leider war es an vier,
fünf Stellen durch Nägel verletzt.

„Das is' doch eine gewaltige Ferkelei!“ empörte
sich Jul und hängte das Gemälde an einem Nagel
auf. Ede aber fiel ein: „Na, sind wir nu' etwa
keine Vollbringer? Kultur an der Wand!“ – „Und
Natur, wohin du guckst“, stellte Dorle mit einem
Kennerblick durch das Fenster ebenso freudig fest.
Da ging die Tür auf, und ein paar dienstbare Gei-
ster trugen lachend ein paar Matratzen herein.
„Weil ja nur drei Betten hier stehen!“ sagte eins
der Mädchen etwas schamhaft.

„Nun ist sogar die Zivilisation gerettet“, feixte
ich. Und bescheinigte Ede damit die Berechtigung
seines Vollbürgerstolzes.

Am Abend wagten wir uns trotz unserer zer-
knitterten Wanderkluft und der braunverbrannten
Heldenbrüste (der Männer, meine ich natürlich)
und trotz der sich mehr und mehr abpellenden
Gesichtshäute – ja, trotz allem wagten wir uns in
das Gastzimmer unten zwischen die feinen Kur-
gäste. Die riefen wohl aber schon deshalb nicht
gleich nach Wirt und Hausknecht, weil wir uns
zunächst an den herrlichen Zeichnungen und Öl-
bildern an den Wänden begeisterten. Das ließ auf
Ungefährlichkeit schließen. Im übrigen fanden wir

unter den Bildern bekannteste Malernamen z
aller Welt. Denn Nidden war seit langem sch
weithin als das Paradies der Maler bekannt u
gerühmt! –

Das alles ließ mich kaum auf baldigen Sch
hoffen, so daß ich, als die anderen müde, wie
sagten, ihre Koje aufsuchten, noch eine Weile du
das stille Dorf schlenderte. Die Krönung des Aber
aber war ein Blick von dem hohen, mit Kiefe
und Tannen bestandenen Dünenberge, der s
fast unmittelbar neben unserer Gaststätte in c
bestirnten Himmel erhob. Und so brachte ich der
kein Wunder, wieder ein Gedicht heim:

Der Wind weht in den dichten, / noch aber
lichen Fichten. / Oh, wie der Wandertag v
Sonne war! / Nun schimmert in den Äster
wie Kerzenschein auf Festen / der Sterne :
berleuchtet, wunderbar!

Im Dorf zu unsern Füßen / will auch das Li
uns grüßen, / das golden aus den Hüttenfi
stern bricht. / Wer wollte nicht begreifen
daß Dinge in uns reifen, / die so voll Leu
ten wie der Sterne Licht. –

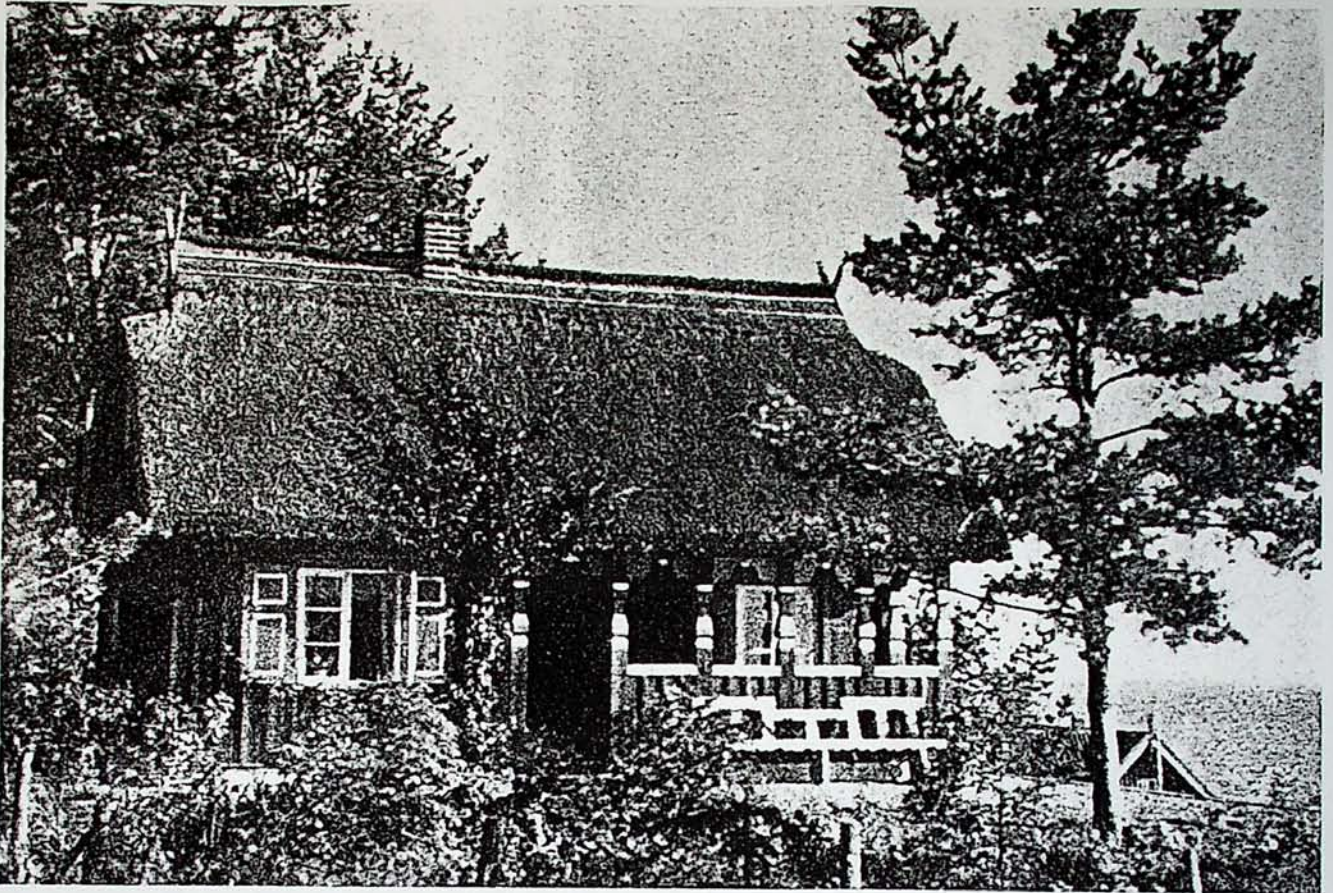
Tage kamen, die waren ein einziger, seli
Traum. Das farbenbunte Dorf mit den unzählig
großen Sonnenblumen neben den blauen, ma
rischen Fensterläden schien den Bildern eines M
chenbuches entnommen zu sein. Wir wander
durch den duftenden Nadelwald zum Leuchttu
hinauf, schauten in die blaue Unendlichkeit v
Haff, Himmel und Meer, in die grüne Unendli
keit der Wälder, in die goldene Unendlichkeit
Dünenberge. Von dem höchsten Berge, „Itali
blick“ genannt, berückende Schau auf den rom
tischen Dorfteil Purwin, dicht neben dem az
blauen Haff, zwischen gewaltigen Kiefern, von
nen viele schon durch die immer noch sich reg
de Wanderdüne, die geduckt am Dorfrand laue
halb versandet waren.

Auf dem Haff die schwarzen, schweren, kn
rigen Fischerkähne. Rot brennende Segel im Abe
schein. Das Wasser funkelnd von tausend Diam
ten und, bei stets wechselndem Licht, in unv
stellbaren Farben schimmernd und leuchtend. V
waren dagegen die armseligen Farben des Reg
bogens? –

Abendliche Lagerfeuer am Ufer des Haffs be
Gesange der lieben, alten, brunntiefen Lie
unseres Volkes. Die Kinder des Dorfes mit groß
Augen, schweigend, um uns herum.

Aufstieg durch das weite Tal des Schweige
(durch das an jedem Abend die Kühe von
Weide ins Dorf heimkehrten) zu der Hohen Dü
die sich siebenzig Meter hoch in den Himmel tür
Die Sonne strahlte. Der heulende Sturm peitsc
uns den sausenenden Sand in die Gesichter, ge
die nackten Beine. Jedes Sandkorn wie ein Nac
stich. Und dann, ganz hoch oben auf dem Dün
kamm, von dem der Sand wie langes blond
Haar zum Haff hinüberweht, die Schau auf La
Himmel, Wald und Haff und Meer, mitten
Antlitz der gewaltigen Gottheit, vor dessen Leu
ten unser Jubel verstummte und zu Schauern
Andacht wurde.

War es ein Wunder, daß diese hohe Düne n
immer wieder mit einem Gedichte beschen
das ein trunkenes Liebeslied war?



Haus Isenfels in Nidden

Wie Aphrodite, meerentstiegen, / stehst du in deiner Schönheit Licht. / Sehn dich die dunklen Wälder liegen, / verklärt sich still ihr Angesicht. – Wenn Sturm und Winde dich umkosen, / weht hoch der Sand wie goldnes Haar. / Streut Abendrot dir heimlich Rosen, wird auch dein Tiefstes offenbar. – Wenn dann die tausend Sterne steigen, / der Mond mit großen Augen schaut, / scheinst du ein Traum nur; laß mich schweigen, / ein Traum, von Himmelslicht umblaut. – Von diesem Traume will ich träumen / noch in der grauen Stadt aus Stein. / Er wird das Grau mit Licht mir säumen. / Und dafür will ich dankbar sein.

Auf halber Höhe der Hohen Düne, dem Meere zugekehrt, fanden wir eines Tages eine Anzahl bleicher, vermorschter Knochen, die vom Sturme freigeweht waren. Wir standen auf dem alten Pestfriedhof von Nidden und dachten schauernd an die letzten Verse der Ballade unserer lieben Agnes Miegel:

„Nun, weiße Düne, gib wohl acht: / Tür und Tor sind dir aufgemacht. / In unsere Stuben wirst du gehn, / Herd und Hof und Schober verwehn. – Gott vergaß uns, er ließ uns verderben. / Sein verödetes Haus sollst du erben, / Kreuz und Bibel zum Spielzeug haben, / nur, Mütterchen, komm uns zu begraben. – Schlage uns still ins Leichentuch, / du unser Segen, du unser Fluch. / Sieh, wir liegen und warten ganz mit Ruh – / Und die Düne kam und deckte sie zu.“

Nahe vor uns ragten aus dem kahl gefegten Nehrungssockel ein paar schwarze, wie in Schmerz gekrümmte Äste: die vor einer Ewigkeit von der Wanderdüne begrabene Krone eines gestorbenen, lange versteinten Baumes. Der Tod mitten in unserm lichtberauschten Leben, das wir nun um so drängender in unsern Adern fühlten.

An einem Sonntag erlebten wir, was wir bisher nur auf dem nagelverletzten Ölilde in Blodes Atelier gesehen, in Wirklichkeit: den Kirchgang der harten, breitschultrigen Männer, mit den Sorgenrunen auf den Stirnen und der stillen, feingesichtigen Frauen und Mädchen in ihren farbenfreudigen Tüchern und Gewändern. „Sieh doch nur die Augen dieser Frauen und Mädels“, sagte Dorle leise, als sie an uns vorüberkamen. „Sehen nicht manche mit ihren schmalen, beinahe asketisch wirkenden Gesichtern und dem weiten Blick fast wie Heilige aus?“

„Ja, es ist merkwürdig“, meinte auch Gert Lehmann nachher, „ich glaube, da kann auch einen sonst Unfrommen ein Gefühl des Frommseins überkommen.“

Eines Tages liehen wir uns von einem im ersten Augenblick recht verwunderten Fischer ein Segelboot, um nach Preil und Perwelk zu segeln. Als Jul ihm erzählte, daß er ein alter Nehrunger wäre, in Rossitten geboren, wo sein Vater Schulmeister war, überließ der Fischer ihm das Steuerruder, während Ede, in seiner Jugend aus dem Elternhause ausgerissen und eine Zeitlang Schiffsjunge auf einem Frachter gewesen war, kunstgerecht die

bediente. Beide die Tabakpfeife im Mund. esichter jetzt wie verwandelt. Denn es galt, was jeder gelernt hatte, zumal ein schön- und das Segel bauschte, so daß der Kahn rug auf der Seite lag. Wir unkundigen Land- die drei Mädchen und ich, atmeten immerf, als wir nach offensichtlich nicht ganz ein- Landungsmanöver den Strand unter den hatten. Von dem tiefsten Erleben in diesen Dörfern, die die ärmsten der ganzen Neh- sind, will ich Dir nur durch ein Gedicht er- dessen Idee mich auf dem sandüberweh- n sich fast trostlos ausschauenden Friedhof lidden überfiel; liebste Gret Huesmann:

rmselige Kreuze. Der Sturmwind zerzt dar- r herum;
rindschief die meisten. Eins fällt vielleicht iorgen schon um.
eht, selbst den Toten gönnt ihr Geschick * och nicht Ruh.
ackt dich dies Bild nicht im Tiefsten, Wan- erer du?

ll diese Toten, wie waren im Leben sie arm. arg war ihr Brot, ihr Tagewerk hart und voll arm.

nd nun, da sie endlich zur Ruhe gekommen ind, eißt ihnen die Kreuze vom Grabe der Neh- ungswind.

och schaut, ihre Frauen und Kinder weinen icht drum,
ie richten die Kreuze nur auf: treu, trotzig ind stumm.

io trotzig und treu war der Toten Leben uch einst.

Keine Rührung, o Wanderer! Diese Toten ertragens nicht, wenn du hier weinst! –

Diese Bilder standen mir noch in der halben Nacht vor Augen, nachdem wir wieder glücklich in Nidden gelandet waren. – Doch nun habe ich fast das Wichtigste zu erzählen vergessen, Mädchen. Das waren unsere Wanderungen durch Heide, Moor und Erlengebüsch, auf denen wir immer wieder – und immer aufs neue gepackt und ergriffen, den mächtigen, stumm scheinenden Wundertieren der Nehrung begegneten, die mit unergründlichen, meertiefen Augen plötzlich aus einem Erlenhain auftauchten und uns, regungslos, anschauten, als wären wir Wesen aus einem sternfernen Land. Doch laß mich Dir lieber das Gedicht schreiben, das mir aus diesem immer wieder erregenden Begegnungen wuchs:

Er steht wie aus Stein gehauen im Erlenhain.
Das goldlichte Grün umgibt ihn wie Heiligen-
schein.

Stumm schaut er dich an; doch es scheint
fast, er sähe dich nicht.

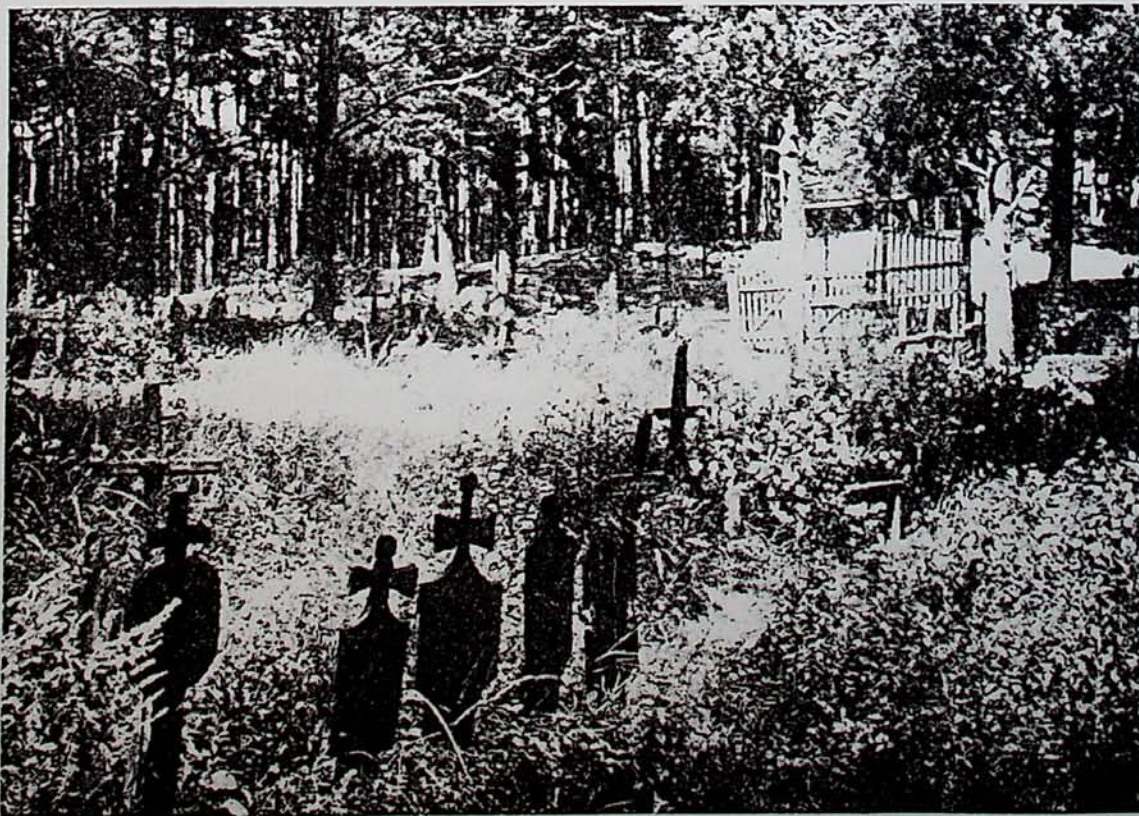
Oder lauscht er durch dich hindurch, was die
Weltseele spricht?

Er kennt keine Scheu, steht furchtlos jenseits
der Zeit:

gewaltiger, urhafter König der Einsamkeit;
ein Herrscher im Wald, auf den Dünen, im
Meere des Lichts.

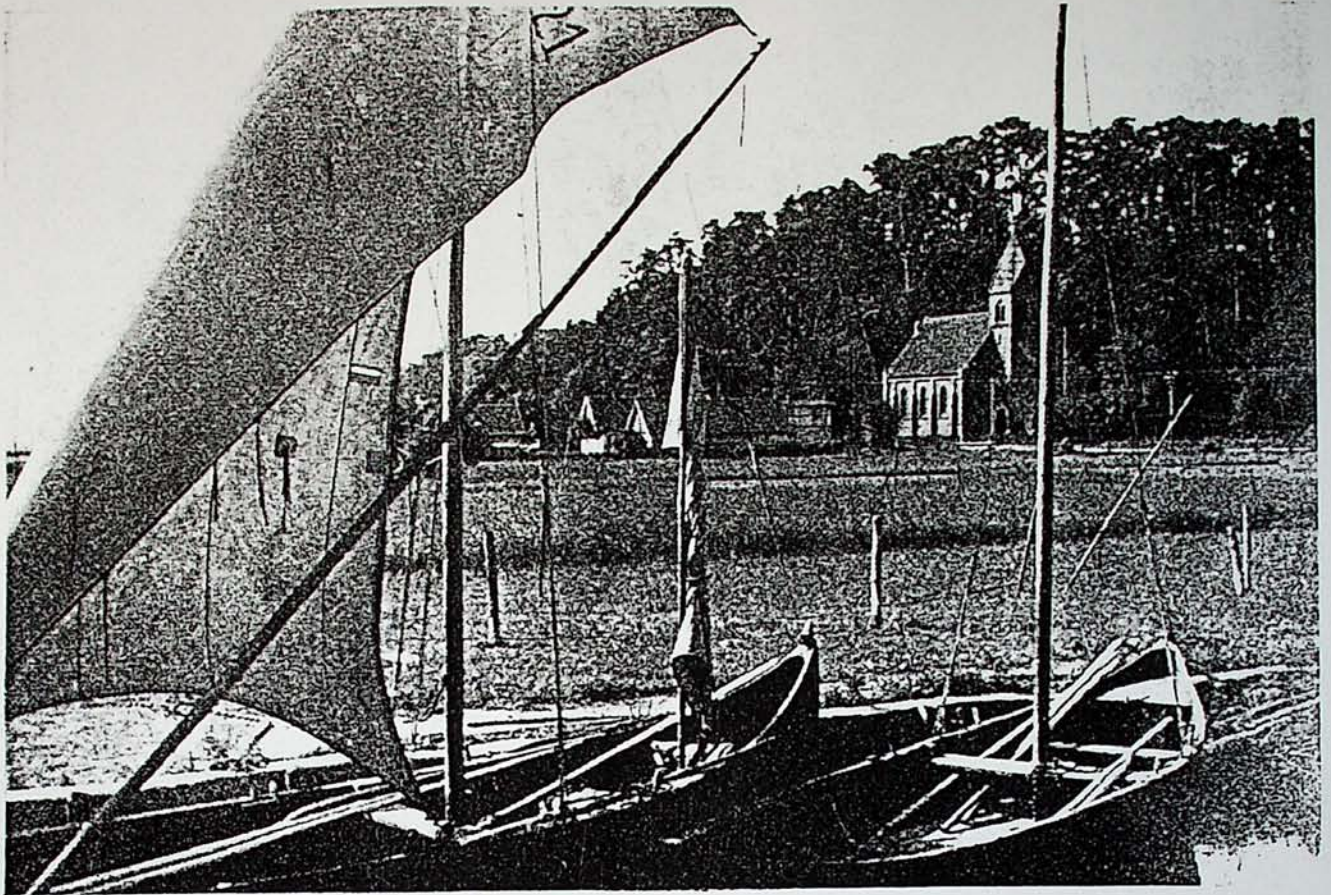
Was bist du ihm, Mensch? – Ein Hauch wie
der Wind. Ein Nichts! –

Dies wundersame Erlebnis wird auch Dir einmal werden, viele Male werden, liebste Gret Huesmann, wenn wir erst gemeinsam in diesem verwunschenen Lande wandern werden. Es wird nun nicht mehr allzulange dauern bis dahin. Für heute nimm in Dein Herz nur das Bild auf, das ich Dir eben



Der fast trostlos ausschauende Friedhof von Nidden

Aufn.: Erich Fischer



... grüßte uns schon der schlanke Turm seiner gotischen Kirche

aus der erregenden Freude meines eigenen Herzens bezeichnete.

Schwarzort, 18. 6. 1919

Nun hat uns ein möwenweißer, schlanker Dampfer nach Schwarzort getragen. Nicht ohne Grund führt dieses Dorf seinen dunklen Namen. Schwarz wie die Nacht tauchte es aus den lichten Dünen, von dem ältesten und schönsten Walde der Nehrung umringt und gekrönt. Vor der Einfahrt in den Hafen grüßte uns schon der schlanke Turm seiner gotischen Kirche. Drumherum und auf der Höhe darüber die feierlich-hohen Kiefernkrone, die im Winde wehten und winkten. Wer könnte je diesen Wald vergessen, dessen Stämme wie Gold und Kupfer in der Abendsonne glühten – und wem bliebe nicht für immer das Bild der hundert Hügel und Täler, vor allem das nachtdunkle Tannental und seine weltverlorene Einsamkeit, in ewiger Erinnerung.

O unsagbarer Friede, / der mich begnaden will. / Ich lausche einem Liede, / das macht mich fromm und still: / dem Lied von tausend Bäumen, / die in der Sonne stehn / und von dem Gott nun träumen, / den sie im Licht gesehn...

Wer könnte je auch die in ihrer Größe und Breite fast unheimliche uraltsagenumwobene Grikkinna-Linde und ihre gewaltige Krone mit dem seltsam verzerrten Geäst vergessen, unter der die alten Pruzzen einst gewiß ihre magischen Opferkulte verrichtet haben. Wem bliebe nicht, am anderen Ende des Dorfes, das Bild der wolkenragenden,

wie gekalkten Kiefern, in deren schwarzgrünen Kronen die großen, lärmenden Reiher ihre Nester hatten, um die zwischen Reiher und Kormoranen einst eine blutige Luftschlacht entbrannt war, wie man im Dorfe zu erzählen wußte. Für immer unvergeßlich auch die Ausblicke zwischen den kupfernen Kiefernstämmen hindurch auf das jenseitige Festland:

Fern, drüben, hinterm Haff, ragt, schwarz, die Küste,
wie wenn sie um viel dunkle Sehnsucht wüßte.
Stumm naht die Nacht. Die Farben schlafen ein.
Doch nie sind wir vom Lichte ganz verlassen:
schon schimmert in den Kiefern der noch
blassen,
verschlafnen ersten Sterne Silberschein. –

Dorle umarmte ihren Jul in verhaltener Zärtlichkeit. „Sag, kommt man sich hier nicht vor wie in einer anderen Welt“, fragte sie verträumt. Jul hatte sehr leuchtende Augen, nickte aber nur. Und auch der Ede und seine Liebste, die ihren Freunden sonst beredten Ausdruck gaben, waren ganz in sich versunken. Wärest Du es nicht auch gewesen bei alledem, liebste Gret Huesmann?!

Memel, 20. 6. 1919

Ja, Liebste, heute schreibe ich schon aus Memel. Aber ich muß Dir noch von meinem letzten Erlebnis in Schwarzort erzählen. Dort hatten wir wieder zwei nebeneinander liegende Zimmer erstanden. Viel Schlaf gab es nicht. Zuviel des Erregenden war noch in mir. Und der nächste Tag sollte ja der letzte hier sein. Gert Lehnau war es offen-

bar ebenso ergangen. In der Frühe stand sie plötzlich an meinem Bett: „Fried, die Sonne muß gleich aufgehn. Das muß ich sehn. Kommst du mit?“ –

Im Handumdrehen war ich in meiner Wanderluft. Das Haff, sonst himmelblau, zeigte schon einen rosigen Schimmer. Nicht lange, da guckte die Sonne bereits über den bewaldeten Horizont des jenseitigen Festlandes. Und nun rötete sich das leise bewegte Wasser vor uns immer mehr. Bald stand die goldene Lichtkugel, von zartfarbigen Morgenwölkchen umhüllt, wie von einem Brautgewand. Vom Landungssteg erhoben sich plötzlich Hunderte weißleuchtender Möwen und flogen zum Himmel auf, als wollten sie die bräutliche Sonne droben ebenfalls froh begrüßen.

Als wir heimkamen, lachten wir die Langschläfer aus, die noch schnarchten. Doch bald waren nun alle auf den Beinen, und wir wanderten den grünen Kiefernweg hinunter zur See. Da haben wir tagüber in der Sonne gelegen. Der Strand von Schwarzort ist der schönste der ganzen Nehrung, doppelt so breit wie anderswo und der Sand so fein, daß man ihn fast wie Seide empfindet, wenn man ihn durch die Finger rinnen läßt. Natürlich wurde mehrmals gebadet, aber nicht mehr in solcher Ausgelassenheit wie an den früheren Tagen. Uns allen lag schon der Gedanke an den nahenden Abschied von diesem Lande im Blut.

Als die andern abends ins Kurhaus wollten, um sich bei einem Glase Wein das Herz ein wenig zu erhellen, zogen Gert und ich es vor, noch einmal in die Dünen zu gehen.

Unweit des freundlichen Fischerhäuschens hockten wir, das uns so freundlich aufgenommen hatte für die Nacht. Dann und wann fiel zwischen uns ein leises Wort. Die ganze Seligkeit dieser lichtfrohen Wandertage schwang in unserm Blut.

Die Düne unter uns war noch sonnenwarm. Und wenn wir zärtlich darüber hinstrichen wie über ein gutes Gesicht, dann war viel Liebe in unseren Händen und ein stilles Danken für alles, was Dünen, Himmel, Sonne Haff und Meer uns geschenkt hatten in diesen holden Tagen. Der Mond ging auf, tiefrot, allmählich lichter, schließlich silberhell. Rundherum lag ein feiner Dunst wie ein Heiligenschein. Eine Millionenfülle von Lichtern wogte verträumt auf den leise bewegten Wassern. Die ganze Welt schien ein wundersames Geheimnis.

Lange in sich hinein versunken, meinte Gert Lehnau plötzlich, auf das Spiel der leisen Wellenweisend: „Das ist fast so wie bei uns Menschen. Bald stehn wir im Licht, bald im Schattental. Und schließlich sinken wir eines Tages wohl in das ewige Dunkel.“

„Ins ewige Dunkel?“ fragte ich zurück. Folgen den dunklen Wellentälern nicht auf dem Fuße schon die lichten Wellenkronen? Das ist das wahre Sinnbild des Lebens, wie mir scheint. Und wie dieses Wellenspiel nie ein Ende nimmt, so wird das Leben, auch unser Leben, nie ein Ende nehmen. Kein Tod kann es töten.“

„Das klingt ja beinahe wie Nietzsches Glaube an die ewige Wiederkehr“, meinte Gert, sichtbar überrascht.

„Je älter ich werde, desto mehr ist mir diese Wiederkehr zur Gewißheit geworden. Aber nicht im Sinne Nietzsches. Der sah in dem Hinauf und Hinab der immer neu sich gebärenden Wesen

und Dinge nur ein Spiel des blinden Zufalls, so daß ihn in manchen Stunden geradezu Ekel und Verzweiflung vor der Sinnlosigkeit des Daseins packen wollten.“

„Und du, Fried?“

„Ich finde in der Wiederkehr gerade den tiefsten Sinn der Schöpfung, Gert! Ich sehe das Gesetz einer unendlichen Entwicklung darin wirksam. Mit allem, was wir im Leben denken, fühlen, wollen und tun, ziehen wir, gewissermaßen, eine jeweilige Lebensbilanz. Vielmehr: jeder Tod zieht sie. Mit ihr wachen wir – irgendwann einmal – wieder zu neuem Leben auf.“

„Du sprichst, als wäre das alles ganz selbstverständlich, Fried“, warf Gert, nicht ohne leisen Vorwurf, ein.

„Ach Gert, das sind ja nicht meine eigenen Hirngespinnste. Für den Buddha war das die Quintessenz seiner Lehre. Christus bekannte sich zu ihr, als er seinen Lieblingsjünger Johannes als den wiedergeborenen Elias bezeichnete.“

„Das muß ich übersehen haben im Evangelium. Man überliest ja leicht, was man noch nicht gleich versteht.“

„Auch ich wurde erst durch einen Freund darauf aufmerksam gemacht. Aber dann bestätigte mir jenes Christuswort nur einen Ausspruch Goethes!“

„Hast du ihn im Gedächtnis, Fried?“

„Er sagte, soweit ich mich erinnere, daß der Gedanke an den Tod ihn immer in völliger Ruhe gelassen habe, weil er der festen Überzeugung sei, daß unser Geist ein Wesen ganz unzerstörbarer Natur und ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit wäre; ähnlich der Sonne, die nur unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber nie untergeht, sondern ewig fortleuchtet.“

„Das ist ja ein wunderbarer Vergleich, Fried, nicht wahr?“

„Mir scheint er weniger wunderbar als natürlich und sinnvoll zu sein, Gert. Welche Aussicht, sich in jedem Leben ein wenig mehr vervollkommen zu können. Das wird gewiß nie ohne Kampf gegen das eigene Ich gehen und nie ohne Opfer. Aber ist freiwilliges Opfer nicht immer der Weg zum Herzen des Ewigen?!“ – Gert schwieg, wie sie öfters geschwiegen hatte, wenn sie auf unserer Wanderung ihren Gedanken nachhing.

Doch als wollte ein Unsichtbarer meine letzten Worte bestätigen, floß vom Monde her durch die dunkelblaue Nacht plötzlich ein breiter, flimmerner Streifen flüssigen Goldes zu uns her auf dem nun fast spiegelglatten Wasser des Haffes. Unhörbar, langsam, als wollte er die Weihe dieser Nacht nicht stören, zog in der Ferne ein dunkler Fischerkahn mit mondversilbertem Segel durch die Fluten.

„Ist das alles nicht wie ein Traum und ein Märchen, Fried?“ fragte das Mädchen neben mir mit verhaltener Stimme. Und ich erwiderte, vom Zauber dieser Stunde ebenso ergriffen: „Die ganze Welt ist voller Märchen und Wunder, Gert, wo sie von uns nicht freventlich zerstört ist. Und es kommt wohl immer nur auf die Bereitschaft unserer Seele an, selbst im scheinbar sinnlosen noch nach einem Sinn zu suchen. Wie könnten wir in der haßentstellten Welt sonst je zu unserem Frieden kommen?!“ –

Ja, liebste Gret Huesmann, das war eine seltsame, erregend glückliche Stunde. Für uns beide,

die Gert und mich. Alle hatten wir eine solche aber noch am letzten Tage unserer Wanderung. Da ging es, bald am Strande, bald hoch oben auf dem Dünenwege am blauenden Haff entlang weiter nach Norden. Nun schon tauchte Sandkrug, das kiefernnumrauschte Seebad in der Ferne auf. Der Himmel wurde dunkler und dunkler. Da und dort leuchtete schon ein Fenster drüben auf dem Festlande auf, und bald schauten wir von den sonnenwarmen, kiefernharzduftenden Dünen hinunter auf die jetzt von tausend und abertausend Lichtern erhellte Stadt Memel und ihr zauberhaftes Spiegelbild in der dunklen Flut des unbewegten Haffes, wo selbst das schwankende Schilf am Strande wie atemlos stand, in der Stille dieser Stunde. Auch wir, wir sechs Wandervögel sprachen kein Wort. Aber plötzlich hielten wir uns alle bei den Händen. Das war wohl so etwas wie ein Freundschaftsschwur für das ganze Leben, Liebste. Und Du bist jetzt schon in ihn einbezogen!

Königsberg, 23. 6. 1919

Liebste Gret Huesmann, nun sitze ich wieder daheim in meiner schmalen Junggesellenbude. Und die graue, ewig lärmende Straße liegt unter mir. Doch ich muß Dir noch das letzte Gedicht schreiben, das diese Wander- und Wunderfahrt mir schenkte:

Der Mond hing in den Kiefernäumen
dicht an des Haffes stillem Strand.
Das Dorf lag längst in tiefen Träumen.
Im Haff glomm licht ein Silberband.

Und mitten in dem Zauberstreifen
des Lichts, kam, lautlos wie der Tod,
wenn er ein Opfer will ergreifen,
ein spätes, schwarzes Fischerboot.

Doch droben schwammen Wolkenkähne
verloren in dem lichten Blau
wie große, weiße Wunderschwäne.
Ein Sternheer war des Himmels Au.

Wo blieb die Welt voll Blut und Hassen,
das Leben mit dem Totenmund? –
Hier starb der Haß und gottgelassen
schief sich die wunde Welt gesund! –

Hier und heute aber, wo ich diesen Brief schreibe, Liebste, feiert der Haß noch wüste Orgien.

Die Parteien bekämpfen sich bis aufs Blut. Und kein Mensch kann wissen, ob morgen ein Ebert und Scheidemann oder ein Ledebour und Rosa Luxemburg das Regiment führen werden. Kein Mensch weiß auch, wie der Frieden aussehen und wer ihn unterzeichnen wird. Aber das alles ist im Grunde nebensächlich an der Frage gemessen: Wird Deutschland zugrunde gerichtet werden durch den Wahwitz der lärmenden Parteienkämpfe? Mir ist dabei im Augenblick nicht bange. Das liegt gewiß an den Sonnenkräften, die wir auf unserer Fahrt in uns hineingetränkt haben. Aber das zerrissene Volk – wird es den Satan des Hasses überwinden und zu sich selbst und – trotz aller Zerstörung wieder zu seiner vollen Schöpferkraft kommen? Wer weiß, was alles noch geschehen wird in der nahen und fernen Zukunft. Niemand. Aber das wissen die wahrhaft Wissenden, das wußten die Weisen in allen Zeiten und Völkern, daß jedes Volk, wie jeder Mensch, sein Schicksal im wesentlichen selbst gestaltet. – Nicht zu lange mehr, dann werden auch wir, Du und ich, Gret Huesmann, uns inmitten aller Nöte gemeinsam die Zukunft erkämpfen müssen. Ich muß dabei an die knorrigen, sturmzerrissenen Nehrungskiefern denken. Je härter der Sturm an ihren Kronen zerrt, um so tiefer senken sie ihre Wurzeln. Diese Nehrungskiefern wollen wir uns zum Sinn- und Leitbild nehmen, Liebste. Denn überwundene Nöte können immer nur stärker machen. Nur wer sich selbst verliert, der ist verloren!

*

Die vorstehenden Erinnerungen von Fritz Kudnig, die das Glück einer Nehrungswanderung in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg in unnachahmlicher Frische spiegeln, haben ein bewegtes Schicksal hinter sich. Erstmals in der „Königsberger Woche“ erschienen, gingen sie auf der Flucht verloren. Ein unvollständiges Exemplar des damaligen Abdrucks fand sich kürzlich erst bei Freunden des Dichters in Berlin. Darauf bearbeitete und ergänzte Fritz Kudnig den Text für unseren Kalender. Besonders freuen wir uns über das Entgegenkommen von Professor Eduard Bischoff, der uns nach seinen damaligen Illustrationen in der „Königsberger Woche“ neue, liebenswerte Originale schuf. Die Zeichnung von Julius Schmischke, die die Kudnigsche Arbeit schon bei ihrem ersten Abdruck schmückte, mußten wir nach einer schlechten Reproduktion klischieren; sie sollte aber der Vollständigkeit halber und als kleines Andenken an den verstorbenen Künstler nicht fehlen.



Nehrungskiefern

Zeichnung von Julius Schmischke

Dr. Gerhard Lietz: **Der Keller im Schiff**

Aus : "Familie Petermann Deutschland" 1957

08.04.05.Lietz 01.

Der Kleine ,der Familie Petermann kam begeistert und erfüllt von einem Schulausflug- zurück. Sie waren den Kanal entlanggefahren, anderthalb Stunden hin, anderthalb Stunden zurück. Es war eine großartige Wasserfahrt gewesen auf einem herrlichen Schiff. Herr Petersmann nannte das Schiff allerdings einen "elenden-Grabenkraucher", aber Werner wußte ja nichts mehr von der Ostsee und von richtigen Schiffen. Er war damals drei Jahre alt gewesen. Werner erzählte von dem Schiff. Es hatte neben der Straße gelegen und war mit Stricken an einer Art Pfählen festgemacht gewesen. Dann waren sie auf einem Brett hinübergewandert. Rings um das Schiff war ein Zaun gewesen, herunterfallen konnte man also nicht. Es hatte einen richtigen Fußboden wie eine Stube. Ob es Bug und Heck gehabt hatte, wußte er nicht mehr, aber einen Keller hatte es gehabt. Auf Treppen waren sie hinabgestiegen, und im Keller waren richtige Stübchen gewesen. So erzählte und erzählte er und fand des Verwunders kein Ende.

Herr und Frau Petermann wurden immer stiller: einen Zaun hatte das Schiff und einen Keller - - Es war zum Weinen! Frau Petermann stammte aus einer alten seefahrenden Familie. Schiffszimmerleute waren die Vorfahren gewesen, Steuerleute und Kapitäne auf großer Fahrt. Einige waren auf See verschollen, einer war in Plymouth beim Löschen zu Tode gekommen. Bei Frau Petermanns Eltern hatte ein echter türkischer Teppich gelegen, den ein Onkel aus Konstantinopel mitgebracht hatte. Auf dem Büffet hatte ein schwerer Elefantenzahn mattgelblich gegläntzt, ein chinesischer Gott hatte von einer Konsole herab gelächelt. An den Wänden hingen Stiche, Zeichnungen und Gemälde von Häfen und Meeren, von Briggs und Schonern und Vollschiffen, deren Segel geschwellt waren von Abenteuer und Sehnsucht und Kühnheit und Härte.



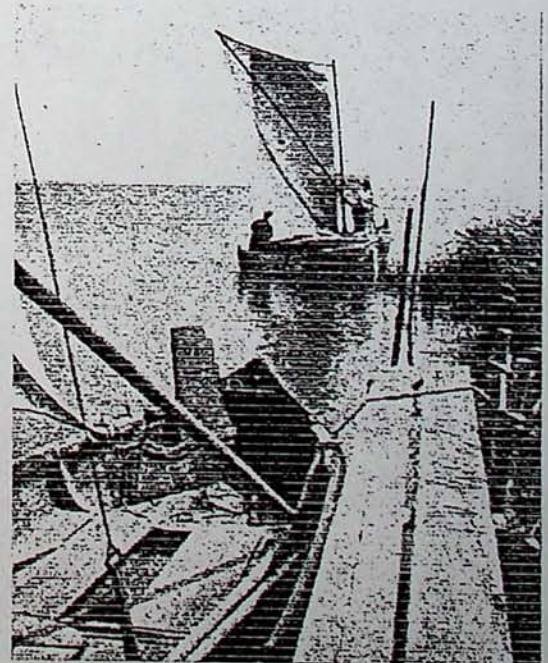
Memeler Bowkes - Fern der Heimat

War Herr Petermann nicht ein Bollwerk-spucker gewesen? Das Glucksen des Wassers am Kai, der nasse Geruch des Wassers, die Mischung von Öl und Qualm und Frische, von Fauligkeit und Fisch, und Teer gehörte doch zu seinem Leben, "gehört heute noch zu seinem Leben! Und Werner erzählte von einem Zaun um das Schiff und von einem Keller im Schiff.

Hier war etwas versäumt worden. Die Eltern Petermann sahen sich schuldbewußt an. Sie nahmen sich ihre Jungens vor und erteilten ihnen einen seemännischen Nachhilfeunterricht: Kai und Bollwerk, Laufplanken, Poller, Tau, Dückdalben, Reling, Bug, Heck, Steuerbord, Backbord, Ruder, Kajüte, Koje, Kombüse .. Vertraute Bezeichnungen, vertraute Dinge, man war ja mit ihnen aufgewachsen. Aber für die Kinder waren es Vokabeln. Sie waren erlernbar wie andere Vokabeln auch. Aber wurden sie Gefühl und Wirklichkeit für die Kinder? Konnten sie es werden in dieser fremden Welt?

Dunkelgrüne Kiefern mit blanken braunen Stämmen, Kusseln mit gelben stäubenden Flämmchen besetzt, sirrender, harter Strandhafer, Elche und Strand und all die Namen von Gehöften und Dörfern und Städten

Und Herr Petermann setzte sich hin und schrieb ein paar Strophen, denen er die Überschrift gab:



Glücklich die Jugend ...

die noch an Strom und Haf und See aufwachsen durfte. Daß diese Bilder in unseren Kindern nicht verblasen, ist nicht nur die Sorge der Familie Petermann, Aufnahmen: G. Griebel, F. Preller

"Düne im Licht"

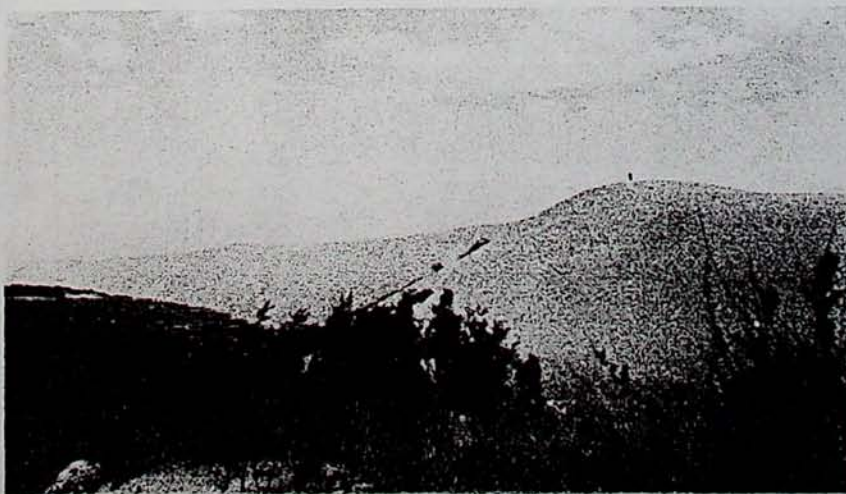
Schließ die Augen. Nun flirren im Licht
die weißen Dünen, der wehende Sand,
die grüne See und der endlose Strand.
Schließ die Augen, doch weine nicht.

Atme leise. Spürst du den Duft
von Wasser und Fisch, von Teer und von Tang,
von Kiefern und Schleierkraut hinter dem Hang?
Atme leise die Heimatluft.

Lausche. Hör, wie die Möwe schreit.
Der Strandhafer sirrt, und der Elch platscht im Sumpf,
und ewig die Brandung, bebend und dumpf.
Lausche in die Vergangenheit.

Schweige. Fernher spricht es: Schwarzort,
Nidden, Sarkau, Rossitten, Cranz - -
und alles ist Wirklichkeit, Schönheit und Glanz,
Schweige: wir bleiben immer dort.

Schließ die Augen. Heiß flimmert das Licht,
Sehnsucht brennt tiefer. Am tiefsten brennt
die Treue, die sich wie damals bekennt.
Gib sie weiter und weine nicht



Niddener Hohe Düne im Morgenlicht

Die Treue damals, dachte Herr Petermann. Damals nach dem ersten Weltkrieg waren wir gegen jedes Recht zu Litauen gekommen. Und die Litauer bemühten sich nach Leibeskräften, uns zu Litauern zu machen. Damals waren die Fronten ganz klar, und es war ganz einfach, treu zu sein.

Heute ist die Heimat russisch, wieder gegen jedes Recht, und wir sitzen hier im Westen. Wie ist das heute mit der Treue?

Es ist alles viel schwieriger geworden, dachte Herr Petermann. Wir sind die letzten, die die Heimat erlebt haben, wie sie einstmal war.

Was sollen wir weitergeben? Bilder? Wörter? Gefühle? Oder sollen wir sagen: Das alles ist nun vorbei und abgeschlossen, wie es viele Leute hier im Westen behaupten? Herr Petermann schüttelte den Kopf: Abgeschlossen? Ist in der Geschichte jemals etwas abgeschlossen? Beginnt nicht hinter dem jeweils Abgeschlossenen etwas unbekanntes Neues?

Ja, dachte Herr Petermann: das ist es: Heimatgefühle können wir nicht weitergeben und vererben. Das wäre eine gutgemeinte Künstlichkeit. Es kommt nicht darauf an, ob die Jungens Kajüte sagen oder Keller im Schiff. Und die wenigen Erinnerungen an ihre Heimat werden ohnehin immer schwächer werden. Aber es geht gar nicht um unsere Gefühle. Von dem schweren Seegang der Geschichte sind wir durch die große Vertreibung und durch den großen Landraub hier in den Westen getragen worden. Nun sollen, die Jungens in ihrer neuen Heimat, in diesem eng gewordenen Restdeutschland, nicht eng werden und nicht den Blick für die deutsche Geschichte verlieren, die ja nicht nur hinter uns liegt, sondern auch vor uns.

Dort oben im Nordosten, wo wir gelebt haben, liegt immer noch ein Stück Deutschland. Dieses Kapitel ist noch nicht abgeschlossen. Man weiß nicht, wie es weitergeht. Die Geschichte hat einen langen Atem. Dauernd verändern sich die Machtverhältnisse. Dauernd verändert sich die Landkarte. Das, was geschieht, kommt nicht von allein. Es wird von Menschen gemacht. Ja, dachte Herr Petermann: das ist es. Auf die Menschen kommt es an. Wir brauchen Menschen mit Geduld, wir brauchen Menschen mit Gedächtnis, Maß und einem leidenschaftlichen Willen zur Wiederherstellung unseres Rechts in der Geschichte. Sonst rutschen wir immer tiefer in den Keller.

Daran zu denken und das weiterzugeben ist vielleicht heute unsere Treue zur Heimat.

Und er nahm seine Jungens und schlug den Atlas auf.

„Seht her“, sagte er. „Das ist Ostpreußen. Das ist Westpreußen. Danzig hier. Pommern. Schlesien. Das Sudetenland. Und dort oben, ganz einsam das Baltikum.“



Das war alles deutsch seit siebenhundert Jahren und mehr. Unsere Vorfahren haben das Land urbar gemacht. Sie' haben Burgen und Dörfer und Städte gebaut. Sie haben Straßen

Heimat

Du flüsterst Heimat, und du träumst und schwärmst,
als sei's ein strahlend schöner Edelstein -
und sagtest mir doch selbst, wie karg und klein
das Fleckchen ist, um welches du dich härmst.

Und wenn ich frage, sagst du: Wald und Tal
und Himmel, Duft und Sonne, Haus und Feld -
als gab's das alles nur ein einz'ges Mal,
als sei das Stückchen Heimat nur die Welt.

Du flüsterst Heimat, schmerzlich, froh, entrückt -
Ich stehe hilflos vor dem Rätseltor. -
Ich gab dir alles, was das Herz beglückt -
Doch du sagst Heimat. -

Ach, und ich verlor ---

Dr. Gerhard Lietz

Das Märchen

Nun ist das Märchen zu Ende gebracht,
und alles ist gut —

Die Abenteuer sind klirrend verrauscht
wie ferne Stürme in wolkiger Nacht,
die langen Wege durch Heide und Tann,
der Zauberflug bis zum Ende der Welt,
List, Verzweiflung, Irrtum und Mut:
alles wehte vorbei wie ein rascher Traum.
Das Unrecht ist tot, und Zauber und Bann
sind auf ewig zerschellt,
die Guten sind
befreit, erlöst, gekrönt, vermählt — —
Und alles ist gut.

Und nun fängt das wahre Märchen an,
hebt sich empor als Morgenrot
einer glücklichen Welt
aus der Märchennot
und endet nie.
Keine Phantasie
hat sie je gesehen, hat sie je belauscht
hinter Zeit und Raum.
Das Märchen, das nach dem Märchen beginnt,
wird niemals erzählt.

ARCHIV der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise e. V. **AdM**
ehrenamtl. Betreuer: Helmut Berger - Irmgard Kowatzky
49661 Cloppenburg, Dresdener Str. 5 Tel. Fax 04471 3331

Die Arbeitshefte:

- "Unseren Müttern" Gedanken zum Muttertag
02.10.02.04. "Schack tarp" Notzeit am Strom
03.10.03.04. "Weihnachten im Memelland Gedichte Erzählungen
03.10.03.04. "Es begab sich." Erzählungen zum Weihnachtsfest
03.10.02.01. "Mit Volldampf in den Frühling"
03.10.02.03. "Erntedankfest" in der Heimat
03.10.02.04. "Bunt sind schon die Wälder" Gedichte zum Herbst
04.00.01. "Memelländer - Teil I Geschichte"
04.00.11. "Memelländer - Teil II 1920 — 1923
04.00.11.06. "Memelländer - Teil III Wahlen - Heimkehr
04.00.12.04 "Die letzten Tage unserer Heimat"
08.04.00. "Literatur des Memellandes" Dichter der Heimat
08.04.05.11. "Charlotte Keyser" Die Heimatdichterin aus Ruß
08.04.05.19. "Hermann Sudermann" Dichter der Heimat
09.08.03. "D.L.J. Rhesa "Vorwort zur Bibelübersetzung 1824"
und. "Die Kirche in Klein-Litauen" von Albertas Juskas
10.11.08.01. "Wunder der Kurischen Nehrung" Gedichte - Texte
10.11.03.11. "Kurenkahn und- Kurenwimpel "
14.00.01.08 "Memel im Jahre 1807" -Ein Jahr lang preußische Residenz
- Königin Luise in Memel
16.12. "Dr. Gerhard Lietz" Leben und Wirken

In Vorbereitung:

- "Die Memelburg" in alten Aufzeichnungen
"Schicksalsjahre des Memellandes 1918 – 1923 - Jahre der Tolleranz
"im alten. Memel " Erzählungen, Berichte aus alter Zeit
"Litauische Geschichte" I-II-III Kopie der Ausgabe geschr.1785

Bücher:

"Unsterbliche Heimat" von Dr. Gerhard Lietz
mit Bildern von Helmut Berger 2. Auflage

Wurden vom Archiv aus Berichten der Zeitungen:

Memeler Dampfboot und Ostpreußenblatt

welche heimatliches Brauchtum enthalten zusammengestellt. Sie sollen Anregungen geben, aber auch zu weiteren Berichten. aus dem "Volksgut im Memelland ermuntern

Bitte unterstützen auch Sie die Arbeit der A.d.M. und des Archivs.

H. Berger I. Kowatzky

Das Archiv der Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise e.V. sammelt Unterlagen über die alte Heimat. Hierzu gehören: Postkarten und Bilder der Ortschaften, auch neuere Aufnahmen von alten Gebäuden und Höfen. Film und Video-Aufnahmen, Bilder aus dem Leben: Festlichkeiten, Schule, Beruf, Geburtstag, Konfirmation, Hochzeit, heimatliche Trachten. Aufzeichnungen: Urkunden, Zeugnisse, Policen, Familienchroniken, Tagebücher, Erinnerungen, Beschreibung des Hofes. Bevorzugt werden Originale, notfalls Fotokopien. Bild vom Bild eine weitere Möglichkeit. Auch private Chroniken sollten in einer Kopie dem Archiv zur Verfügung stehen.

Das Archiv hat keine Ständesamtlichen Unterlagen

der Zerstörung friedlichen Lebens hin. Was sind daneben schon der Elch oder der Bernstein, wo es um Tod und Leben geht, um Armut und Heimatlosigkeit! Man gibt nicht mehr eine photographisch treue und einprägsame Beschreibung, sondern steht erschüttert vor den Tatsachen, die Meer, Sand und Sturm schufen. Man spürt, um einen modernen existenzialistischen Ausdruck zu gebrauchen, die Hilflosigkeit und Geworfenheit des Menschen, die Wandelbarkeit alles Bestehenden, das Zittern des Bodens unter den Füßen. Das Dorf, in dem Generationen wohnten und glücklich waren, wird lebendig begraben. Die Kirche besteht nicht mehr. Der Friedhof selbst, diese letzte Stätte der Geborgenheit und Erinnerung, wird erbarmungslos zugedeckt und hinterläßt ein paar windschiefe Kreuze und dann nichts mehr als Totenschädel, die man mit dem Spazierstock spielerisch ausbuddeln kann.

Es ist klar, daß diese Vorgänge einen ungeheuren Eindruck auf die Zeitgenossen gemacht haben müssen, besonders auf die selbst davon Betroffenen. Wir wollen den Gesamtkomplex dieser Dichtung als Verschüttungspoese bezeichnen. Sie stellt die ungeheuren Vorgänge mit tief aufgewühltem Herzen dar, klagt und klagt an, malt die goldenen Bilder des Vorher und die trostlosen des Jetzt und Heute, weint um die Vergänglichkeit alles Irdischen, droht und flucht den Elementen, flieht in ein noch unversehrtes Hier oder gibt sich im Schmerz der tröstenden Hoffnung auf ein unversehrbares Jenseits hin. Wehmut und Melancholie, aufbegehrender Trotz und letztlich Flucht und Resignation sind die Grundzüge dieser Dichtung, wenigstens in der älteren Form.



Unter diesen Sandhügeln soll Carwaiten verschüttet sein

Für diejenigen Leser, denen das Geschehen fremd ist, sei gesagt, daß die alten Nehrungswälder im Siebenjährigen Krieg von den Russen abgeholzt wurden und daß dadurch, von niemand vorausgesehen, die Dünen am Meer im Westwind quer über die Nehrung zu wandern begannen, um die am Haff liegenden Dörfer, soweit sie nicht durch alte Urwaldbestände geschützt waren, zu verschütten. Die Vorgänge spielten sich in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts ab.

Der erste Dichter, der sich mit dem Verschütten der Nehrungsdörfer befaßt, ist **Ludwig Rhesa**, Professor in Königsberg. Da er selbst auf der Nehrung geboren wurde und sein eigenes Heimatdörfchen Carwaiten versandete, so können wir gar keinen besseren Kronzeugen für die Geschehnisse haben. Er schreibt schon 1799 darüber. Wir beziehen uns hier auf einige Gedichte aus seiner Sammlung „Prutena“ und insbesondere auf das ziemlich bekannte Gedicht

„Weil, o Wanderer, hier und schau die Hand der Zerstörung.“

Es gibt eine recht genaue Darstellung des Vorganges :

„ Neben dem Wald im Dunkel und Graun vieljähriger Eichen
Stand die Kirche des Dorfes, geziert nach älterem Volksbrauch,
Rings um Grabeshügeln umdrängt der friedlichen Toten.
Sieh, dort ragt eine Spitze hervor, gerötet vom Spätlicht.
Hier versank die Kapelle.
Doch rettete man die Geräte
Und den heiligen Altar.
Die frommen Bewohner des Eilands
flohn zu anderen Dörfern mit den armseligen Resten,
die sie dem Sand entzogen, zu bauen dort ihre Hütten.
raurig erzählt der Sohn dem Enkel, was hier geschehen,

weist die Stätte ihm noch, wo seine Väter gewandelt,
Tief versank ihr Gebein, und droben grünet kein Frühling."

Und dann folgt nach dieser plastischen Darstellung die Klage, daß keine Nachtigall mehr singe und kein Täubchen, daß keine Herde hier zur Quelle ziehe und kein Weib mehr den liebenden Gatten erwarte, wenn er von wogender See heimkehre.

Das Gedicht schließt mit der Versicherung, daß er, der Dichter, immer diesen traurigen Ort lieben und jeden Baum, der schwand, in die Seele tragen werde.

In „Carwietas Gräber“ fragt er, wo die Lieder und Tänze der Hirten geblieben wären?
„Ach, tief im Hause, eng und kühl-
Verstummte Lust und Saitenspiel.“

Das Grab im Sande! Diese Stelle erinnert an Agnes Miegel „Frauen von Nidden“:
„Und die Düne kam und deckte sie zu“.

Mit dieser hervorragenden Ballade ist die Verschüttungsposie der Nehrung in die allgemeine Literatur eingegangen, während die Dichtung Rhesas, wenn er auch in Preußen, Litauen und Kurland bekannt genug geworden war, doch mehr provinziellen Charakter trägt.

Von **Rhesa** beeinflusst, schrieb Oberfischmeister **Beerbohm** das Gedicht
„Der letzte Baum von Carwaiten.“

„Verhallt sind Glockenton und Lieder,
die See braust fern, die scheue Möwe klagt,
was war, ist hin, und nimmer kehrt es wieder,
selbst die Erinnerung hüllet sich in Nacht.“

Es kann nicht Aufgabe dieser kurzen Darstellung sein, die einzelnen Werke inhaltlich dem Leser vor Augen zu führen. Jedenfalls zog sich die von Rhesa heraufgeführte Verschüttungsposie durch eine Reihe von Novellen und Romanen bis in unsere Zeit. Alle diese Dichter versuchten dem elementaren Aufbruch der Sandfluten ein literarisches Gesicht zu geben, und es ist vielen in hohem Maße gelungen. Wir denken an **Agnes Miegel, Hermann Sudermann, Ernst Wiechert, Alfred Brust, Wolfgang Heinrich Seidel**, Dichter von europäischem Rang. Dann auch an gut gestaltete Arbeiten von **Georg Buchholtz, Alfred Karrasch, Karl Friedrich Boree, Rudolf Naujok**. Weniger bekannt sind **Sabine Volkmar, Eva Becker, Carl Bulcke, Hanns Müller**, aber ihr Beitrag gerade zur Nehrungsliteratur ist, aus der heimatlichen Perspektive gesehen, beachtlich genug..

Natürlich spielen in den Werken der genannten Dichter neben den Versandungsvorgängen auch alle anderen Nehrungsmerkwürdigkeiten eine Rolle, die Elche, Reiher, Wasservogel, Haff und Meer, die Tote Düne, die verträumten Heiden und Schilfbuchten, die Moore und Suhlen, die flachen Haffkähne mit dem bunten Wimpel, das karge Leben der Fischer, die Badegäste, die Maler, die seltsame Pflanzenwelt und vieles andere. Ein Roman, wenn er sich voll und prall mit Leben gefüllt hat, bietet eben eine globale Welt, eine Widerspiegelung der Wirklichkeit, die, durch Herz und Hirn des Dichters getrieben, zu einem Kosmos wird, der immer die besonderen Akzente und Konstitutionsmerkmale seines Schöpfers beibehält und zeigt.

Sudermann (Die drei Reiherfedern) und **Brust** (Der singende Fisch), ferner **Eva Becker** (Die Totendüne) haben sich im dramatischen Schaffen um eine Gestaltung bemüht, wodurch Naturvorgänge mehr als bei der beschreiben Epik symbolisiert und ins Mystische und Dämonische vorgetrieben werden. Das gilt besonders für **Alfred Brust**, diesem von hohem Ethos und explosiven, kaum noch formbaren inneren Gesichtern gequälten und zerstörten memeländischen Dichter, dessen Gedankenwelt noch lange nicht ausgeschöpft ist. Der Höhepunkt der sogenannten Verschüttungsposie wurde jedoch in der reinen Lyrik erreicht und zwar von **Walter Heymann** und **Fritz Kudnig**. Während die bisher genannten Dichter mit einem ihrer Werke auch auf der Nehrung erscheinen, sind diese beiden Lyriker Nehrungsdichter par excellence, das heißt, völlig von dem Phänomen Nehrung innerlich erfüllt, an ihm geworden, gewachsen und gereift. Dieses gilt von **Heymann** noch mehr als von **Kudnig**.

Walter Heymann, ein sehr scheuer junger jüdischer Dichter, fiel im September 1914 bei Soissons. Das Schicksal hat ihm nur wenig Zeit zum Schaffen gegeben. Trotzdem ist sein Erscheinen ein Höhepunkt. Möglich, daß er, aus einem Volke stammend, das durch Wüsten wanderte, von vorn herein ein anderes Verhältnis zum Sande schlechthin hatte. Auch er klagt noch über das Vergängliche alles Irdischen wie Rhesas, und eine tiefe Melancholie ist das unverkennbare Attribut seines Wesens und Schaffens, aber er identifiziert sich mit dem Sand

und macht damit eine Wendung vom Unterliegenden zum Ueberwältigenden. Er wird selbst zu etwas Elementarem, und ein deutlich spürbares Jauchzen ist gleichzeitig in seiner Schwermut. „Ich schneie hier und dort . . . ich bin ein Windesflug . . . ich streb' zum Himmel an . . . ich bin, was überrann . . . ich . . . ich . . . ich.“ Wer denn eigentlich? Der wehende, surrende, verschütten-de Sand oder der Dichter? Wir können es nicht mehr unterscheiden. Das bürgerliche Leben seiner Zeit ist ihm fragwürdig geworden. Es zittert etwas von Kierkegaard und der Sehnsucht nach einem existenziellen Sein durch seine Verse. Deutlich wird eine ähnliche Katastrophenstimmung wie bei Kafka: „Ein Mensch, ein Dorf, eine Stadt, ein Land — so viel viel mehr verging und schwand!“ Ist das noch eine Bezugsetzung zur Zerstörung ein paar armse-liger Fischerdörfer — oder steht hier die Ahnung vor einer Endkatastrophe: seinem Soldatentod . . . dem ersten Weltkrieg der Flucht von Millionen aus Ostdeutschland . . . dem Atomzeitalter? Wir wissen es nicht, wir wissen nur, das ein Mehr dahinter steckt, wenn er prophetisch verkündet:

„All' eure Freude wird werden Leide, das bunte Kleide . . .
bald ist es ausgelöscht!

"Sand und Wind, längst ihrer Realität entkleidet, symbolisieren für ihn nur noch das Ele-mentare, Unruhige, Fragwürdige des menschlichen Seins und der menschlichen Seele.

„Mein Buhle, du Wind, streichst mir das Haar,
weißt du, wo ich war? Wo keine Dinge sind!"

Wo keine Dinge sind, da ist noch Gott. Ihm begegnet er zögernd, aber nicht unsicher in einer archaischen Frömmigkeit:

„Sonntag heiligt. Jesus Christ
fischt heut Seelen fromm,
der du bei den Fischern bist,
wenn sie beten: komm!"

Etwas jünger als Heymann, aus germanischem Blut, durch Jugendwandern der Nehrung tief innerlich verbunden ist der andere Lyriker der Nehrung, **Fritz Kudnig**. Sein Gedichtband „Wunder am Meer“ erscheint nach dem zweiten Weltkrieg. Seine Seelenlage ist harmonischer, nicht so aufgerissen und offenbar bereit, die Katastrophe in einer intensiveren Hinwendung zur Natur zu überwinden. Nicht die Melancholie des Unterganges und der dunklen Ahnungen erscheint als der Hauptakkord seiner Lyrik, sondern ein Jauchzen um die Schönheit des Nehrungslandes und damit alles Seienden klingt stark und lebenswillig aus seinen Versen. Er sieht mit den berauschten Augen und Sinnen eines Malers: wie wenn ein Gott mit leuchtender Palette! Trunkene Augen . . . goldener Saum . . . lichtbrennend . . . Sonnenleuchten. Es ist etwas Männliches und sehr Frisches in seiner Sprache, wie der Morgenwind über dem blauen Haff. Ueberall entzündet sich seine schönheitstrunkene Seele, an jedem Dorf, an jedem Staketenzaun. Dazu kommt ein sehr sinnenfreudiges Moment, großräumig und sicher dar-gestellt, ein Rubens oder Corinth des Wortes: splitternackte Düne . . . lustfroher Leib . . . sehnsuchtsbrennende Arme . . . blutwild . . . die nackten, sehnsüchtigen, lockenden Lenden. Die Erotik der sommerlich schweigenden, heißen Dünenwelt, die Symbolisierung der weißen Düne mit einem weißen Riesenweib, daß der Sturm oder das Wasser heimholen wird. ein Gedanke oder vielmehr ein elementares Gefühl, das in der Landschaft liegt, und das auch bei anderen Dichtern immer wieder aufklingt, wird von Kudnig in Verse gebannt. Freilich, das Dunkle als notwendiger Gegensatz lauert in der Tiefe und im Hintergrund: grausam kaltes Lächeln . . . medusenhaftes Angesicht . . . unsagbar hoffnungslos, das sind Worte, die auch zur Dünenwelt gehören, 'das Dämonische an ihr, die Nachtseite ihres Sinnenfrohen Seins. Dann das erschütternde Bild der versandeten Friedhöfe:

„Armselige Kreuze. Der Sturmwind zerrt dran herum,
Windschief die meisten, eins fällt vielleicht morgen schon um.“

Und hinter der Schönheit des Seienden spürt der Dichter schon früh die Hand des Schöpfers. Wie bei Heymann auch bei ihm: Frömmigkeit, aus der Nehrungslandschaft herausge-wachsen, Andacht, die davon weiß, daß auch die gelungensten dichterischen Aussagen nur Steine auf dem Wege sind. Der alternde Dichter **Fritz Kudnig** wurde und wird immer mehr zu „Gottes Saitenspiel“.

Nicht ganz möchte man Alfred Brust in der Nehrungslyrik übergehen, wenn er auch nur gelegentlich seine Stimme erhebt. Aber es ist eine Stimme. Wer könnte sie vergessen?

„Ueberm Moore schwebt ein Licht,
sieh es nicht, sieh es nicht!"

Oder der Sturmsänger:

„Menschenbrüder im Halbschlaf hören und murmeln spät:

Hörst du den Nachtsturm röhren?
Der Sturmsänger geht!"

Oder von den gepeitschten Vogelscharen der Nehrung, die unter den Wolken treiben:

„Ein stolzer Schwan nur schlägt sich stolz und hart — einsam südwärts vorbei!"

Er selbst dieser Schwan, der stolz und einsam, ohne literarische Konzession zu machen, sich an uns vorbeischlug — in den Hungertod!

Mit diesen Lyrikern, die zweifellos als Höhepunkt der Nehrungsdichtung empfunden werden müssen, und die deshalb eine etwas ausführlichere Darstellung rechtfertigen, sind wir schon weitgehend in das letzte Stadium der Nehrungsdichtung eingedrungen. Wir sprachen von der Verschüttungspoese und kommen nun abschließend zur modernen Landschaftspoese. Die Uebergänge sind fließend wie bei allem Lebendigen. Viele der schon genannten Dichter gehören mit bestimmten Seiten ihres Schaffens hier schon hinein, besonders die beiden genannten Lyriker, aber auch Agnes Miegel, Hermann Sudermann, Alfred Brust und die uns bekannten Nehrungsschriftsteller der zwanziger und dreißiger Jahre.

Um die Jahrhundertwende, als Worpswede in Westdeutschland ein Begriff wurde, entdeckten die Maler die Kurische Nehrung, und die Dichter folgten ihnen. Eine neue Sicht bereitete sich vor und kam nach dem ersten Weltkrieg zum Durchbruch. Die großen Städte mit ihrer Asphaltkultur, die Maschinenwelt, die Massen mit neuartigen Reaktionen, die Hast des modernen Lebens, der technische Fortschritt, der Marxismus, die materialistische Lebenseinstellung, die religiöse Apathie, die Neurotisierung der menschlichen Seele, die Unfruchtbarkeit der Künste, das Fehlen eines ethisch wertvollen Leitbildes und vieles' andere zersetzten die bürgerliche Gemeinschaft schon vor dem ersten Weltkrieg. Der Krieg selbst, Inflation, Bürgerkrieg rissen dem Menschen die letzte Maske vom Gesicht.

Wo gab es einen Halt, eine Rettung? Es gab leider nicht einen, sondern mehrere Halte, und dazu gehörte die Landschaft schlechthin. Aber nicht mehr die liebliche Schäferlandschaft des achtzehnten Jahrhunderts, auch nicht das ruhevolle Biedermeier, auch nicht mehr die Plüschgarnituren der Makartzeit, das alles war sinnwidrig und fragwürdig geworden.

In dieser Situation stieg die Kurische Nehrung mit ihrer einsamen und abseitigen Landschaft zum bevorzugten Typ empor. Sie wurde modern. Sie war nicht lieblich, sondern herb. Meer, Sand, Luft, Wasser, Wald, Sturm — große, einfache, natürliche Gegebenheiten, sie sprachen an. Das Elementare, das Primitive, das Existenzielle wurde als heilsam empfunden. Nicht mehr denken. Nur ruhen. Das Meer rauschen hören. Den Wind an der nackten Haut spüren. Einsamkeit. Nur keinen Menschen. Nur sehen, wie die Natur in großen Schritten dahinzog. Die Fischer, die Fischerfrauen, die Tiere, die Elche zum Beispiel, die einfachen Berufe, das Fischen zum Beispiel, die einfache Kost: Fische, Brot, Gemüse Dann schlafen, unkompliziert sein, sich treiben lassen, entspannen.

Das war ungefähr das Bild. Die Kurische Nehrung besaß die Landschaftselemente, die der von allerlei Zivilisationsschäden angefressenen menschlichen Seele heilende Impulse zuführen konnten. Sie wurde dann zur großen Ferien- und Heillandschaft. Aus ganz wenigen Bestandteilen, nämlich aus Sand und Meer, Sonne und Mond war in wenigen Jahren ein Naturwunder geworden.

Und so beschrieb die moderne Dichtung die Nehrung nicht mehr als grausig und einsam, als öde und langweilig, sondern fand zu ihr in immer neuen, gestakenden Versuchen. Das ganze Nehrungsleben wurde künstlerische, malerische und dichterische Grundsubstanz. Endlos ließ sich hier schöpfen, nicht immer ganz große Literatur — das wollten viele auch gar nicht mehr — sondern eben nur, soweit es Freude machte, soweit die Kraft reichte.

Es gab natürlich eine sogenannte „Auch-Nehrungsliteratur", wo Schriftsteller nach einem kurzen Sommer Aufenthalt als „Nehrungskenner" in das Reich zurückkehrten. Es lohnt sich nicht, darauf einzugehen. Das Wertvolle überwog bei weitem. Nicht immer blieb ein kurzer Sommertraum an der Nehrungsküste ohne Frucht. Es gab Feuilletons in deutschen Zeitungen, die heute, nach zwanzig Jahren, noch deutlich wirksam sind. Konrad Heiden „Sand und Elche" in der Frankfurter Ztg. vom 23. August 1930. **Hans Reisiger**: Nidden. **Victor Jungfer**: Spätsommer in Nidden. **Ewald Swars**: Reise nach Memel. Es kamen viele hin, die nur scheue Gäste waren. Thomas Mann lebte in Nidden. Schon der Stab seiner Freunde besaß literarisches Fluidum genug, um den ganzen deutschen Blätterwald aufrauschen zu lassen.

Mit zur Literatur gehören die Tierbücher. Die Stimme des Vogelprofessors Johannes Thienemann wird unvergeßlich bleiben. Von Elchen, Störchen, Krähen und anderem Getier der Nehrung. Dann das Elchbuch von **Martin Kakies**, das in einzelnen Kapiteln reine, lautere Landschaftsdichtung enthält. Kakies ist nicht ein Besucher, sondern wie **Ludwig Rhesa** ein Kind der Nehrung.

Schon zeitig wurden auch Versuche zur literarischen Sichtung des Vorhandenen gemacht. **Harry Schumann** schrieb 1915 einen größeren Aufsatz: „Die Kurische Nehrung und ihre

dichterische Bezwungung." In **Rudolf Naujok** „Das Memelland und seine Dichtung" ist das Hauptkapitel der Nehrungsdichtung gewidmet. Es erschien Weihnachten 1935. Dieser Darstellung bleibt bis heute nicht viel hinzuzufügen. Krieg und Zusammenbruch haben einen gewaltigen und blutigen Strich unter das Kapitel Nehrungsdichtung gesetzt. **Erich Karschies** hat zwar nicht direkt von der Nehrung gesprochen, aber er gehört seinem ganzen Wesen als Heimatdichter hier hin. Bei seinem Liede „Kiefernwälder rauschen über Haff und Meer" stellen wir uns auch die Nehrung vor. - **Charlotte Keyser** läßt einige Kapitel ihres bekannten Romanes „Und immer neue Tage" auch auf der Nehrung spielen, es ist ein familiengeschichtliches Thema um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts, aus dem die gesamte Landschaft um Haff und Nehrung plastisch vor uns ersteht. Dann ist nach dem zweiten Weltkrieg erschienen Markus **Joachim Tidick** „Der silberne Wimpel", wo der Autor männlich, frisch und mit großer Sachkenntnis vom Leben auf der Nehrung, insbesondere vom Fischen und Segeln, erzählt. Die sportliche Note steht hier im Mittelpunkt, ein Thema, das in dem Lande des Eissegelns, der Bernsteinfischerei, der Fischerregatten nur natürlich ist, aber außer bei Tidick und in einigen Feuilletons von **Heinrich A. Kurschat** kaum angeschlagen wurde. Als letzterschienenenes Nehrungsbuch ist „Der Herr der Düne" von **Rudolf Naujok** zu nennen, dessen Thematik auf die Verschüttungspoese zurückgreift, aber nicht, um in Klage und Wehmut zu versinken, sondern um den Kampf mit den wandernden Dünen aufzunehmen. Die Lebensarbeit **E'phas**, des Ueberwinders des Flugsandes und des Retters der letzten Nehrungsdörfer, hat hier in Form eines Jugend- und Volksbuches bewahrende und ein Vorbild setzende Deutung gefunden. Die Nehrung taucht als Ganzes mit dem leichten Akzent des nun verlorenen heimatlichen Paradieses noch einmal vor uns auf.

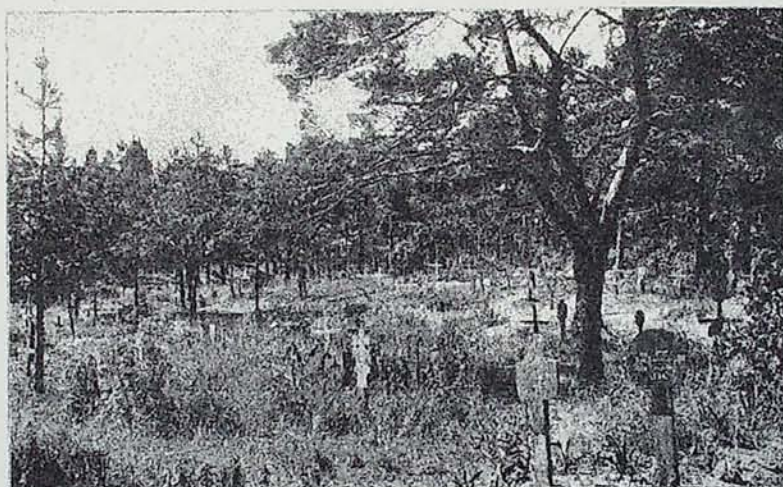
Wenn **Ludwig Rhesa** bei aller Klage noch sprechen konnte: „Hier steh ich auf dem öden Hügel und wein' auf meiner Väter Sand" — wir können es nicht mehr. Ein Sturm der Geschichte ist über uns hinweggebraust und hat ganz Ostdeutschland verschüttet und seine Menschen getötet und vertrieben. Um so bedeutender sind uns die Zeugnisse der Nehrungsdichtung geworden, denn — wie Walter Heymann sagt — vergänglich und heilig sind Gestalt und Erinnerung.

Nun weiße Düne, gib wohl acht:
 Tür und Tor sind dir augemacht;
 In unsre Stuben wirst du gehen.
 Herd und Hof und Schober verwehn.

Gott vergaß uns, ließ uns verderben,
 Sein verödetes Haus sollst du erben,
 Kreuz und Bibel zum Spielzeug haben,
 nun, Mütterchen, komm uns zu begraben! –

Schlage uns still ins Leichentuch,
 du unser Segen, einst unser Fluch,
 Sieh, wir liegen und warten ganz in Ruh" –
 Und die Düne kam und deckte sie zu.

Agnes Miegel



42. Der Niddener Kirchhof.

Georg Reicke, Sohn eines Memeler Seefahrers, Später Bibliothekar in Königsberg. Schildert in seinem Roman "Der eigene Ton" den Hafenbetrieb, das Seemannsleben, die behagliche Stimmung in der Kaufmannszeit, wodurch das "seefahrende Memel" treffend charakterisiert wird.

Ilgensteins Roman "Die beiden Hartungs" behandelt das Reich der Großkaufleute und Konsuln, wie auch der Fischer und Seefahrer.

Friedrich Thimm sei ferner noch gedacht und seinen Gedichten, die er in seinem Bande "Mein liebes Memel" herausgegeben hat.

Memel

Welch herrliches Bild von des Leuchtturms Höhe:
 Hinter den Dünen unendliche See –
 Schiffe mit kostbarem Kaufmannsgut
 Durchschneiden die brandende Meeresflut.

Landwärts dem Auge entgegen lacht
 Wiesengrün und Waldespracht.
 Und fernher vom schiffreichen Dangefluß
 Sendet die Stadt ihren lauten Gruß.

Hans Horstmann stand an der Reeling des kleinen weißen Dampfers und schaute mit hellen, brennenden Augen über die weite Fläche des leise gekräuselten Wassers nach der Landschaft zur Linken hinüber, die sich im farbigen Schimmer des Spätnachmittags dort ausbreitete. Sie fuhr über das Kurische Haff, dieses breite, im Sommer so südlich blaue Gewässer, und glitten nicht fern vom Rand seiner Nehrung hin, deren erste sichtbare Dünen in ständig sich steigender Großartigkeit aus dem Wasser emporwachsen. Über den sanft violetten Schatten ihrer östlichen Hänge lagen die Kuppen goldsprühend gegen die blasse Seide des Himmels hinaufgehoben. Von weitem war die vorge-schobene Baumgruppe der nächsten Halte-stelle schon zu sehen, die sich langsam zu nähern schien, dahinter der Turm der kleinen Kirche und einzelne Dächer der niedrigen Fischerhäuser und vorn am Ufer die großen, seltsam wirkenden Kurenkähne.

Gleichmäßig schütternd unter dem unablässigen Stampfen der Schiffsmaschinen strebte der Dampfer darauf zu, näherte sich seinem Ziel in geschwungenem Bogen, rauschte mit anfangs vermindelter, schließlich gedrosselter Kraft neben die schmale, weit ausholende Mole und legte vorsichtig bei ihr an. Hilfsbereite Hände griffen mit geschäftigem Eifer nach den zugeworfenen Tauen und zerrten deren riesige Schlingen um die festgerammten Haltepfähle. Noch einmal rasselten die Maschinen mit großem Lärm, wühlten die Schrauben wirbelnd im Wasser und warfen es schäumend hinter das Schiff, dann lagen sie still.

Hans Horstmann sah hinüber nach den Räucherstellen am Ufer, wo Frauen, meist alte, sich über kleine schwelende Feuer aus Kiefernzapfen beugten, über denen sie an Stangen paarweise aufgehängte Flundern räucherten, die sie nachher geordnet in Kisten legten. Von hohen Gerüsten nahmen sie neue Ware, die dort, schon ausgenommen, ebenfalls paarweise, zum Vortrocknen in der Sonne hingen. Hin und wieder stieg träger Rauch um die gebückten Gestalten in dunklen Röcken und weißen Kopftüchern, sie in beinahe unwirkliche, spukhafte Wesen verwandelnd. Ein Stück hinter ihnen bad-

Brennende Sehnsucht

Im flachen Strand ein Rudel Jungen, ihre nackten Leiber schossen wie Silberfische aus dem warmen Wasser und fielen lachend und kreischend wieder zurück. Ein Reiher zog hoch oben im Wolkenlosen. Es war unverändert das gleiche Bild, wie es Hans Horstmann vor mehr als fünfzehn Jahren zum erstenmal gesehen und unvergeßlich in sich aufgenommen hatte, dessen Anblick in den vergangenen, für ihn besonders schweren Jahren mehr und mehr zu brennender Sehnsucht geworden war, bis er ihr jetzt endlich Erfüllung schenken konnte. Er war bewegt.

fast ein wenig benommen, und griff unwillkürlich mit einer Hand nach dem Herzen, um dessen stärkeren Schlag zu dämpfen und zu beruhigen.

Die Hauptferien des Jahres 1928 hatten noch nicht begonnen. Nur wenige Fahrgäste hatten daher den schon so nur mäßig besetzten Dampfer verlassen. Als einer der letzten ging Hans Horstmann hinter ihnen her, an den vereinzelt Neugierigen vorüber dem Ende der Mole oder auch ihrem Anfang entgegen. Er hatte das feste Land noch nicht erreicht, als der Dampfer den steinernen Landesteg wieder verließ und seinen Kurs weiter nach Norden nahm. Dunkel entstieg eine Rauchwolke seinem Schornstein und breitete sich fächerartig über ihm aus. Möwen umkreisten ihn spielend wie blitzende Pfeile, die, unsicher, ihr Ziel nicht erreicht hatten.



Heinrich Eichen

Das verzauberte Land

Eine Erzählung
von der
Kurischen
Nehrung

Ärmlich, doch freundlich, breitete sich das Dorf in bescheidenem Grün vor den Ankommenden aus. Einen kleinen Koffer in der Hand — ein großer würde am nächsten Tag durch ein Fuhrwerk abgeholt werden —, über dem andern Arm einen leichten Sommermantel, durchschritt der einsame Mann den Ort, zögernd und nachdenklich, sah wie im Traum die niedrigen Fischerhütten mit den alten bemoosten Rohrdächern, winzige Gärten mit leuchtenden Sommerblumen auf dem dürrtigen Sandboden vor den Türen, und kam zu der verlassenem, schmalen Nehrungsstraße, die nach kurzer Strecke in den hohen Kiefernwald einführte. Er wanderte auf ihr, geborgen, zwischen den großen Wassern des Haffs und der See zu dem zwei Wegstunden fernen, noch kleineren Fischerdorf, dem Endpunkt seiner Reise, das keine Angelegenheiten für Dampfer besaß.

Vier, fünf Jahre vor Ausbruch des Weltkriegs hatte Hans Horstmann, achtzehnjährig damals, zum erstenmal dies eigenartig ihn fesselnde Land besucht, hatte eine Jungengruppe dorthin geführt, weil er es nach Berichten und Büchern kennenlernen und es jenen ebenfalls zeigen wollte. Ein wenig verwegen gekleidet, in kurzen Hosen, die

Hemdsärmel aufgekrempt, waren sie am Seestrand die Nehrung hinauf getippelt, schwere Tornister auf dem Rücken, Decke und Zeltplane, Kochtopf und Klampfe dazu und den Wimpel an der Speerstange voran. In den Dünen hatten sie gezeltet und abgekocht und in der See ebenso wie im Haff gebadet, viele Stunden lang. Sie waren faul gewesen und waren nur bis Pillkopen gekommen, weil Sonne, Sand und See zu schön waren, um schwitzend und müde Kilometer um Kilometer dahinzustampfen. Erstaunt hatten sie die ersten Keitlähne entdeckt und sich kaum hingetraut, weil sie aus der Ferne glaubten, es handle sich um nachgebaute Wikingerschiffe, die für Filmaufnahmen gebraucht wurden. Das größte Erlebnis jedoch war allen gewesen, als sie einen Elch gesehen hatten, vorsintflutlich und riesengroß, wie es ihnen schien, als sie nach einer

den nackten Füßen. Die Bluse aus gleichem Stoff war bis zum Hals geschlossen. Anna hatte ein freundliches Gesicht, wasserhelle Augen und strohblondes Haar, das sie zu Zöpfen geflochten hatte, die als Kranz ihren Kopf umgaben. Sie war scheu und senkte den Blick, wenn sie sich trafen, und nickte nur stumm, wenn er mit fröhlichen Worten grüßte. Sie gefiel ihm so gut, daß er ihr sagte, er würde im nächsten Sommer wiederkommen, und er bildete sich ein, daß sie sich darüber freute...

Hans Horstmann blieb stehen, setzte den Handkoffer ab, fuhr mit der Hand über die Stirn, als erwache er und versuche einen noch haftengebliebenen Traum, nicht weil er etwa häßlich oder störend gewesen wäre, sondern allein, weil der tätige Tag den Erwachenden lockte. Nun stand er und atmete tief mit ein wenig geöffneten Lippen, die den leichten Salzgeschmack des nahen Meeres spürten, den wundervoll herben und harzigen Duft ein, der ihn umströmte und über ihm zusammenschlug wie die Brandung der brausenden See, den wundervollen Duft des atmenden Waldes, der seinen Weg an den Seiten begrenzte. Er sah an freien Durchblicken die beleuchteten Westhänge der Haffdünen hell herüberschimmern, gigantisch geformt, wie von riesigen Händen gehäuft, und wußte, daß sie hinter Büschen und Bäumen sich fortan endlos und immer gewaltiger steigend erhoben.

Falter umtanzten den einsamen Wanderer. Fliegen umsummten ihn, Dick und gemächlich saß ein wildes Kaninchen am Weg, glotzte mit großen unwissenden Augen und hoppelte langsam ins Gesträuch zur Seite. Schräg fielen die Strahlen der sinkenden Sonne durch die Wipfel der Bäume, huschten mit spielenden Lichtern auf Stämmen und Boden, wiegen sich goldbraun auf gefiedertem Farn und wurde durchflochten von tausend Stimmen der Sommervögel in allen Büschen und Zweigen ringsum.

Der Wanderer ging weiter, auf lautlosen Sohlen fast, weil der weiche Boden seine Schritte verschluckte. Nach einer Stunde etwa machte er richtige Rast. Er war nun über die Hälfte des Weges gegangen, setzte sich auf einen Rasenhügel, lehnte sich gegen den borkigen Stamm einer Birke und blinzelte zwischen den Kiefernstämmen des zur niedrigen Vordüne sich hinreckenden Nadelwaldes in das sanfte Leuchten des sinkenden Tages. Der ewige Sang der Brandung rauschte gedämpft zu ihm herüber, Präludium auf der gewaltigen Orgel Gottes, dem Meer. Er lauschte ihm eine Weile, angespannt und glücklich in einem unbeschreiblichen Gefühl des Geborgenseins, wie jemand, der aus verllorener Ferne, vom Schicksal geschunden an Leib und Seele, nach Hause kommt. Und war dies nicht auch wirklich so ungefähr seine Geschichte?

Fortsetzung folgt

1. Fortsetzung

Als der letzte Glast der Sonne hinter der Vordüne versank, stand er auf, um weiterzugehen. Ein Knabe, von dreizehn Jahren etwa, kam eben die vor kurzem zurückgelegte Strecke der Straße her, näherte sich langsam und zögernd und sichtbar verlegen dem Fremden und ging mit höflichem, ein wenig scheuem, ein wenig verwundertem Gruß vorüber.

Hans Horstmann schaute ihm nach, als hätte er eine Erscheinung gesehen. Ein leichter Schwindel überfiel ihn; wie Nebel wallte es vor seinen Augen, sekundenlang glaubte er zu stürzen. Ein endloses hohes Singen tönte in seinen Ohren, schmerzhaft und doch irgendwie schön und begehrt. Er setzte den schon ergriffenen Koffer noch einmal ab, schloß die Augen, versuchte zu denken und dem unerklärlichen Gefühl nachzugehen, das ihn eben wie ein Sturm überrannt und ihn so stark erfüllt hatte, daß ihm das Blut zum Herzen geströmt war: ihm schien, als hätte er sich selbst als Knaben des Weges kommen sehen, anders gekleidet zwar als zu seiner Zeit, aber doch ihm gleichend in Gestalt, Gang und Haltung.

Wie ein Fischerjunge

Wieder strich er mit der ihm eigentümlichen Bewegung über die Stirn, öffnete die Augen, schüttelte, über sich selbst befremdet, den Kopf, packte den Koffer und folgte dem schneller gehenden Knaben.

Er holte ihn ein, ging neben ihm, der nicht aufsah, erkundigte sich nach dem Ziel seines Weges und erfuhr von dem zurückhaltend Zögernden, daß es das gleiche, noch fast eine Stunde entfernte Fischerdorf Pillkopen sei. Gemeinsam gingen sie nun weiter, schweigend zunächst, wobei Hans Horstmann den Jungen von der Seite betrachtete. Er sah aus wie die Fischerjungen auf der Nehrung allgemein aussehen, gesund natürlich und robuster vielleicht als die Jugend in großen Städten auszusehen pflegt. Er trug einen Anzug aus blauem verwaschenem Leinen, dessen Hosenbeine bis fast auf die nackten Füße fielen. Er trug einen alten, in Form und Farbe unbestimmbaren Filzhut aufs Haar gestülpt, das von sandheller Blond war, wie einige sich darunter hervorstellende Strähnen verriet. Das Gesicht erinnerte Hans Horstmann an irgend jemand, doch wußte er nicht an wen. Und sicher war es auch nur Einbildung, zumal er es nur von der Seite sehen konnte. Die Nase war ein wenig gebogen. Die Farbe der Augen war nicht zu erkennen.

Langsam verblaßte das Licht des Tages. Allmählich schwiegen die Stimmen des Waldes. Nur ein hoch sirrendes Summen ge-

waltiger Mückenschwärme stieg singend über die dunkelnden Wipfel und schwebte über der Erde wie das brausende Tönen einer fernen, unendlich zarten Silberorgel. In den Gleichschritt der beiden ungleichen Wanderer wob sich das ferne Rauschen der Brandung.

Auf Befragen erfuhr Hans Horstmann, daß der Junge im Auftrage des Großvaters mehrere Bestellungen in Rossitten, der zurückliegenden Ortschaft, ausgeführt hatte. Er blieb, in seinem einsamen Dorf nicht gewöhnt an den Umgang mit Fremden, die dort nur selten und dann als unnahbare Feriengäste erschienen, zunächst auch weiterhin schüchtern, wurde später jedoch zutraulicher, da die unbeschwertere, natürliche Herzlichkeit des Herrn an seiner Seite ihn unbewußt

da eine Bemerkung oder Frage ein. Auch er erzählte von lustigen Erlebnissen, die sich auf manchen seiner Ferienfahrten mit der Jungengruppe ereignet hatten, erwähnte jedoch nur nebenbei, daß er vor vielen Jahren mit seinem Trupp auch schon hier gewesen sei. Im Gemüt des Knaben verlor er immer mehr von dem Unnahbaren, das diesen am Anfang ihrer Begegnung so beklommen gemacht hatte. Je schattiger sich die Dämmerung über den Weg legte und Einzelheiten ihres Weges verschwimmen ließ, um so offener wurde der Junge. Er begann nun seinerseits ebenfalls Fragen zu stellen, erkundigte sich nach dem Ziel des Herrn und freute sich anscheinend sehr, als er erfuhr, daß es ein nicht weit vom großelterlichen Haus stehendes Fischerhaus war.



Heinrich Elchen

Das verzauberte Land

Eine Erzählung
von der
Kurlischen
Nehrung

für sich gewann. So gab er dann schließlich, lebhafter plaudernd, freundliche Auskunft über das einfache Leben des kleinen, von aller Welt kaum beachteten Dorfes, des letzten vor der Grenze zum Memelgebiet, über die schweren Frühjahrsstürme dieses Jahres, über den zufriedenstellenden Fischfang in den letzten Wochen, und Hans Horstmann lauschte dem kindlichen Bericht, der längst ins Dunkel versunkene Jahre mit unvermuteter Leuchtkraft wiedererstehen ließ.

Kleine Begebenheiten aus der Schule wurden ihm erzählt, die noch immer, wie vor vielen Jahren, hinter den letzten Häusern am Rande des Wäldchens lag, und daß die Walderdbeeren seit kurzem reif wären. Doch ständen sie so versteckt, daß die bisher wenigen Sommergäste des Dorfes klagten, es gäbe keine, während man sie, wenn man Bescheid wüßte, in ganzen Kolonien finden könne. Übrigens hätte er vor wenigen Tagen beim Umherstreifen in einem fernen Erlendick eine Elchschaufel gefunden, ein großes, sehr schweres Stück mit zwölf Enden, das ihm der Förster gern gut bezahlt habe.

Hans Horstmann bekundete für alles Erzählte Aufmerksamkeit und flocht hier und

wo Fischer Peleikis, dessen Namen sich Hans Horstmann neben noch einem anderen aus früheren Zeiten erinnert hätte, ihm auf schriftliche Anfrage bereits vor Wochen ein Giebelstübchen zugesagt habe.

Plötzlich ergriff der Junge den kleinen Koffer, den sein Begleiter eben von einer Hand in die andere wechseln wollte, und trug ihn trotz dessen Einspruchs. Mit leisem Lachen versicherte er, daß, da seine Hände ja völlig frei wären, er sehr gern das Gepäck trage, mit dem sich der Herr schon lange genug allein abgeschleppt habe. Er führte ihn einen nur den Dörflern bekannten Fußweg, der den Weg um ein Beträchtliches kürzte, und schritt auf dem weichen moosigen Boden mit leichter Stierheit voran, während der ihm Folgende bei der hier schon stark herrschenden Finsternis über unbemerkte Unebenheiten verschiedentlich stolperte.

Dann, aus dem Walde tretend, sahen sie das Dorf in tiefer Stille vor sich liegen, ein Anblick, der Hans Horstmann, der diesen Ort aus versunkener Zeit ja vor anderen liebte, erneut heftig bewegte, ein Anblick, der als endliche Erfüllung eines unbewußt dunklen Sehnsens über ihn fiel wie der Raum

einer gläsernen Glocke und so, wie ihm schien, ihn abschloß von allem Leben, daß hinter ihm lag, dafür ein neues Erleben und seiner Seele eines neue, verzauberte Landschaft erschließend, der er sich gleichzeitig rätselhaft und doch wie von Urbeginn an verwandt fühlte.

Geborgen zwischen den Schattenrissen spärlicher Obstbäume in winzigen Gärten, hoben sich die kleinen Fischerhäuser, aus deren einigen Lampenschirmen heraus ins Dunkel fiel, vor dem graublauen Nachthimmel ab. Dahinter breitete sich die mattschimmernde, ruhig bewegte Fläche des Hafens aus. Die beiden späten Wanderer gingen zu einem Haus nahe dem Wasser, vor dessen Tür der Fischerjunge den Koffer niederlegte, wobei er sagte, daß der Schatten, der eben vom Stall sich löste und näherkam, Frau Peleikis wäre. Dann war er verschwunden, ehe der Mann Gelegenheit fand, ihm Dank zu sagen und abzustatten für die freundliche Hilfe beim Koffertragen.

Ein später Gast

Die Frau des Fischers war über die Maßen verwundert, als sie, näherkommend, erfuhr, wer der späte Gast war. Sie wollte nicht begreifen, daß er den weiten Weg zu Fuß gekommen war, da er sich bei der Anfrage wegen seiner Aufnahme als Sommergast als kränkelnd und ruhebedürftig angegeben hatte und deshalb mit dem Krugwirt bereits ein Abkommen getroffen worden war, ihn mit dem Fuhrwerk vom Landesteg abzuholen, sobald seine Ankunft telegrafisch gemeldet worden wäre. Sie nötigte ihn in die Stube, wo der Fischer, erstaunt und wortkarg, ihn ebenfalls begrüßte. Sie ließ ihn sich setzen, rückte die brennende Kerze auf dem groben Holztisch näher zu ihm heran und brachte ihm eilig, als ersten Labetrunk, ein Glas Milch. Ein zweites mit einigen belegten Brotschnitten folgte nach wenigen Augenblicken auf flachem irdenem Teller, worauf sie rasch über die knarrende Treppe im Flur nach oben lief, um in dem für den erwarteten Gast schon seit Tagen bereiten Giebelstübchen die letzten Handgriffe zu tun.

Hans Horstmann indessen aß und trank mit gutem Appetit, während der Fischer wortlos auf der Bank am Fenster saß und seinen alten Schäferhund kraulte, der auf den Namen Flock hörte und den Fremden zunächst böse angeknurrte, sich auf göttliches Zusprechen jedoch schnell beruhigte.

Fortsetzung folgt

Nachdem Horstmann sich oben später entkleidet und gewaschen hatte, streckte er sich wohligh in dem kühlen weißen Bett aus, das wundervoll nach angenehmer Frische duftete. Er lag noch eine Weile wach in dem ruhig kreisenden Dunkel des kleinen Raumes und spürte mit unvermindertem Glück, wie ein gleicherweise belebendes und angenehm müdemachendes Gefühl des Geborgenseins ihn wohltuend überflutete, und war sich bewußt, dies Gefühl auch bei seinen früheren Besuchen in diesem Dorf vor vielen Jahren schon verspürt zu haben. Ihm war, als sei er hier geboren und nur vorübergehend fortgegangen in die Buntheit und Stürme der fernen Welt, die ihn dann auch gepackt und geschüttelt, in Dornen und auf Steine geschleudert und schwer verwundet hatten, um ihn, den hilflos Verlorenen, schließlich hier wieder ans Ufer zu werfen, da das frevelhafte Spiel mit ihm länger nicht mehr lohnte. Er atmete in tiefen, fast schlürfenden Zügen den besonderen Odem dieses ihm heimlich zugetanen Landes und schlief ein, überleert von den Strömen der Nacht und dem milden Leuchten des in zwischen aufgegangenen Mondes, der am östlichen Himmel wie eine große apfelsinenfarbene Kugel zwischen den Zweigen eines Weidenbaumes am Haffstrand hing.

Ein kleiner Rasengarten lag nach dieser Seite hin vor dem Haus, mit einigen winzigen Blumenbeeten, die von weißgekalkten Ziegelsteinen eingefast waren und ein paar bäuerlich bunte Sommerblumen darboten. In der Mitte stand ein Rosenstock, der mehrere vollerblühte dunkle Blüten trug. Zwei alte Kirschbäume legten ein Schattenflecken auf den sonnigen Rasen. Ein sandiger Fahrweg führte am Gärtchen vorbei, und auf der anderen Seite lagen schmale, langgestreckte, kunstlos eingezäunte Grasweiden, auf denen drei blanke Pferde weideten. Unmittelbar dahinter begann der schmale Strand, und dann kam das Haff.

Wie ein polierter Spiegel lag es da, als Hans Horstmann am nächsten Morgen am Fenster seines Stübchens stand und hinaus sah. Uferlos dehnte sich die ungeheure Fläche des Wassers, überschmolzen vom warmen Licht der steigenden Sonne, sprühend bis in verschwimmende Fernen. Keitl-kähne lagen am Ufer, jene seltsamen kurlischen Schiffe, die den Sommergast schon als Jüngling so begeistert hatten. Auf den Spitzen der Maste standen die geschnitzten Holzwimpel regungslos in der leise dunstigen Luft.

Hans Horstmann hatte, ohne zu träumen, vorzüglich geschlafen. Er frühstückte in der winzigen, zum Garten gelegenen Veranda, sorgsam betreut von der mütterlichen Frau Peleikis. Der Fischer war nicht zu Hause. Danach erkundigte sich der Gast nach dem

Namen des Nachbarjungen, der ihn hierher geführt hatte. Die Frau hatte ihn am Abend nicht gesehen, wußte jedoch, weil jener gestern für den Großvater in Rossitten einige Besorgungen zu machen hatte, daß es Martin Schekahn sein müsse. Er sei dreizehn Jahre alt, habe beide Eltern schon sehr früh verloren und lebe im Haushalt der Großeltern, ein aufgewecktes und freundliches Kerlchen, der beste Schüler der Dorfschule. Hans Horstmann bat, ihn gelegentlich zu ihm zu schicken, damit er ihn für seine gestrige Hilfe belohnen könne.

Er machte noch am Vormittag einen ersten Spaziergang durch das Dorf, stand erfreut und verträumt vor dem einzigen noch schornsteinlosen Fischerhaus, das als letztes hier

und niemand gekannt. Doch als die Flamme ihrer Liebe über alles Begreifliche hochgelodert war, wurde sie erstickt durch den Ausbruch des Krieges, dem er als junger Soldat zu dienen hatte. Irgendwann im nächsten Jahr, vielleicht im Frühling oder doch Sommer, war Anna gestorben, als er selber schon monatelang fern in Sibirien in russischer Gefangenschaft war. Und nach Jahren erst, als er todkrank nach Deutschland zurückgekommen war, hatte er von einem jener Jungen der ersten Nehrungsfahrten gehört, daß Anna — „du kannst dich doch sicher auch noch an sie erinnern?“ — nicht mehr gewesen war, als sie selbst, Schüler noch alle, in jenem Krieg wieder einmal zur Kurlischen Nehrung gezogen waren.



die besondere Eigenart dieses Landes von altersher noch immer bewahrte. Doch nicht daher kam seine Verträumtheit, ja Bewegtheit, sondern davon, daß in diesem Haus einmal das Mädchen Anna gelebt hatte, das er schon in jenem ersten Jahr, als er mit seinen Jungen die Nehrung durchwanderte, liebgewonnen hatte, weit mehr, als er ahnte, was ihm richtig bewußt geworden war, nachdem er schon wieder zu Hause saß.

Noch zwei Jahre danach war er mit seiner Gruppe zurückgefahren zu diesem verzaubernden Land und zu Anna, wie er sich selbst fröhlich bestätigte; doch seine Gefährten hatten nichts davon geahnt. Und dann war er endlich einmal allein gekommen, weil die Kameraden auch andere Landschaften kennenlernen wollten und nach Böhmen gefahren waren. Am Wäldchen hinter dem Dorf hatte er wie zuvor sein Zelt aufgeschlagen und vier unvergeßliche Wochen dort gelebt, oft zusammen mit dem scheuen, geliebten Mädchen, das zu ihm hinauskam und mit ihm durch die einsame Welt der Dünen streifte, am Haff saß oder am sonnen-durchglühten Meeresstrand. Nur selten war er ins Dorf gegangen, um Lebensmittel zu kaufen, weil er Anna nicht ins Gerede bringen wollte; kaum jemand hatte ihn gesehen

Gedankenverloren ging der einsame Sommergast weiter. Am Haffstrand waren nur wenige jüngere Knaben und Mädchen, die eben gebadet hatten und nun, nackt und indianerbraun, glänzend von Wasser und es wie Silber versprühend beim Laufen und Springen um sich verloren. Sie warfen sich in den sauberen, sonnedurchwärmten Sand, um sich, meist bäuchlings liegend, trocken zu lassen. Hans Horstmann ging an ihnen vorüber, die ihm leise kichernd nachschauten, sah am Waldrand, der im Norden das Dorf begrenzte, die kleine Schule liegen und dachte daran, daß Martin Schekahn, sein kleiner Freund vom Abend zuvor, dort jetzt vielleicht gerade eine seiner verständigen Antworten gebe — Martin Schekahn, ja, auch das Mädchen Anna hieß, wie der Junge, Schekahn, der Name war nicht selten in dieser Landschaft.

Hinter der Biegung unterhalb des auf versandender Höhe liegenden armseligen Friedhofs, dessen dürtiger windschleifer Zaun ihn hoffnungslos und erbarmungswürdig umklammerte, konnte Hans Horstmann in der Ferne die im gleißenden Lichtstrom des Tages weißflamende Düne sehen, die scheinbar ohne Verbindung zum Land unvermutet wie eine Insel der dunklen Bläue des Haffs ent-

sprang und von der Höhe des Himmels sanft und geheimnisvoll hochgehoben wurde. Er war befriedigt, mehr, war beglückt, daß dieser Anblick, den viele Träume vergangener Jahre ihm eindringlich immer wieder vor vielen anderen geschenkt hatten, jetzt hier, in lebendig erstandener Wirklichkeit, ihn nicht enttäuschte, sondern von der gleichen berausenden Großartigkeit war, die sich einmal ihm eingeprägt hatte.

Er stand eine Weile versunken, und die Vergangenheit zog in verwirrenden Bildern an ihm vorüber. Er verlor sich an sie, stärker als am Nachmittag vorher auf seiner einsamen Wanderung über die menschenverlorene Nehrungsstraße. Er sah sich mit seinen jungen Kameraden beim Zeltbau an dieser Stelle, im Windschutz des Wäldchens. Der Wimpel flatterte leicht am Speer, und abends brannten die hellen Feuer ihres romantischen Lebensgefühls... Baden und Ballspiel, Schwimmen und Faulenzen, Erdbeeren suchen und Elche beschleichen, meistens vergeblich, Fahrten mit den Wikingerkähnen der Fischer über das spiegelglatte ebene Haff hinüber zum Festland, zur Heuernte, und Rückfahrt auf der hochgeladenen, köstlich duftenden Fracht, eine Flotte des Friedens...

Erste Liebe

Da war das Mädchen Anna ihm zum erstenmal bewußt geworden. Sie hatte blaßblaue Augen und Sommersprossen auf dem und rund um das niedliche Näschen. Er selbst war noch ganz ein Junge gewesen, nicht nur in seiner Kleidung, den kurzen Hosen, dem farbigen Hemd, der Tracht seiner wanderseligen Jugend, sondern ein Knabe in seinem Herzen, der unbewußt seine erste keusche Liebe erlebt hatte...

Anna — wie lange schon schlief sie nun oben auf diesem winzigen Friedhof, der armselig und erbarmungswürdig auf der versandenden Höhe lag, den Winden der Jahreszeiten rettungslos preisgegeben...

Seine Versunkenheit löste sich, er erwachte und strich mit der Hand über die Stirn. Nein, er wollte ihr Grab noch nicht suchen; er hatte Furcht, es könnte seit langem spurlos verweht oder doch ohne Kennzeichnung sein, weil so viele Jahre vergangen waren. Er wandte sich langsam und ging am Strand zurück, an badenden Kindern vorbei, und grüßte freundlich einige an den Kähnen beschäftigte Fischer und Frauen, die bei ihnen beschäftigte Netze flichteten. Er sah die südlich nahe dem Dorf gelagerte Wanderdüne unmittelbar am Haff mit gewaltiger Steigung sich aufwölben, im zurückgeworfenen Licht des wachsenden Tages blendend, daß er die Augen schließen mußte.

Fortsetzung folgt

Zufrieden auch mit diesem Bild, das sich mit neuer heller Heftigkeit ihm einprägte kehrte er zu seinen Wirtsleuten zurück. Eine Stunde noch, bis zum Mittagessen, saß er in einem ihm fürsorglich hingestellten Liegestuhl zwischen den beiden schattenden Kirschbäumen, lehnte sich behaglich zurück, hielt die Augen geschlossen und spürte die Wärme des sanften Windes, der lautlos über seine auf den Lehnen ruhenden Hände und Unterarme glitt. Er hörte das Summen der Bienen vom Rosenstock her und das ferne Bellen eines Hundes — Flock lag schlafend neben der offenstehenden Haustür — und verlor sich in den südlich verzauberten Mittag hinein. Manchmal rasselte eine Kette bei den Kähnen unten am Haff. Stimmen wurden laut und verliefen wieder: der Ruf eines Fischers, die Antwort einer Frau, das Lachen von Kindern. Aber alles sank verklingend wieder zurück in die große wundervolle Stille dieser eigenartigen Landschaft.

Sein letztes Jahr

Horstmann wußte, daß er sehr krank war, daß dies wahrscheinlich sein letztes Jahr war; der Arzt hatte es ihm offen gesagt. Er hatte sich damit abgefunden und doch im Herzen einen Funken Hoffnung bewahrt, wieder gesund werden zu können. In den vergangenen Monaten war sein Wille zum Leben nicht eben sehr groß gewesen; es war nicht seine Art, allen Gewalten zum Trotz sich mit Empörung und Widerstandsgelbst zu behaupten und durchsetzen zu wollen. Er glaubte vielmehr, daß im geordneten Ablauf des Seins alles vorbestimmt im unabänderlich Ganzen sinngemäß eingefügt sei und in diesem Rahmen dem einzelnen demgemäß nur geringe Bewegungsmöglichkeit eingeräumt sei. So hatte er wohl den Wunsch, aller Enttäuschungen, aller Fehlschläge seines Lebens ungeachtet, von sich aus noch einmal den Anfang zu Neuem zu wagen, doch strengte er sich nicht an, es zu suchen, ließ es mehr auf sich zukommen, denn die ursprünglich bejahende Kraft seines Wesens war durch schwere Kriegsverwundung, Gefangenschaft, Krankheit wie mit unerbittlichen Hammerschlägen des Schicksals zertrümmert und müde geworden. Er war hierhergekommen, gegen den Willen seines Arztes, um Abschied zu nehmen vom Leben oder neuen Grund unter den Füßen zu finden. Er dachte so wenig wie möglich über sich nach und träumte lieber.

Als er am frühen Nachmittag am Fenster seines Stübchens stand und hinauschaute, sah er Martin Schekahn, den Jungen, unten vorübergehen. Er rief ihm zu, worauf der Knabe sich langsam umdrehte, lächelte und

ein wenig verlegen grüßte. Horstmann bat ihn zu sich nach oben, worauf jener erst etwas zu zögern schien, dann sich jedoch bewegte und auf das Haus zukam. Eine Minute später klopfte er schüchtern an die Tür, öffnete sie trotz des „Herein!“ jedoch nicht, so daß dies der Mann tat und jenen zu sich in das Stübchen zog. Befangen wie bei dem Zusammentreffen gestern am Spätnachmittag stand der Junge mit hängenden Armen da. Hans Horstmann entschuldigte sich, daß er nicht gleich am Abend vorher, beim Abschied sich für die Hilfe beim Koffertragen bedankt habe und reichte ein Geldstück hin. Doch scheuer antwortete Martin, daß er den leichten Koffer doch nur ein kleines Stück des Weges getragen und dafür nichts zu bekommen habe. Auf freundliches Zureden hin schüttelte er abwehrend den Kopf und versteckte beide Hände hinter seinem Rücken. Hastig verabschiedete er

holten Male seine „Geschichte eines Knaben“, die ihn bei jedem neuen Lesen von Neuem ergriff. In Gedanken an diese Erzählung träumte er eine Weile vor sich hin, streckte sich aus und schlief ganz gegen seine Absicht allmählich ein. Als er gestärkt und sehr munter erwachte, mußte er über sich selber lachen, strich, wie entschuldigend, daß er ihn nicht gelesen, ja nicht einmal aufgeschlagen und darin geblättert habe, über den Gedichtband von Agnes Miegel, stand auf, nahm Decke und Bücher, ging zum Haff hinunter und an seinem Ufer entlang zurück zum Dorf.

Fischerjungen badeten jauchzend in dem weit hinaus flachen Wasser, warfen sich schreiend hinein und schossen steil empor, daß ihre nackten Leiber von Sonne und Tropfen glänzten und sprühten. Erst nach geraumer Zeit kamen sie laufend zum Strand zurück, wo eine warme Mulde sie schüt-



Heinrich Eichen

Das verzauberte Land

Eine Erzählung
von der
Kurischen
Nehrung

sich, verschwand durch die Tür und tappte auf nackten Füßen eilig die Treppe hinab. Er mußte nach der anderen Seite des Hauses gelaufen sein, denn Hans Horstmann sah ihn nicht mehr.

Er war enttäuscht und ein wenig verstimmt, weil ihm der Junge gefiel und er ihn während der Zeit seines Aufenthalts hier gern hin und wieder in seiner Nähe gehabt hätte, da er nicht das Bedürfnis verspürte, sich irgendwelchen Erwachsenen anzuschließen, falls solche Sommergäste im Dorf weilen sollten. Er war, wie er sich eingestand, ein bißchen enttäuscht, nahm ein paar Minuten später eine Decke und zwei seiner mitgebrachten Bücher unter den Arm, ging hinab und wanderte an der Schule vorbei zu dem nahegelegenen Wäldchen. Er breitete die Decke an einer schattigen Stelle auf den Boden und setzte sich darauf, wobel er sich an den Stamm einer Kiefer lehnte. Er blätterte zuerst in dem Novellenband des ostpreußischen Dichters Ernst Wiechert, den er vor anderen liebte, und las zum wieder-

zend aufnahm. Einer von ihnen hemmte plötzlich den Lauf, rannte zurück und warf sich noch einmal still in die wartende Flut, winkte nur abwehrend mit einer Hand, als die Kameraden ihn riefen, und schwamm davon. War es vielleicht Martin gewesen, der den näherkommenden Sommergast erkannt hatte und ihn nicht treffen wollte?

Hans Horstmann sah ihn auch in den folgenden Tagen nur selten und dann auch nur von ferne, trotz der nahegelegenen Wohnung, und verbot sich daher, an ihn zu denken. Er badete täglich vor im Haff, meistens ein Stück südlich des Dorfes, am Fuße der Wanderdünen. Ein schmaler, buschbestandener Streifen Grün verbarg ihn hier in einer sichelförmigen Mulde, windgeschützt, sommerlich heiß durchglüht von der unverhüllt brennenden Sonne, die von den steil ansteigenden Hängen des Sandes, auf den ihre Strahlen wie feurige Speere fast senkrecht stießen, lodern zurückgeworfen wurden. Hier lag er dann nach dem Baden regungslos eine Weile in dem duftenden

Kraut, sah ein paar Schmetterlinge vorüber gaukeln und lauschte dem silbernen Trillern der Heidlerchen hoch zu seinen Häupten, das merkwürdig leuchtend über dem großen Schweigen der Einsamkeit stand.

Weißer Wolkenberge türmten sich in das schimmernde Blau, verwandelten sich unter unsichtbaren, geheimnisvoll formenden Händen wieder und wieder, segelten langsam wie Schiffe der Sehnsucht nach Unbekanntem, über den Himmel und versanken fern über dem flimmernden Kamm der Dünen irgendwo in die Tiefe. Oder es waren hauchzarte Schleier feinsten Gewölks wie mit zärtlichen Pinselstrichen über die Seide des Sommers geweht, und sie waren kein Abschluß, wie auch die riesigen Wolkengebirge kein Abschluß waren unter dem runden Gewölbe eines stählernen Himmels. Niemals zuvor hatte Hans Horstmann, jetzt aufs Tiefste verwundert, so selbstverständlich entdeckt, daß über all diesem schwebenden Weißen ein unbegreiflicher Raum sich unendlich entfernte, so übergewaltig, daß ihn ein Schwindel ergriff und er die Augen vor dem Ungeheuren verschließen mußte.

Spielende Wellen

Er blieb dann nur noch minutenlang liegen, bis dieser Anfall vorüber war. Leichtfüßig sprang er auf und kletterte zuweilen die glühenden Hänge hinauf, wo ihm der Sand fast die Füße verbrannte, wanderte oben, einsam und nackt, ein wenig umher, sah den Metallschild des Haffs sich funkelnd, mit blitzenden Plättchen beschlagen, grenzenlos bis zum Horizont aus der Tiefe erheben, mit winzigen Kurenkähnen wie mit scherenschnittschwarzen Spielzeugschiffen besetzt, sah, sich wendend, die dunklere Weite der See sich gleichfalls unendlich breiten und Rauchwölkchen fern über gehnnten Dampfern verschweben — und stieg wieder hinab, um sich anzukleiden.

Die Weite der See

Stundenlang lag er hinter Schule und Forsthaus auf einer Decke oder im Gärtchen auf seinem Liegestuhl. Seltener machte er kleine Spaziergänge hinüber zur See, badete dann auch in ihr, die kühler war als das Haff und donnernd sich überschlagend, schäumgekrönt und gischtspritzend über den Strand auf ihn zu stürmte. Er sammelte winzige Splitter von spielenden Wellen abgesetzten Bernsteins, und das Rauschen der Wogen erfüllte sein Ohr, seine Seele, überschwemmte ihn ganz und gar, durchströmte ihn, ruhig beglückend, bis in den traumlosen Schlaf der mondlichtverzauberten Nächte.

Fortsetzung folgt

4. Fortsetzung

Er sah den in der Frühe vom Fang heimkehrenden Fischern zu, die ihre Boote mühsam an Winden arbeitend, langsam den Sand hinauf aus dem Wasser zogen, wonach sie mit Frauen und Kindern sich emsig an die Bearbeitung des Fanges machten. Er hielt sich abseits von den inzwischen eingetroffenen wenigen Badegästen, die gleichfalls bescheiden und anspruchslos nur für sich und ihre Familien lebten, aß reichlich und gut, weil es ihm schmeckte, und hielt sich stets länger am nähergelegenen Hafufer auf. Immer wieder entzückten ihn die absegelnden oder sich nahenden Keitelkähne mit den prall im Wind stehenden braunen Segeln über dem hochgezogenen Bug, oder die an Ankern festliegenden, bei denen die Segel gereift, dafür jedoch riesige Netze gespannt hochgezogen waren, durch deren Gattler er gern nach anderen Booten oder den fernen Dünen schaute. Dieser Durchblick erschien ihm eigenartig und malerisch, und er bedauerte, zeichnerisch total unbegabt zu sein. Dafür sah er gern einigen richtigen Malern zu, die hier und da vor niedrigen Staffeleien saßen und mit flinken Händen in fließenden Wasserfarben auf verschiedenen großen Kartons bannten, was ihre trunkenen Augen in dieser verzauberten Landschaft entdeckten.

Allen, die von fern aus großen Städten in diese Einsamkeit kamen, erschien das Land romantisch, obwohl die Fischer und ihre Familien das sicher durchaus nicht genauso empfanden. Dieses Land war verzaubert — Hans Horstmann wußte es aus den früheren Jahren — verzaubert und daher romantisch, wie es sein Leben als Knabe und Jüngling gewesen war. Und nun, als Mann, packte ihn wieder das gleiche Gefühl, und er gab sich ihm hin, nachsichtig lächelnd und sich im Innern selbst ein wenig verspottend, gab sich gern diesem verwunschenen Zauber hin. Unwirklich, alles Leben war unwirklich, alles Leben war Traum, wenn man die harte Klammer des Muß davon abstreifte und sie vergessen konnte, das: du mußt aufstehen!, du mußt arbeiten!, du mußt essen!, du mußt schlafengehen! Alles dies nur am Rande erlebt, nur im Unterbewußtsein verborgen, dann blieb das Wesentliche: das einfache Menschsein, wie das Blumensein, Tiersein, das Ruhen in Gott!

Alles war Freude, das Alltägliche und stets Gewohnte, das Bellen eines Hundes, das Wiehern und der Galopp eines Pferdes, das Muhen der Kühe, die morgens, aus allen Ställen tretend, sich auf der Dorfstraße sammelten und gemeinsam zur Palwe getrieben wurden, den nördlich des Dorfes gelegenen einzigen Wiesen am Haff, unter den ragenden Dünen, wo sie, von Hütejungen bewacht, tagsüber weideten und bei dieser brennenden Sommerhitze oft stundenlang bis fast zu den Leibern regungslos

im flachen Wasser standen. Unter Peitschenknall wurden sie abends zurück zum Dorf gebracht und trotteten ruhig und sehr geduldig jede in die geöffnete Tür des richtigen Stalles.

Alles war Freude, die langsam entblättern den Rosen im Gärtchen vorm Haus, die wie Lanzen stehenden Schäfte der Sonnenblumen mit dem strahlenden Kranz ihrer kopfgroßen Blütenblätter, die hoch über den niedrigen Gartenzaun blickten, das leise Wiegen der altersschwachen Kronen der beiden Kirschbäume unweit der Veranda, das Wehen einer Gardine aus einem geöffneten Fenster, das Krabbeln eines Kleinkindes über die Türschwelle, das weißbunte Kopfputz einer Fischerfrau, der schwere, unsicher tappende Gang eines Greises. Jungen und Mädchen badeten täglich im Haff, in selbstverständlicher Nacktheit; ihre schlanken, geschmeidigen Körper waren vom weiß-

bleiben zu dürfen, um in dem verwunschenen Dorf sein verwünschtes Leben zu träumen. Später...

Als er an einem Abend in der Dämmerung auf dem Bord eines Kahnes am Haff saß und über die leicht sich kräuselnde Fläche des Wassers schaute, hörte er das eilige Tappen nackter Fußsohlen näherkommen. Unbewußt wandte er den Kopf danach, sah einen Jungen sich nähern und war überrascht, daß es Martin Schekahn war, der, als wären sie alte Bekannte und gute Freunde, ohne Scheu und als hätte er ihn gesucht und ihm Wichtiges mitzuteilen, zu ihm trat und in freudig begrüßte. Atemlos erzählte er, daß er am Spätnachmittag Elche aufgestöbert hätte, gar nicht weit vom Dorf, nachdem er ziemlich eine Woche fast täglich suchend umhergestreift war, um einige aufzutreiben und dem Herrn zeigen zu können. Sie wären in den Erlenbusch neben der Palwe getreten,



Heinrich Eichen

Das verzauberte Land

Eine Erzählung
von der
Kurlischen
Nehrung

blonden Kopfhair bis zu den Zehen hinab gleichmäßig bronzefarben. Badebekleidung kannten sie nur bei den Sommergästen am Meer und mußten darüber lachen.

Alles war Freude: Der einsame Flug eines Reihers hoch oben im Blauen, das Klopfen des Spechtes im Wald und der Pilzduft am Boden. Pünktlich auf die Minute trafen sich täglich die schneeweißen Dampfer aus nördlicher und südlicher Richtung auf der Höhe des Nachmittags und des Dorfes, in weiter Ferne vom Ufer, glitten auf dem blauen Wasser des Haffes, sich darin spiegelnd, lautlos vorüber und verschwanden hinter den Biegungen des buchtumschließenden Landes, seltsame Grüße aus sternweit abseitsliegender, lange verlassener und fast schon vergessener Welt.

Hans Horstmann ruhte sehr viel, fühlte sich wohl, schlief vorzüglich und beruhigte damit sein Wissen, daß gerade dieses Land hier nicht eben geeignet wäre, seiner Krankheit mit Heilkraft entgegenzutreten. Eine Woche war langsam vergangen, und er war glücklich, daß er die Mittel besaß, noch lange Zeit, vielleicht ein Vierteljahr, hier-

würden wahrscheinlich dort übernachten und könnten morgen früh gut beobachtet werden, wenn der Besucher dazu Lust verspüre. Die Entfernung betrage höchstens vier Kilometer und er, Martin, wäre zur Führung gern bereit, weil sie inzwischen ja Ferien bekommen hätten.

Hans Horstmann war überrascht, ja über-rumpelt und zu seiner eigenen Verwunderung viel erfreuter, als solch geringfügiger Anlaß verständlich sein ließ. Er sagte, sofort entflammt, ohne weiteres zu und ging mit dem Knaben, der aufgeschlossen und fröhlich war und sich sehr zu freuen schien, plaudernd langsam zum Haus zurück. Dort saßen sie bei sinkender Dunkelheit noch eine Weile in der kleinen Veranda und sprachen über dies und jenes, was den kleinen Fischerjungen wie den Feriengast gleichermaßen interessierte, bis die Sommer-nacht, groß und atmend, über dem Dorf lag und Martin vom nahen großelterlichen Grundstück her besorgt gerufen wurde.

Gegen sechs Uhr am anderen Morgen wurde Hans Horstmann von seinem kleinen Freund abgeholt. Frau Peleikis hatte Ver-

pflegung für den vormittag eingepackt und bat ihren Feriengast, sich ja nicht zu überanstrengen, sondern doch nur recht vorsichtig zu sein. Dem Jungen schärfte sie ein, das schützend zu überwachen. Dann gingen sie los, quer durch den jungen Birkenwald zur Nehrungsstraße, die sie in nördlicher Richtung, jeder auf einer Seite des Weges und seinen Raum zwischen sich, entlang zogen. Das Riesenmassiv der Dünen begleitete sie in einiger Entfernung zur Rechten. Nach einer ziemlich langen Weile bogen sie nach dieser Seite hin ab auf die Palwe, die sich hier, sumpfig und reich an Erlenbeständen und Birkenschonungen erstreckte. Der schwache Wind stand günstig von Nordosten her. Sie kamen nur langsam vorwärts und durchstreiften das Gelände vorsichtig nach verschiedenen Richtungen, oft tief gebückt und Hindernisse hängender Zweige, versteckter Wurzelstümpfe und ihre Beine fesselnde Rankenschlingen mühsam bekämpfend. Kaum sprachen, vielmehr flüsterten sie hin und wieder ein Wort.

Hans Horstmann mußte mehrmals stehenbleiben und mit auf die Brust gepreßten Händen zu atmen versuchen. Sein Rücken schmerzte heftig. Schweiß brach ihm aus allen Poren, denn die Morgensonne brannte schon heiß, und Mücken stachen und quälten fast unerträglich. Sie waren wohl etwa sechs Kilometer vom Dorf entfernt, als der Junge den Sommergast plötzlich so heftig am Arm riß, daß sie, auf unsicherem Boden, beinahe beide gestürzt wären. In stummem Entzücken deutete er nach einem, knapp einen Steinwurf weit entfernten Erlengestrüpp, wo Hans Horstmann zunächst nichts Besonderes sah, bis er den riesigen Kopf eines Elches entdeckte, der zwischen dem unablässig schwingend belebten Laub unbeweglich wie ein Denkmal stand und herüberlugte. Dann verschwand er, doch fast im gleichen Augenblick öffnete sich das Gestrüpp wie ein Tor, durch das, gemessen und würdevoll, ein Elch trat, groß und seltsam wie ein Tier vergangener Urwelt. Mehrere Minuten, in denen die beiden Beobachter den Schlag ihrer Herzen laut und regelmäßig klopfen hörten, stand das gewaltige Tier regungslos, mit witternd erhobenen Nüstern, dann trabte es, gelassen und sorglos, mit schweren Schritten vorwärts. Zwei kleinere Elchbullen folgten ihm, danach vier Elchkühe, denen zur Seite drei Jungtiere liefen, während den Abschluß wieder ein größerer Elch machte. Sie kamen, langsam schaukelnd, über die Lichtung näher und näher, blieben etwa zehn Meter vor den beiden Menschen stehen, die, atemlos kniend, unbeweglich verharrten, sahen sie, wie gebannt, minutenlang an und trabten dann, gelassen und ohne Furcht, dicht neben ihnen vorüber. Die ahnungslosen Jungtiere blieben spielend zurück, doch trieb sie der letzte Elch hinter den anderen her.

Fortsetzung folgt

614

Hier und dort stehen bleibend, geruhsam äsend, zog das Rudel langsam dahin! Erst als Hans Horstmann und Martin ihnen langsam folgten, setzte es sich in rascheren Trab, wiegte einen mit Jungkiefern bestandenen Hang hinauf, umkreiste die Höhe, nun wieder gemächlichen Schritts, und versank hinter ihrem oberen Rand nach dem Dünenort zu, einer muldenähnlichen Senkung, dahinter das Haff, gleißend im strömenden Sonnenlicht, blendend herüber funkelte.

Die beiden Gefährten blieben noch eine Weile auf dem harten Dünengras liegen, starrten hinauf in das seidige Blau des wolkenlos flammenden Himmels, schlossen die Augen, fühlten die Sonne wie schimmernden Purpur warm auf den geschlossenen Lidern liegen und schwiegen, beide erfüllt von dem Bild der eben erlebten märchenhaft wunderlichen Erscheinung, die dem Mann schon jetzt mehr wie ein Traum denn als wirkliches Erlebnis erschien. Er hob den Kopf, öffnete die Augen und schaute versonnen in das wie schlafend verschlossene Antlitz des Knaben hinein. Eine seltsame Bewegung ergriff ihn, ein unerklärliches Glücksgefühl darüber, daß er ihn neben sich liegen sah, daß ein Ausstrecken des Arms, ein Öffnen der Hand ausreichen würde, um das sandhelle Haar berühren und zärtlich streicheln zu dürfen.

Was zog ihn zu diesem Knaben, was hatte ihn ihm vertraut gemacht, schon vom ersten Augenblick an, ihn, der sich seit Jahren nur schwer an andere angeschlossen hatte, der vor allem seit Ende seiner Wander- und Fahrzeit nie mehr ein Verlangen nach Gemeinschaft mit Jüngeren gespürt hatte?

Plötzlich jetzt fühlte er sich um endlose Jahre zurückverwandelt, sah sich selber als Dreizehnjährigen so auf dem Rücken liegen, ein Bein leicht angezogen, wie der Hirtenjunge auf Lenbachs Gemälde, von dem ein farbiger Abdruck über dem Bett seines Jungzimmers gehangen hatte. So hatte auch er oft und gern gelegen, auf den Wiesen und Feldern der Heimat, in fremden Tälern und auf fernen Höhen, während der unzähligen Wanderungen seiner Jugend, sicher auch schon hier auf der Nehrung, vielleicht sogar einmal nicht weit von dieser Stelle. Man hatte ihn früher oft wegen der Ähnlichkeit seiner Lage mit der jenes Hirtenknaben geneckt und ihm zum Beweis der Richtigkeit solcher Behauptung einmal heimlich sogar so fotografiert. Er entsann sich dieses Bildes genau: Die Übereinstimmung mit dem Gemälde, auch in der Armhaltung war auffallend gewesen, sie war es auch jetzt hier bei dem liegenden Jungen, eher war sie noch größer, da Martins lässlich schlichte Bekleidung jenem Gemälde noch mehr entsprach als dies selnerzeit bei dem städtischen Jungen Hans Horstmann, mel-

stens in kurzer Fahrtenhose und weit geöffnetem Hemd, gewesen war.

Als spürte der Fischerjunge, daß die Gedanken seines Begleiters ihn ständig umkreisten, öffnete er langsam die hellen Augen und sah ihn mit stillem, wie verstehendem Lächeln lange und schweigend an. Sie gingen, nachdem sie sich an ihrem Mundvorrat gestärkt hatten, nachher am Haffstrand gemächlich zurück, immer noch schweigend und tief atmend unter der köstlichen Hitze des Tages. Einmal schob sich die schmale, doch feste Hand des Jungen in die größere und die seine umschließende des Mannes. „Bleiben Sie lange hier im Dorf?“ fragte er und sah mit schillernden Augen zu ihm auf.

„Möchtest du das?“ fragte der Ältere dagegen.

„Sie müssen immer hier bleiben!“ erhielt er zur Antwort.



Heinrich Eichen

Das verzauberte Land

Eine Erzählung
von der
Kurischen
Nehrung

Steil grub sich eine trotzige Falte in das Gesicht des Knaben. Seine Lippen warfen sich auf. Er preßte die Hand des großen Freundes aus einer ihm fremden Welt stärker und atmete hörbar.

„Ja, ich müßte...“, sagte Hans Horstmann, und diese drei Wörter schwebten in den gläsernen Wellen der Hitze, als wären sie sichtbar.

Martin löste seine Hand aus der anderen, die sie gern länger gehalten hätte, stieß einen schmetternden Freudenruf aus, lief zum Wasser hin, das seine Füße lockend umspülte und ging im Tropfensprühenden weiter. Sie kamen an der Viehweide vorüber, auf der die Kühe wiederkäuend im Schattenlosen lagen oder Kühle suchend bis fast zu den Leibern im bläulichen, weit hinaus flachen Wasser des Haffes standen, regungslos wie indische Götzenbilder. Der weiße Spitz blinzelte nur knapp mit den schläfrigen Augen und schloß sie gleich wieder. Seine Rute klopfte zwei-, dreimal den Boden. Die beiden Hütejungen, Martins Schulkameraden, lagen genauso verschlafen im kärglichen Schatten eines niedrigen Strauches.

Unter dem auf allmählich versandender Höhe liegenden ärmlichen Friedhof blieb der Knabe, der einige Schritte vorausgelaufen war, stehen und wandte sich um. „Ich möchte Ihnen das Grab meiner Mutter zeigen“, sagte er, „haben Sie noch etwas Zeit?“

„Gern.“

Sie stiegen über den unter ihren Füßen fortrieselnden Sand hinauf, gingen an dem dürrtigen Zaun aus ungehobelten Latten entlang und traten durch das halboffenstehende schmucklose Tor. Kein Baum und kein Strauch, nur ein paar ragende Sonnenblumen, denen auch dieser nahrungslose Boden genügen mußte, wie vergessene Wächter an einem aufgegebenen Ort. Meist hatte der ewige, wenn auch häufig kaum spürbare Wind die Grenze verweht zwischen Grab und Weg. Geschnitzte Holzkreuze standen auf vielen Gräbern, farblich bemalt, Namen und Daten von unbeholfener Hand unregelmäßig eingeschnitzt.

Einige Kreuze waren von kleinen Dächern überbaut.

Hans Horstmann spürte eine beklemmende Erregung in sich aufsteigen. Suchend überflog er die Reihen: Irgendwo mußte hier Anna Schekahn schlafen, Anna... Heiß und lebendig wuchs die Vergangenheit in ihm auf. Er hätte ihr Grab doch lieber allein aufsuchen sollen, statt daß er es jetzt im Vorübergehen wie irgendein anderes gleichgültig sehen würde. Martin bog nach links ein zu dem älteren Teil. Ganz am Ende, in der zweiten Reihe neben dem hier an den Friedhof grenzenden Kiefernwald lag ein Sandgrab, das erst vor kurzem neu aufgeschauelt sein mußte. Seine Decke lag flach und eben, ein großer dickgedrehter, im mortellenkranz leuchtete wie ein Abglanz der Sonne auf ihrer Mitte. Sauber geschnitzt stand der Name Anna Schekahn und darunter Geburts- und Sterbetag — neunzehn Jahre war sie alt geworden.

Hans Horstmann fühlte, wie seine Augen sich verschleierten. Er ahnte mehr, als er sah, daß Martin daran vorüber ging. Eine verstörte Unruhe, die ihm das Blut zum

herzen trieb und im schwachen Meeresgriff, überflutete ihn und verschwand.

Der Junge war nicht vorübergegangen zu einem anderen Grab, sondern nur an seiner Seite entlang bis zum Kopfende, stand, beugte sich ein wenig und fuhr mit einer Hand streichelnd über den geschnitzten Namen. „Hier liegt meine Mutter“, sagte er leise, ohne den Blick zu heben.

Hans Horstmann hatte das Gefühl, einen unerwarteten Schlag auf das Herz bekommen zu haben, was ihn taumeln ließ. Er sah Haff, Düne und Wald in langsam gleichmäßigen Kreisen sich um ihn drehen; und grell aufleuchtende Flammen schossen wie Blitze aus der Sonne herab. Wasser und Sand bäumten sich auf, stiegen in Wogen zu ihm empor, zu den Hüften, dem Leib, Hals und Gesicht — jetzt mußten sie über ihn stürzen und ihn begraben! Rote Finsternis sank auf ihn nieder.

Dann wurde es wieder hell, und das Kreisen kam zur Ruhe. Nur Sekunden konnten vergangen sein, denn Martin richtete sich jetzt eben erst wieder auf, sah den Sommergast an, und seine Augen weiteten sich erstaunt. Ein Glanz, der sogar dem Knaben auffiel, breitete sich über Hans Horstmanns Gesicht, der eine Bewegung nach vorn gemacht hatte und beide Arme ausbreitete, als wolle er Martin umarmen. Doch dann hob er sie nur empor, fuhr sich mit beiden Händen über das Haar und ließ sie wieder sinken. Sein Gesicht verdüsterte sich. Er grübelte verbissen vor sich hin. Tief gruben sich Falten in seine Stirn. Er atmete schwer. Seine Zunge war wie gelähmt und seine Stimme heiser, als er langsam, Wort für Wort, fragte: „Anna — Schekahn — war — deine — Mutter?“

Martin, dessen Augen bei der unwillkürlichen Bewegung Hans Horstmanns, die aussah, als wolle er hin in die Arme schließen, aufgeleuchtet hatten, war durch die Verwandlung, die mit dem andern unversehrt vorging, verschüchtert, und fast ängstlich klang seine sehr leise Antwort: „Ja.“

„Wer war dein Vater?“ fragte die fremde Stimme jetzt fester und, wie ihm schien, beinahe drohend.

Der Junge wandte sein Gesicht, verlegen und blutübergossen, zur Seite, machte einen Schritt, als wolle er fortlaufen, besann sich jedoch, sah den Fragenden forschend an und sagte, während das brennende Rot langsam sein Antlitz verließ, lauter und freier: „Wohin er beabsichtigt hatte, war nicht von hier, von der Nehrung. Wie er heißt, weiß ich nicht, und keiner weiß es — meine Mutter hat es niemand erzählt. Aber Großvater und Großmutter sagen, ich darf immer glauben, daß er ein guter Mensch gewesen ist, weil meine Mutter ihn so sehr liebgehabt hat. Er ist aus dem Weltkrieg nicht zurückgekommen.“

Fortsetzung folgt

Irina 10/11

Hans Horstmann spürte, wie es würgend in seiner Kehle aufstieg. Er schluckte. „Die Sonne blendet so“, brummte er und fuhr sich mit den Fingern der rechten Hand über die schmerzenden Augen. Es bräuste und rauschte in seinem Gehirn, doch die Verfinsterung war von ihm gewichen, seine Züge waren gelöst, und seine Stimme klang weich, fast zärtlich, als er sagte: „Es ist sehr schön, Martin, wie du von deinen Eltern sprichst. Später mußt du mir mehr erzählen. Wir beide aber wollen gute Freunde sein!“

Er gab ihm die Hand, und Martin ergriff sie glücklich und ließ sie, ein großer Junge doch schon, nicht mehr los, bis beide sich langsam dem Dorf näherten, ohne auch nur ein Wort miteinander gesprochen zu haben.

Frau Pelekis, die den Sommergast längst zurück erwartet hatte, fand, daß er sich doch wohl zuviel zugemutet hätte, denn er sah erschreckend müde und abgespant aus. Er aß auch nichts zu Mittag, schien mit seinen Gedanken in weiter Ferne zu sein und legte sich still in den Liegestuhl, der im Garten stand. Er rührte sich kaum, aber er schlief nicht; seine Augen standen weit geöffnet unentwegt in die helle Unermeßlichkeit der Höhe gerichtet.

Ein unvergeßlicher Sommer

Wie war das gewesen? Ein unvergeßlicher Sommer, jener, in dem der große Krieg begann, von dem keiner in den wunschlos verzauberten Wochen auch nur im geringsten geahnt hatte. Er selbst, einundzwanzig Jahre alt, zum vierten oder fünften Mal auf diesem verwunschenen Land zwischen Hafl und Meer, allein, ohne die Kameraden früherer Jahre. Aber alle Tage, vom Morgen bis in den goldsprühenden Abend hinein mit dem Mädchen Anna zusammen, das er nun schon ein paar Jahre kannte und das er immer sehr gern gehabt hatte.

Gab es überhaupt auch noch andere Mädchen im Dorf? Hätte man ihn darüber befragt, wäre er sicher verlegen gewesen und würde zögernd geantwortet haben, er glaube nicht, denn niemals hatte er eins bemerkt, obwohl sein Verstand ihm durchaus sagte, daß Anna Schekahn, das einzige natürlich unmöglich gewesen sein könnte. In jenem Sommer nun war sie die Hüterin des Gemeindeviehs gewesen und tagsüber draußen auf der Weide am Fuße der Dünen neben dem Hafl. Er hatte sein Zelt nahe der Schule im Wäldchen stehen gehabt und war nur zu den nötigsten Einkäufen ins Dorf gegangen. Niemals hatte ihn jemand mit Anna zusammen gesehen, erst recht nicht in den dämmernden Nächten, wenn sie Hand in Hand über den Dünenkamm den Sternen ent-

gegengegangen waren oder am Seestrand vor der gischtweißen Brandung saßen, die ihnen donnernd entgegenrannte, oder wenn er weit hinaus in das warme, flache Wasser des Hafls schwamm, auf dessen im Mondlicht wie Silber heraufschimmerndem Sandgrund tausend Geheimnisse schliefen. Anna wartete am Ufer; sie konnte nicht schwimmen, wie niemand im Dorf schwimmen konnte, auch die Jungen nicht, was ihm völlig unbegreiflich schien; doch es war eben so.

Sie lebten in einem verzauberten Land, und seltsam unwirklich kam es ihnen vor, als plötzlich, flammend wie jäher Blitz, Krieg ausgebrochen war. Natürlich war Hans Horstmann schon vorher Soldat gewesen,

gekommen, kaum fiel irgendwo in der Ferne ein Schuß. Der Fluß zwischen den Wiesen zog langsam, grün und silbern, an ihnen vorüber. Sie lagen im glühenden Ufersand, völlig nackt, und fühlten durch die geschlossenen Augen die Stunden wie Träume ins Unbekannte sinken. Nachmittags wurden sie plötzlich angegriffen und hatten nicht geraten, sich anzukleiden. Nackt standen sie in den Gräben und schossen zurück, gingen zum Gegenangriff vor, so wie sie waren, unbekleidet, schlank und jung sie alle, einschließlich ihres Leutnants; stürmten, nur das Gewehr in der Hand, vorwärts, söhnengebräunte herrliche Jugend, und dieser ungewohnte, völlig vernunftwidrige Anblick mochte dem Feind wie ein Spuk aus anderer

schlagen und zerstampft worden in den Zelten dumpfsinnigen Lagerlebens. Nach einiger Zeit trotteten sie los, westwärts, westwärts, einzeln, in Gruppen, die sich auch mehr und mehr zerstreuten, ergebend in ein Schicksal, das sie nicht ändern konnten, triebhaft und hoffnungslos.

Hans Horstmann hatte es gut gefunden, als er, zerlumpt und müde, zu der einsamen Hütte am großen Strom gelangte, wo der alte Fischer Pjotr mit seiner Tochter und ihrem Söhnchen hausten, dem vierjährigen Aljoscha. Niemand fragte ihn nach Woher und Wohin; er war einfach da und blieb, half beim Fischfang und Netzeflicken, aß mit ihnen aus gleicher Schüssel, den Hirsebrei und schlief auf der Ofenbank, während Großvater, Tochter und Enkel gemeinsam ihr Lager auf dem Ofen hatten.



Heinrich Eichen

Das verzauberte Land

Eine Erzählung
von der
Kurlischen
Nehrung

und war er davon auch nicht übermäßig begeistert gewesen: Krieg, ohne Drill und Kasernenzwang, war etwas ganz anderes, herrlich Gewaltiges, und für das Vaterland zu kämpfen war beglückend und ehrenvoll! Er mußte nach Hause, sofort, um sich bei seiner Truppe zu melden; aber er würde wiederkommen, in zwei, drei Monaten sicherlich, bestimmt aber zu Weihnachten, denn dann wäre der Feind geschlagen, der Sieg gewonnen, der Krieg zu Ende. Dann würde er, auch wenn es mitten im Winter wäre, zur Nehrung kommen, in das einsame Dorf und zum Fischer Schekahn gehen und sagen: Dies bin ich, das kann ich — gib mir deine Tochter zur Frau! Obwohl das Wort „Liebe“ nie zwischen diesen beiden jungen Menschen gefallen war, und auch nicht gesprochen wurde, als sie Abschied nahmen und Anna Schekahn zum erstenmal im Zelt bei ihm blieb.

Dann war nichts mehr als Krieg, zuerst und für eine Weile so, wie seine romantische Jugend es sich geträumt hatte, Tage voller Sonne und Vormarsch, Regen und kurzen Gefechten und wieder Sonne. Da war ein Tag gewesen, Ende September schon, doch sommerlich heiß. Die Front war zum Stehen

Welt erschienen sein, so daß er in wilder Flucht davonstob.

Dies Bild, wie mit feurigen Eisen eingebrannt seinem Herzen, hatte ihn monatelang verfolgt, seit er Anfang Dezember, schwerverwundet und von Fieberschauern geschüttelt, auf klapprigem Panjewagen ostwärts, ostwärts in Gefangenschaft fuhr und danach jahrelang, nie völlig ausgeheilt, in Sibirien mehr vegetierte als lebte. Von daher trug er den Keim in sich, der ihn vor der Zeit dahinraffen würde, ihn, der so gesund war und wie viele andere geglaubt hatte, das Leben einmal großartig meistern zu können.

Der Krieg war zu Ende gegangen, doch die Gefangenen hatten es nicht gewußt. Sie waren frei gewesen, aber noch hilfloser als zuvor. Rings um sie her hatte es Kämpfe gegeben, die sie nichts angingen und die sie darum auch gar nicht begriffen. Viele der Schicksalsgenossen waren auch jetzt noch umgekommen, deren Sterben nur noch sinnloser war, als es schon vorher gewesen wäre. Die leben blieben, waren abgestumpft und wußten es nicht. Die brennende Sehnsucht ihrer Herzen nach Heimat und Liebe, nach Mutter, Frau oder Kindern war er-

Ungebetene Gäste

Er war ein stiller, wortkarger Mann geworden, der Deutsche, am großen Strom im unermeßlich weiten Rußland, so fern der Heimat, wie nachts das Funkeln der Sterne ihm fern gewesen war, so abgetrennt von allem früheren Leben, daß es langsam in ihm erlosch, als wäre es niemals gewesen. Immer noch war es wie Krieg, der über sie fortging und wiederkam, fortging und wiederkam, wie Sommer und Winter gekommen und gegangen waren. Manche der ungebetenen Gäste waren freundlich gewesen, hatten ihnen einen Laib Brot dagelassen, von anderen waren sie zuweilen verprügelt und in der Hütte alles kurz und klein geschlagen worden. Sie nahmen eins wie das andre hin. Den alte Pjotr und seine Tochter trug ihr Glaube an Gott und seine Heiligen über alle Unbill hinweg, und in aller Not und Bitternis waren sie doch am Leben geblieben und glücklich, weil sie, ihr Sonnenscheinchen hatten, den kleinen Aljoscha, dunkel und hübsch wie ein Prinzchen, und sechs Jahre alt war er inzwischen geworden. Manchmal glommen kleine glitzernde Fünkchen in den Augen des Mannes auf und in denen des Mädchens; aber immer fiel ihm gleich Anna ein, die er heiraten wollte, wenn er wieder zu Hause wäre, weil er nicht wußte, daß sie gestorben war. Dann erlösch das Glimmen seiner Blicke, und wie als Echo verblaßte es auch in den Augen des Mädchens.

Das Leben war schwer gewesen, voller Arbeit und Mühe und manchmal voll großer Not. Doch alles war erträglich, bis unerwartet, unvorhersehbar das neue, das große Unglück über sie herfiel und alle zermalmte, als wäre ein schwerer Karren über sie fortgerumpelt.

Fortsetzung folgt

Wer war der Fremde gewesen, der an die Tür geklopft hatte und sie gleich aufstieß, der Einlaß und Nachtquartier gefordert hatte am späten Abend jenes sonnigen Frühlingstages? Herrisch und vornehm wirkte er, und ihm war ein Lager in der Kammer gemacht worden, weil er am nächsten Morgen sehr früh wieder weiter wollte. Er hatte eine Tasche mit vielen Papieren mit, in denen er blätterte, suchte und las, während er auf einem Strohsack lag und Zigarillos rauchte. So hatten sie ihn gesehen, todmüde, wie sie bemerkten, als sie ihn verließen, um sich erneut auf den Ofen zu legen. Knapp eine Stunde später war alles ein loderndes Flammenmeer gewesen, als sie erwachten. Den Jungen im Arm war Hans Horstmann, schon halb betäubt, durch das niedrige Fenster gesprungen und hatte die junge Frau hinter sich hergezerrt, weil die Türwand schon lichterloh brannte, während der alte Pjotr sich noch mühsam vom Ofen herabgewälzt hatte.

Wer war der Fremde gewesen, den das Schicksal in ihre Verlassenheit gesandt hatte, um sie alle und ihn selber jäh zu vernichten? Hinterher half kein Grübeln und Spintisieren; das Leben ist unbegreiflich und gibt und nimmt nicht nach Verdienst und Gerechtigkeit, sondern ganz ohne Sinn und Verstand! Als der Mann Aljoscha auf die Erde gesetzt, fast geschleudert hatte, war das Kind für Sekunden wie tödlich erstarrt vor dem flammenden Gräßlichen stehengeblieben, hatte dann laut nach dem Großvater geschrien und war auf den kleinen nackten Füßen zurück in die brennende Hölle gerannt. Wie ein Schatten war seine Mutter hinter ihm hergejagt, und in die Flammen hineinstolpernd und sie erfassend, hatte der Mann sie zurückgerissen. Doch schreiend und nun selber weiter nichts mehr als eine brennende Fackel war sie hinab zum Strom gestürzt und in das dunkle Wasser gesprungen, mitten hinein in das goldene Tor, das der Lichtschein des Feuers in dem Schwarzen geöffnet hatte.

Hans Horstmann hatte gelebt. Er allein. Er merkte es erst nach Stunden, als der neue Tag, sonnenhell und fröhlich, über die Erde gestiegen war und neugierig auf die qualmende Brandstätte sah. Da war er zum zweitenmal losgewandert, nach keinem Plan und keinem Ziel, es sei denn dem: Am Morgen die Sonne hinter sich, am Abend vor sich zu haben. Jetzt endlich bräute in seinen Ohren ein Klang wie von Glocken, Helmatglocken, die ihn riefen, und sein Herz erschütterte unter dem Klang dieses Rufens. Was hatte ihn plötzlich beschworen, sich auf den Weg zu machen und heimzukehren, nach Jahren? War es die Stimme seines eigenen Blutes gewesen oder die eines Knaben, von dem er nichts gewußt hatte, obwohl er sein Sohn

war? Was wissen wir von anderen und wieviel weniger noch von uns?

Der Deutsche war wieder nach Deutschland gekommen, kränker als je zuvor, hatte die Eltern begraben gefunden und selbst monatelang im Krankenhaus gelegen. Sein kleines Erbe hatte es möglich gemacht, alles zu überstehen, ohne fremde Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen. Und nun war er also hier, sah ihn der Nachmittag unter den schattigen Kirschbäumen im Liegestuhl. Seine Gedanken umkreisten Martin, und wie von geheimem Wunsch gerufen, stand der Junge plötzlich am Gartenzaun und fragte, ob er etwas zeigen dürfe. Er wurde herzlich dazu eingeladen, hob etwas Verhülltes in beiden Händen bis vor die Brust

spielten Dame und Mühle. Dabei bewies Martin Fixigkeit und Sicherheit, die ihn mehrmals überlegen gewinnen ließen. Vor dem Schlafengehen machten sie einen Spaziergang nach der südlich gelagerten Düne und wurden von einem heftigen Seenebel überrascht, wie er an diesen Tagen zuweilen zu erleben war. Grau und dunkel rollte er von den Bergen herab und wogte über das Wasser. Martin erzählte, wie er bei solchem Wetter einmal mit dem Großvater auf dem Haff gewesen war, daß sie Sicht und jede Orientierung verloren hatten und weit nördlich hinter dem Dorf auf das Ufer liefen. Seine rechte Hand ruhte, während er plauderte, geborgen in der linken des großen Freundes.



und kam zu dem Ruhenden. Er entfernte das Tuch und stellte mit leisem Stolz einen kleinen geschnitzten Keitelkahn vor, die geschnitzte Arbeit seiner Hände, getreulich versehen mit allem, was den großen Vorbildern eigen ist: Dem hochgezogenen Bug, dem flachen, kielloosen Boden, den Schwertern an beiden Seiten, dem Hauptmast mit dem Großsegel, dem Spitzfocksegel am Vordersteven, dem Gaffelsegel am kleinen Mast und dem winzigen Holzwimpel, dessen schwarzweiße, quer sich teilende Felder den Fischern rings um das Kurische Haff das Herkunftsland verraten.

Hans Horstmann betrachtete alles eingehend in ehrlichem Staunen: Er lobte Fleiß und Geschick des Knaben in bewundernder Anerkennung, sah, wie bei seinen Worten eine rote Welle des Glücks sekundenlang über das Antlitz des Knaben lief, und lud ihn als Gast zu seinem Nachmittagskaffee ein. Sie tranken ihn und aßen den selbstgebackenen vortrefflichen Kuchen der guten Frau Peleikis dazu. Sie plauderten, blieben, da der Junge, wie er eifrig versicherte, keine Lust verspürte, mit den Dorfkameraden zu spielen oder über die Palwe zu streifen, auch noch bis zum Abendessen zusammen und

Am nächsten Morgen fand er auf seinem Frühstückstisch eine kleine Schüssel gezuckerter Erdbeeren. Von Frau Peleikis erfuhr er, daß Martin sie gebracht habe, der schon in aller Frühe einen ganzen Eimer voll gesammelt hatte.

Es traf sich, daß der Krugwirt gerade an diesem Tag vormittags nach Rossiten fahren mußte, um dort Waren abzuholen, die von Memel gekommen waren. Hans Horstmann, ohne sich erst lang zu besinnen, bat um Mitnahme, weil er in Königsberg dringend etwas erledigen müsse, verabredete auch gleich, daß er am nächsten Nachmittag wieder abgeholt würde, und fuhr auf dem kleinen Führwerk in knapp einer Stunde den Weg zurück, den er vor kurzem — ihm selber schien es vor vielen Wochen — zuerst allein, dann in Martins Begleitung, in umgekehrter Richtung zu Fuß zurückgelegt hatte. Er bestieg den schönen und so bequem ausgestatteten Dampfer, der ihn hierher gebracht hatte, und fuhr in freudiger und erwartungsvoller Stimmung über das blitzende Wasser des Haffs. Langsam schwanden zu seiner Rechten die Dünen, die flimmernd in glühender Sonne lagen. Er sah es mit leisem Lächeln, befriedigt, daß er

dies alles nicht zu lange Zeit verließ. Er kam nach nicht langer Eisenbahnfahrt in die Provinzialhauptstadt, gab auf der Post ein Telegramm auf, kaufte in einem Sportgeschäft ein und war eine ziemliche Weile in einer Buchhandlung. Er trug die Pakete zu dem Hotel, in dem er eine Nacht gebucht hatte, schrieb dort einen längeren Brief an seinen Arzt und steckte ihn an der nächsten Ecke in einen Briefkasten, nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß der noch heute geleert wurde.

Er konnte lange nicht einschlafen, da der nächtliche Lärm der Großstadt ihn keine Ruhe finden ließ. Auch später schlief er unruhig, und in Halbträumen sprach er mit seinem Sohn, mit Martin, der ihm geschenkt worden war, zu spät, zu spät. Sollte er sich ihm offenbaren, morgen schon oder erst in späterer Zeit oder gar nicht? Er machte es von der Antwort seines Arztes abhängig, erwartete sie dringend und fürchtete sich doch vor ihr so sehr, wie er sich schon lang vor nichts mehr gefürchtet hatte.

Am nächsten Vormittag machte er noch einige kleine Besorgungen und fuhr, frühzeitig am Bahnhof, endlich wieder der Küst

Der Junge wartet . . .

zu. Erneut bestieg er den schmucken Dampfer, dessen Besatzung ihn jetzt schon grüßte. Er stand an der Reling und sah die im Licht des langsam sich senkenden Tages goldflimmernden Kuppen der Dünen, deren Oshänge in violetten Schatten leuchteten, in ständig sich steigernder Großartigkeit auf den blauen Fluten des Haffs sich aufwölften. Mit leiser Genugtuung vernahm er die entzückten Ausrufe einiger neben ihm stehender Reisender, nickte dazu mit der Kopfe und fühlte sich durchaus als rechtmäßiger Besitzer all der sich vor ihnen ausbreitenden Schönheit dieses zauberhaften Landes. Er sah in der Ferne die vorgeschobene Baumgruppe der Landestelle, sie naherten sich ihr beschleunigt in weitem Bogen und stapften mit schwerem Schüttele der Maschinen der weitausholenden Steiermole zu.

Von weitem schon erkannte Hans Horstmann zu seiner grenzenlosen Freude den wartenden Jungen, der, auf einem vorderen Pfahl der Mole sitzend, dem nahenden Dampfer unbeweglich entgegenschauete. Der Mann hob grüßend die Hand, er winkte, erkannte ihn Martin, rief mit heller, hoher Stimme über das Wasser, sprang zurück auf den festen Boden und kreiste beide Arme wie wirbelnd sich drehende Windmühlensflügel. Sie faßten ihre Hände zum Gruß und gingen mit freudebewegten Schritten, beugleich jung und elastisch, den schmalen Steilhang dem Ufer zu.

Fortsetzung folgt

„Warum sind Sie so heimlich fortgefahren?“ fragte der Junge.

„Ich mußte!“ sagte Hans Horstmann, und sie lachten beide geheimnisvoll wie Verschworene.

„Ich hatte Angst, daß Sie für immer fortgefahren wären! Sie dürfen nie wieder so fortfahren“, sagte der Junge.

„Nein“, bestätigte Hans Horstmann.

Er fühlte, wie Martin etwas in seine Hand schob. Es war ein walnußgroßes Stück Bernstein, klar und durchsichtig, durchspielt von schimmerndem Licht. Eingeschlossen ruhte darin ein kleiner, deutlich mit Beinen und Flügeldecken erkennbarer Käfer, den vor Jahrtausenden das zähe Harz umfloß zu gläsernem Sarg.

„Für Sie“, sagte Martin, „ich habe es vor zwei Jahren gefunden.“

„Martin“, antwortete der Mann und atmete schwer, „ich danke dir, weil ich mich sehr, sehr freue!“

Doch der Junge sprang davon und stand im nächsten Augenblick bei dem Wagen, wo er die Pakete, die er gleich am Dampfer abgenommen hatte, hinaufhob. Hans Horstmann begrüßte den Krugwirt, der die Hand an die Mütze legte. Sie stiegen auf und fuhren in flottem Trab die Nehrungsstraße entlang, wo der Wald sie umrauschte wie brandendes Meer.

Nach dem Abendessen wurden oben in dem kleinen Giebelstübchen die Pakete geöffnet, von denen mehrere absonderliche Formen aufwiesen. Es kamen hervor — und Martin war zunächst wortlos überrascht: Mehrere Jungen- und Abenteuerbücher mit bunten Umschlagbildern, von Wikingern, Indianern und Detektiven handelnd, verschiedene Bälle, darunter ein großer Medizinball, und vor allem ein Sportbogen mit einer Handvoll schlanker, gefiederter Pfeile.

„Herrlich!“ jubelte der Junge. Er kauerte am Boden, das flackernde Licht der Kerze am Tischrand zitterte hell über sein sandfarbenes Haar, und er streichelte immer wieder mit leisen Fingern zärtlich die Pfeile, die ihm das Schönste von allem schienen.

„Gefällt dir, was ich mitgebracht habe?“ fragte Hans Horstmann. „Du sollst alles behalten, zum Andenken an mich, wenn ich nicht mehr hier in Pillkopen sein werde.“

Martin schien so versunken, daß er nicht alles gehört haben konnte, was jener ihm sagte. Minutenlang kniete er wortlos und schaute auf die vor ihm ausgebreiteten Schätze. Dann richtete er sich auf, erwachend aus tiefer Versunkenheit, hob den Kopf, stand auf, legte Bogen und Pfeile vorsichtig auf den Tisch und trat zu Hans Horstmann, der auf einem Stuhl saß.

„Ich danke Ihnen“, sagte er, beugte sich plötzlich und schmiegte sein warmes Ge-

sicht gegen das des Mannes, der zuerst, im Innersten ergriffen, stillhielt, dann den Kopf des Jungen mit beiden Händen faßte und ihm still und ernst in die Augen sah.

Über eine Stunde schon wartete Martin, als Hans Horstmann am nächsten Morgen, seiner Meinung nach besonders früh, am Frühstückstisch erschien. Sie nahmen danach Medizinball, Bogen und Pfeile und trabten zum Haffufer hinunter, an den schon im Sand liegenden Jungen vorüber, die verwundert aufsahen, als Martin mit seinem Sportgerät stolz an ihnen vorüberging. Sie wanderten zum nördlich gelegenen Caspalagehaken, der flach ansteigenden Zwergdüne, mit der einsam stehenden Weide auf dem Gipfel. Sie schossen eine Weile die sirrenden Pfeile hoch in die sonnenblaue

und dem Kul gern folgte, sich seiner Kleidung ebenfalls entledigte und hinab zum Ufer kam. Sie sprangen ins Wasser, das hoch aufspritzte und wie flüssiges Silber über sie stürzte, und stakten in die sie höher und höher umschmeichelnde Flut, bis sie ihnen, ein ziemliches Stück vom Ufer entfernt, bis zur Brust steckte.

„Wie kommt es, daß keiner im Dorf schwimmen kann?“ fragte der Mann, „sonst überall im Land kennen Kinder nichts Schöneres als Schwimmen und nehmen weite Wege zu Fuß oder Rad auf sich, um diesem Vergnügen nachkommen zu können. Ihr aber habt Wasser direkt vor der Haustür...“

Martin plantschte und hüpfte um ihn herum. „O, das ist ganz einfach“, sagte er, „das



Luft und vorwärts ins Weite, wobei Martin nach einigen mißglückenden Probeschüssen den Freund, der in Jugendjahren dies Spiel vor anderen liebte, zuletzt fast erreichte. Sie waren mit unendlichem Eifer dabei, rannten um die Wette und waren außer Atem, da die sendende Sonne des windstillen Tages über Land und Wasser lag. Schließlich lagen sie tiefatmend ruhig nebeneinander und träumten wortlos in den Tag hinein.

Martin sprang schließlich auf, warf seine Kleider ab und ging mit dem leichten, unbewußt anmutigen Schritt der Jugend, lässig hinab zum Strand. Sein schlanker Körper war braun wie der aller Fischerjungen des Dorfes, kindlich rein und glatt, leicht getönt von einem ununterbrochenen mäßigen Braun, das ihn abhob von dem weißen Sand der Düne. Er packte unten den dort abgelegenen Medizinball, schleuderte ihn mit beiden Armen hoch und fing ihn mit seiner starken, gesunden Brust, die sich dem Ball entgegenstemmte. Er blieb eine Weile bei diesem Spiel, weil es ihm Spaß machte. Seine Muskeln spannten und lösten sich in wechselndem Gleichmaß, seine Bewegungen waren rhythmisch und unüberstürzt. Schließlich warf er den Ball hin, rief den Ruhenden, der ihm mit Wohlgefallen zugeschaut hatte

Haff ist so weit hinaus flach, daß man erst kilometerweit wandern müßte, um ins Tiefe zu kommen, und die See mit ihrer Brandung ist auch nicht gut. Und wozu sollten wir schwimmen können? Großvater meint: Wenn Gott will, daß ein Fischer beim Untergang seines Bootes gerettet werden soll, geschieht das auch ohne schwimmen zu können. Will Gott jedoch, daß der Fischer ertrinkt, nützt es ihm gar nichts, wenn er noch so gut schwimmen kann!“ Er lachte, amüsierte sich wohl auch über den dummen Stadtmenschen und klatschte ihm mit beiden Händen das Wasser spritzend ins Gesicht. Erfrischt und ermüdet zugleich ruhten sie später noch einmal im Sand, rasch getrocknet von Sonne und Wind, kleideten sich an und spazierten zum Dorf zurück.

Fast eine Woche waren sie danach getrennt. Ziemlich das ganze Dorf fuhr mit Kind und Kegel hinüber zum Festland, auf die Wiesen der Niederung, die zu dem Dorf gehörten, wo das Gras gemäht wurde zum Winterfutter. Auch Martins Hilfe wurde gebraucht. Während seiner Abwesenheit machte Hans Horstmann täglich Spaziergänge, am Haffufer nordwärts, überquerte hinter der Palwe die Dünen, die Nehrungsstraße und die niedrigen Vordünen und kam

am Seeufer wieder zurück, rannte als zwei Stunden war er nie unterwegs. Meistens hatte er vorher im Meer gebadet, in dem man nicht „kilometerweit“ hinauswandern mußte, um ins Tiefe zu kommen. Am schönsten war es bei starker Brandung, wenn die Wogen wie schäumende Untiere heranrollten, sich aufbäumten und über ihn stürzten, daß die Wucht des Anpralls ihn von den Füßen schleuderte und dem Strand zu taumeln ließ. Er stemmte sich dagegen und ließ sich nicht unterkriegen; er drohte dem Ansturm mit Fäusten und sang gegen ihn an. Er lachte über sich selbst, daß er sich so kindisch benahm, und fand es doch herrlich.

Viele Stunden ruhte er ununterbrochen im Garten des Hauses. Sein Leben glitt an ihm vorüber: Es war schön gewesen in den ersten bewußten Jahren, es war unerträglich schwer geworden in den unbegreiflichen Zeiten danach und von stillem, wehmütigem Glück erfüllt, da er seinen Sohn entdeckt und gefunden und überquellende Freude an ihm gefunden hatte. Dauernd sah er ihn vor sich, den dreizehnjährigen Fischerjungen, der Blut von seinem Blut war und Blut von Anna, die er geliebt hatte, mehr als sich vorstellen ließ, und die er immer noch liebte, als wäre sie gegenwärtig. Und sie war es, war es in ihrem Sohn, der ihr sandhelles blondes Haar und ihre haffblauen Augen besaß, die manchmal mit verhaltenem Leuchten weit in die Ferne blickten.

Und dann war Martin wieder da! An einem Spätnachmittag, als die Gipfel der Dünen wie in blasses Rot getaucht standen und schwefelfarbene Lichter sie umspielten, nahte eine ganze Flotte kurlischer Kähne über das Haff, das heftig tanzende Wellen warf, dem Dorf. Unbeirrbar kamen die Boote mit prallen braunen Segeln und flatterndem Tuch an den Holzwimpeln, hochbeladen mit kostbarem Heu; der Ernte des frühen Sommers, kamen wie Sieger aus einer Schlacht, näher und näher. Frauen und Kinder liefen hinab zum Strand, riefen und winkten. Grüße schallten hin und zurück — da ein heller, jauchzender Schrei: „Herr Horstmann!“

Martin stand hoch oben am Mast wie ein Feldherr auf seinem Schiff und hielt die rechte Hand zum Gruß erhoben, bis der Kahn auf den Sand lief und neben den andern lag. Eine Flotte des Friedens, Boot bei Boot. Täglich kamen nun weitere Kähne mit Heu, luden ihre kostliche Frucht auf Wagen, die ins seichte Wasser fuhren, in dem die Pferde bis über die Knie standen, kehrten um und holten neue Ladungen, Tag für Tag, mehrere Wochen hindurch. Denn außer der kleinen Palwe, deren Gras gerade noch für die Sommermonate reichte, gab es auf diesem armseligen herrlichen Landstrich keine Wiese, auf der man heuen konnte. Martin brauchte nicht mehr mit.

Fortsetzung folgt

Alle Tage waren voller Glut und Glast! Heißer brannte die Sonne an jedem Morgen, der in südlichen Farben über die Nehrung stieg. Seidig blau war der Himmel mit hellen, flatternden Schleierstreifen, oder es lagen hochgetürmte weiße Wolkenberge unter ihm, phantastisch geformt, weich und geballt wie Schnee, in einer weißen und feierlichen, berausenden Schönheit. Der Sand der Dünen war glühend und brannte unter den Fußsohlen. Die Hüttejungen des Dorfes zogen schon in fast noch nächtlicher Frühe auf die Weide am Haff, wo die Tiere, wie schon so oft erlebt, manchmal stundenlang, ohne sich zu rühren, im warmen Wasser standen. Über dem Strand flimmerte die Luft in gläsernen Wellen. Leichen trillerten in unsichtbaren Höhen.

Selten zog ein Gewitter herauf, peitschte das Haff, daß auch seine Wellen wie grollende Untiere gegen das Ufer brüllten und weiße Schaumkämme gespenstisch das Dunkel durchblitzten. Grüne Schatten liefen über die Dünen in hastigem Zug. Blitz fuhr auf Blitz grelleuchtend hernieder, schwer rasselte der Donner und rollte mit dumpfer Gewalt. Dann rauschte der Regen mit schüttemdem Fall, endlos wie tosende Quellen, stürzte hernieder, erquickte und schwand. Wieder war Sonne und Wärme und jeder Tag mehr erfüllt, als der Tag vorher.

Alle Tage waren Spiel und Zusammensein für die beiden Freunde. Manche Stunden waren voll Ruhe und langem Schweigen. Das waren die schönsten. Hans Horstmann war erstaunt und beglückt von der Tiefe des Knaben, dessen Gedanken über das Nahe und Umliegende hinweg Kraft und Aufschwung hatten, der den engen Kreis, der Dorf und Haff und See umgrenzt, aus eigener Sicht zu weiten fähig war, der mit heiterem Ernst, niemals gezwungen, altklug oder gar vermessen, von Dingen sprach, deren Sinn und Wesen den Angehörigen dieses Alters sonst noch verschlossen sind. Zögernd erzählte er, daß der Herr Lehrer den Großeltern geraten habe, ihn in die ferne Stadt aufs Gymnasium zu schicken; aber das wolle er nicht. Hier wäre seine Heimat, und nur hier könne er leben; er würde sie niemals verlassen!

Es war besinnlich, mit ihm zu sprechen, und schön, ihm zu lauschen. Das waren die Stunden des Abends, wenn Licht und Grelle des Tages gedämpft und gemildert waren, wenn die Berge der Dünen in seltsame, fremde Farben getaucht schienen, wenn in roten und gelben Bändern die Sonne versank, das Haff in silbernen Tänzen sprang und die Wogen des Meeres zum Ufer rauschten, dunkel geballt wie flüssiges Blei.

„Mir ist es manchmal, als kenne ich Sie, solange ich lebe“, sagte der Junge einmal an solch einem Abend. Er stand an einen Baum gelehnt, hatte den rechten Fuß ein wenig gehoben und gegen den borkigen Stamm gestützt, den seine Arme rückwärts

umspannten. Sein Antlitz glänzte in leichter Helligkeit gegen den dunkleren Hintergrund. Sein sandfarbenes Haar schimmerte wie Lichtschein im Unerkennbaren. „Solange ich lebe; ich glaube, Sie waren immer schon hier!“

Alle Tage im Kreisen der Sonne waren Spiel und Zusammensein. Fröhlich sprangen die Freunde, schleuderten den schwer rollenden Ball. Sirrend sausten die Pfeile in glühende Fernen, wie zum Zerspringen gespannt war der Bogen. Sie badeten im Haff und öfter im Meer, weil Hans Horstmann das liebte. Sie durchstreiften die Palwe nach vielen Seiten, sahen Hasen die Menge, zuweilen Rehe und hin und wieder einen Fuchs, einmal aus großer Entfernung auch wieder Elche. Manchmal war es dem Som-

gen die Worte: „Es ist eine Lust zu leben, eine Lust, eine Lust zu leben!“

Sie sangen ihm lachend Antwort und winkten grüßend wieder zurück. Sie waren an diesem Tag besonders vergnügt und ausgelassen, neckten sich unaufhörlich und sangen nach eigenen Melodien: „Es ist eine Lust zu leben, eine Lust, eine Lust zu leben!“

An einigen Tagen spielten sie Dame und Mühle, hin und wieder auch Schach. Auch die schönen, bunten Bücher wurden gemeinsam gelesen, vielmehr verschlungen; ihr Inhalt war spannend und auch manchmal recht lustig. Sie lasen sich kapitelweise abwechselnd daraus vor. War der Feriengast an der Reihe, hielt Martin den Kopf aufgestützt und ließ seine Augen nicht von dem



mergast zu viel, doch Martin riß ihn immer wieder fort und rücksichtslos mit. Sie erklimmen die brennenden Hänge der Dünen, durchmaßen die endlose Wüste und stießen auf tausend Wunder des Sandes an Farben und Formen. Reste verschütteter Wälder, die hunderte Jahre verborgen geruht in gewaltigem Grab, ragten verkohlt und zermürbt in elenden Stümpfen und zerfielen zu Staub bei jeder Berührung.

Unermüdet schleppten an manchen Tagen Pferde und junge Burschen silbergraue Segelflugzeuge auf die einsamen Gipfel, die sonst nur noch der Wind besucht. Braune und lustige Jungen, Flugschüler, stiegen ein, wurden von Kameraden an langem Tau auf Kommando im Laufschrift gezogen, stiegen in die Luft und glitten, vom Seil befreit, mit lautlosen Flügeln wie große schwebende Vögel hinab ins sandige Tal. Zuweilen waren die Freunde bei ihnen, sprachen mit ihnen und lernten mancherlei Neues. Gern wären sie selbst in die lockenden Lüfte gestiegen, um, ungehemmt durch irdische Schwere, im Äther zu schweben, der wie mit Silber durchflochten schien.

Einmal standen sie auf hoher Düne und sahen, wie länger als eine Stunde ein Segelflieger in weitem Bogen über ihnen kreiste in mäßiger Höhe. Er winkte zu ihnen herab, er sang mit gewaltiger Stimme; der Wind verwehte das meiste, jedoch deutlich klan-

vorlesenden. Sein Mund war leicht geöffnet. Ihm gefielen die Bücher sehr. Diese Stunden gehörten auch zu den stillen und ebenso die, in denen der alte Fischer Peleikis auf der Gartenbank am Hause saß und aus seiner Matrosenzeit erzählte, die ihn weit in der Welt herumgebracht hatte, nach Afrika und Westindien. Er konnte eine Menge erzählen und tat es breit und langsam, mit einem leisen, leichten, besinnlichen Humor. Jedoch den meisten Raum brauchten die andern Stunden, die hellen, lebendigen, die mit Hast und Lauf und Schwung.

Frau Peleikis warnte oft mit mütterlicher Eindringlichkeit und besorgter Zuneigung zu dem jungen Herrn. Hans Horstmann lächelte dann, ein wenig wehmütig, mit einem eigenartigen Glanz in den Augen. Er hatte den Brief seines Arztes erhalten, ihn gelesen und mit hinausgenommen auf einen seiner ganz wenigen Spaziergänge. Er war zu dem einsamen, halbverwehten Friedhof am Dünenhang neben dem Wäldchen gegangen, und neben dem Grabe der Anna Schekahn hatte er den Brief noch einmal gelesen, langsam und nachdenklich, hatte danach minutenlang über das Haff geschaut, wo in der Ferne, lächerlich klein, Keitelkähne beim Fischfang waren, und hatte den Brief in winzige Stückchen zerrissen, die er über den Zaun hielt und vom Wind forttragen ließ. Er hatte auf den Namen der toten Anna ge-

schaut, ihren Geburtstag und Sterbetag gemurmelt und war wieder nach Hause gegangen.

Neues hatte der Brief ihm nicht gebracht. Er spürte es selbst mehr und mehr, unverwundet und ohne Bestürzung, wenn auch mit stets neuer und zunehmender Schmerzhaftigkeit, daß sein Leben langsam, doch haltlos verströme, daß dieses einsame Dorf, dies stille, verzauberte Land ihn nicht zurückgab dem gesunden und erdhaften Sein, daß er vielmehr unentrinnbar zurückgerissen wurde in mühsam und nur halb errungenen Zustand neuer Hoffnung, nein, tiefer zurück, da Hoffnung schon nicht mehr gewesen war. Er lächelte dazu, mit einem stillen und innerlich verhaltenen Lächeln, das eine leise, wehmütige Zustimmung war. Ihm erschien nichts zufällig und absichtslos. Ihm war, daß alles Sehnen, das ihn vor Monaten schon zu diesem Land gewiesen hatte, das ihn vor Wochen dieses Dorf wirklich hatte aufsuchen lassen, ihn von Anfang an zu diesem klaren und eindeutigen Ende bestimmt hatte.

Er würde sich Martin gegenüber nicht als sein Vater zu erkennen geben. Er wollte ihn nicht damit belasten, plötzlich einen Vater zu haben, der ihn gleich wieder verlassen mußte. Er besaß kein Vermögen, das er ihm hinterlassen konnte; darum wollte er, als Freund von ihm scheiden, der nicht wiederkommen könne, aus was für Gründen auch immer. Der Verlust eines netten Sommerfreundes würde dem Jungen nicht so schwer werden wie der seines Vaters — hoffte Hans Horstmann.

Er wehrte sich nicht gegen das unabänderliche Schicksal. Die Ferien gingen dem Ende zu. Mit ihrem Ende würde auch für ihn das Tor hinter ihm zufallen. Halbe Nächte lag er nun wach, seine Lunge arbeitete heftig und stoßweise, mit stechenden Schmerzen. Hin und wieder erlitt er Ohnmachtsanfälle, doch stets nur des Nachts, wenn er in seinem Zimmer lag, und einmal hatte er einen leichten Blutsturz. Er wußte alles zu verbergen, hielt sich aufrecht, daß, so gut es ging, und schaffte manches heimlich beiseite. Sein Gesicht war etwas hager geworden; die dunkle, gesunde Bräune jedoch, die es bedeckte, verbarg diese Veränderung und auch die fleckige Röte, die seine Wangen zuweilen jäh übersprang.

Er sprach zu Martin davon, daß er das Dorf verlassen müsse, weil es Zeit wäre.

„Ja“, sagte der Junge, warf sich zu Boden und weinte heftig. Seine Tränen rannen schwer und warm auf des Freundes Hände, die er gefaßt hatte und gegen das zuckende Gesicht preßte, wie eine leichtgewölbte Schale, in die er seinen Schmerz ausströmen lassen durfte. Der Mann hatte sich neben ihn gekauert. Sie sprachen von keinem Wiederkommen und keinem Wiedersehen, der Kranke nicht und Martin nicht.

Schluß folgt

Wenig später ging Hans Horstmann zu Frau Peleikis, die schärfer gesehen hatte als andere, die schon lange in großer Sorge war. Er sagte, daß er fühle, wie seine Gesundheit hier keine Fortschritte mache, er müsse daher nach Hause zurück und würde vielleicht in einen berühmten Kurort der Schweiz fahren. Sie stimmte ihm sofort zu und bereitete seine Abfahrt vor. Er ging hinüber zum Krug, um für den bestimmten Tag die Wagenfahrt nach Rossitten und zum Dampfer zu bestellen, da er sich nicht zutraute, noch einmal den ganzen Weg zu Fuß zurückzulegen. Doch noch während darüber gesprochen wurde, änderte er seinen Plan. Es bestand nämlich die Möglichkeit, sich in Memel bei der Reederei zur Aufnahme aus einem Boot, mehrere hundert Meter vom Ufer entfernt, bei rechtzeitiger Anmeldung annehmen zu lassen. Ein Telefongespräch machte diese Fahrgelegenheit für ihn möglich.

Einige Tage noch waren voll Stille und leichtem Glanz. Der Kranke ruhte viel im Garten unter dem Schatten der beiden Kirschbäume. Martin kauerte zu seinen Füßen und schaute zu ihm auf. Die Finger des großen Freundes glitten durch seine Haare. Sie schwiegen lange. Einmal nahm der Junge die schmale streichelnde Hand und legte sie behutsam in seine breiteren, die sich fest darum schlossen. „Ihre Hände sind lieb“, sagte er, „sie schmeicheln immer.“

Hans Horstmann sah mit weiten Augen hinüber zum Haff, das schimmernd in Licht und Sonne lag. „Meine Hände sind sehr glücklich“, antwortete er langsam und wie aus weiter Ferne, „denn sie dürfen jemand streicheln, den sie sehr gern haben.“

Martin neigte den Kopf und ließ seine warme Stirn in den kühlen Flächen der glücklichen Hände ruhen. Manchmal kam das Geräusch rasselnder Ketten von den Kähnen am Haffufer her, Stimmen wurden laut und verliefen wieder. Kinder lachten irgendwo in der Nähe; aber alles sank klingend wieder zurück in die große wundervolle Stille der verwunschenen Landschaft.

Der letzte Ferientag Martins kam und der letzte Tag ihres Zusammenseins. Vormittags gingen sie zum Haff hinab, an den schmalen Weidegärten vorüber mit den blanken Pferden, vorbei an den dunklen Kurenkähnen und den Fischern, die Netze flichteten. Sie sahen die badenden und sich sonnenden Kinder, die Fischerjungen, die lachten und schrien. Am Waldrand lag die noch verlassene Schule und jenseits auf mählich versandender Höhe der einsame Friedhof. Sie nahmen Abschied von der flach ansteigenden Düne, ihrem Lieblingsplatz von jenem ersten Tag des Spielens und Badens her. Über dem fernen Hügel scheinbar im Haff, der unvermittelt und gleißend ins Licht sprang, als ob er in Flammen stünde, stieg der Rauch eines Dampfers, des gleichen, der am nächsten Tag den Sommergast aufneh-



Heinrich Eichen

Das verzauberte Land

Eine Erzählung
von der
Kurlischen
Nehrung

men würde, stieg der Rauch langsam und wie zögernd auf und breitete sich aus wie die Krone einer Pinie. Später gingen sie über die bepflanzte Höhe des Petschberges auf die südlich gelegene hohe Düne, sahen sie sich dehnen in endlose Weite, als atme sie, als schlafe sie, als lebe sie. Haff und Meer waren unbegrenzt wie die Unendlichkeit Gottes.

Nachmittags waren sie am Seestrand, lagen im glühenden Sand und träumten. Der Himmel stand in weißem Glanz, wolkenlos und unverhüllt. Die Ferne brannte und die Nähe. Wogen rollten donnernd zum Strand, wölbten sich hoch, blitzten wie Schnee und stürzten tosend zusammen. Martin badete. Schlank und braun trat er Schritt für Schritt wie in feierlich gemessenem Gang rhythmisch bewegt, hinab zum Wasser. Seine Arme waren leicht emporgehoben, seine Hände gewölbt und geöffnet wie zum Empfang. Vollkommen glück er so dem antiken ‚betenden Knaben‘. Sein Kopf war zurückgeneigt. Sprühend lag die Sonne auf seinem Haar, verfling sich darin, umstrahlte es wie lichter Kranz. Der ständig in Höhe und Tiefe bewegte Horizont überschnitt seine Füße, seine Schenkel, seine Hüften, seinen Rücken. Das Wasser umspülte ihn. Er warf sich hinein, lautlos, nicht jauchzend wie sonst, würd gehoben, getragen, verschwand und tauchte empor. Sein Kopf lag wie ein Ball zwischen Hügel und Tag. Wellen umbrandeten ihn.

Flammen schossen vom Himmel, wirbelten durcheinander in furchtbarer Glut. Purpurne Schleier wogten in verschwimmendem Tanz. Feurige Hitze zerpreßte die Luft und würgte sie ab. Hans Horstmann bäumte sich auf und schlug mit dumpfem Fall wieder zurück. Kühle weckte ihn, eine ruhige, bleibende Kühle. Er faßte danach, schlug die Augen auf. Martin hatte sich neben ihn geworfen, lag mit seinem Oberkörper halb über ihm, funkelnd von Wasser und Licht, hielt seinen Kopf umklammert, schrie: „Hans! Hans!“

„Martin, lieber Martin“, stammelte der Erwachte und richtete sich auf. Seine Augen blickten unverwandt in das tosende Schäumen der Brandung. Silberne Möwen flogen

über den Strand wie fremde, seltsame Traumvögel. Die Freunde standen auf, zogen sich an und gingen hinüber zum Dorf.

Das war ihr Abschied. Sie sahen sich am andern Morgen nicht mehr. Martin war den ersten Tag wieder in der Schule. Fischer Peleikis brachte den Gast und sein Gepäck zum Haffstrand, wo der alte Puddig mit seinem Kahn wartete, um den Fremden, wie gewünscht, zu dem großen Dampfer hinüberzufahren, der das Haff in kurzer Zeit in südlicher Richtung durchschneiden mußte, von dessen Reeling der Blick noch einmal das Dorf umfassen konnte, das zwischen den weißen Dünen lag. Sie stießen vom Ufer, ein leichter Wind fiel in das Segel, sie glitten, aufkreuzend, hinaus in das blaue Gewässer. In schattigem Grün lagen die kleinen Häuser.

Da — ein Schrei vom Ufer her, hallend, gellend: „Hans!“

Martin rannte zum Wasser, warf die Kleider ab, sprang hinein, rannte, planschend, spritzend, mühsam springend...

„Halten Sie! Wenden Sie!“ rief Hans Horstmann. Er stand aufrecht vorn im Kahn. Langsam drehte das Boot. Der Sommergast stand vornüber geneigt, die Hände so fest um den Rand des Schiffes gepreßt, daß die Knöchel weiß hervortraten. Martin stemmte sich mit der Brust gegen das tiefer werdende Wasser: Mein Gott — er konnte doch nicht schwimmen! Sein Kopf lag wie ein Ball auf der leicht gekräuselten Flut. Noch immer hatte er Grund unter den Füßen, doch jeden Augenblick konnte der schwinden.

Der Kahn trieb auf ihn zu. Der alte Puddig sah nach der Uhr und brummte. Sein dunkelzurfurchtes Gesicht mit den silbernen Stoppeln hielt Ausschau nach dem Dampfer, der in der Ferne um die Biegung der Nehrung auftauchen mußte. Dann waren sie bei dem Jungen. Hans Horstmann beugte sich tief und reichte seine Hand hinunter. Ohne sie zu fassen, kletterte Martin am Steuer herauf. Der Kahn wendete. Das Segel schlug knallend gegen den Mast, der knarrte. Am Horizont stand der Dampfer.

„Ist die Schule schon aus?“ fragte Hans Horstmann.

„Nein, ich bin fortgelaufen, aus der

schwer. Das Wasser verdunstete auf seinem warmen Körper.

Jäh rauschte der Dampfer näher, Schaum vorm Bug, groß und gefährlich von der Tiefe des Kannes aus. Er stoppte die Fahrt, er glitt mit gedrosselter Kraft, lag still. Eine Tür der Umwandlung flog auf, das Boot schob sich heran. Der Kapitän legte grüßend die Hand an die Mütze: Hilfsbereite Hände ergriffen das Gepäck, stützten den übersteigenden Fahrgast, das Boot blieb zurück. Die Maschinen rollten mit neuer Kraft, der Dampfer stampfte schütternd davon.

Neugierige standen an der Reeling, betrachteten den einsamen Mann, lächelten verstohlen beim Anblick des nackten Knaben. Der stand am Mast, schlank und ebemäßig, in brauner blühender Reinheit, hatte den Kopf leicht zurückgeneigt wie in verhaltenem Schmerz, den linken Arm, Halt suchend, um den Mast gelegt, den rechten erhoben zum letzten Gruß. Kleiner und kleiner wurde der Kahn. Hinter ihm lag das Land, Wiese und Wald und das Fischerdorf, gebettet in glühende Riesendünen, die brannten in blendender Glut.

Hans Horstmann hob eine Hand zum Mund, er schwankte, man sprang hinzu und fing ihn auf. Ein breiter Blutstrom quoll. Man trug den Ohnmächtigen unter Deck, ein Arzt unter den Fahrgästen war im Augenblick bei ihm. Man bettete ihn sorglich.

Wenige Minuten später sank die Fahne am Heck auf Halbmast.

— Ende —

Geh' nicht vorbei, Anjeta ...

... Ist der Titel eines neuen Romans, mit dessen Veröffentlichung wir in der ersten Ausgabe des neuen Jahres beginnen. Die Autorin Grete Fischer schildert hier eine bittersüße Liebesgeschichte aus der Nachkriegszeit. Hauptpersonen sind das Mädchen Anjeta und Landkowski, ein junger Mann aus dem deutschen Osten, der versucht, nach der Vertreibung im Westen Fuß zu fassen.

Die Schriftstellerin Grete Fischer wurde 1922 in Stettin geboren, wo sie auch ihre Schulzeit verbrachte. Während des Krieges war sie lange Jahre als Fürsorgerin im Kreis Heydekrug tätig. Grete Fischer lebt heute in Wollenbüttel. Neben ihrer Mitarbeit an der Wollenbütteler Zeitung ist sie auch für andere Zeitungen und Zeitschriften tätig. Ihre Erzählungen erschienen in Antillogien und im Ostpreußenblatt. Im vergangenen Jahr wurde die Autorin für ihre Arbeit „Und das Leuchten blieb“ beim zehnten Hörspiel- und Erzählerwettbewerb des Ostdeutschen Kulturrates mit einem Preis ausgezeichnet.

WK Osterholzer Kreiszeitung 20.05.2005
Von unserer Mitarbeiterin Melke Döscher

Sandige Landbrücke zwischen Haff und Ostsee

Vortrag über Kurische Nehrung / Ausstellung „Memelland“

Sand, Dünen, Kiefern und Tannen prägen neben dem Süßwasserhaff und der wilden Ostsee den schmalen Landstrich der Kurischen Nehrung. Irmgard Kowatzky weiß, wovon sie spricht. Sie stammt aus dieser Gegend. Die einmalige Landschaft zog Dichter und Maler an. Das Leben der Menschen und die Landschaft spiegeln sich in ihren Werken wider. Zur Eröffnung der Ausstellung „Das Memelland und seine Kultur“ hielt Irmgard Kowatzky darüber in Beverstedt einen Vortrag

„Diese Ausstellung ist der richtige Weg, um das Land vorzustellen, aus dem wir in der nächsten Woche unsere Gäste erwarten~, erklärte Traute Meuser, die Organisatorin der deutsch-litauischen Kulturwoche. Sie hat zur Einstimmung auf die grenzenlose Begegnung eine zehntägige Ausstellung über das Memelland ins Ärztehaus an der Logestraße geholt. Irmgard Kowatzky und Helmut Berger aus Cloppenburg hatten sich bereit erklärt, mit vielen Bildern und Dokumenten aus ihrer Sammlung interessierten Besuchern einen Einblick in die Landschaft, die Kultur, Geschichte und das Leben der Menschen dort zu geben.

Musikalisch unterstützt durch das Akkordeonorchester der Musikschule Hagen/Beverstedt unter der Leitung von Fred Gerken wandelten die Besucher von Bildtafel zu Bildtafel staunten über die Vielfalt der zusammengeiragten Exponate, betrachteten die Modelle der Kurenkähne und ließen sich von den ausgestellten Bernsteinschmuckstücken gefangen nehmen. Beim Blick in die bereitliegenden Büchern erinnerte sich so mancher Besucher an seine Verwandtschaft. So erging es auch Ruth Hoffmann aus Bremerhaven. ~Gleich als ich das Buch aufgeklappt hatte! sprang mir das Bild meines Cousins ins Auge sagte die aus Memel stammende Frau.

In ihrem Vortrag stellte Irmgard Kowatzky die Kurische Nehrung, die Verbindung nach Memel, Riga und Petersburg, und ihre Dichter vor.. Die einmalige Landschaft der Nehrung mit ihrem Sand, ihren Dünen, den Kiefern- und Tannenwäldern, der wilden Ostsee und dem Süßwasserhaff hat viele Dichter angezogen, sagte sie, ~~Agnes Miegel~~ ^{Agnes Miegel} hätte in ~~ihrem~~ ^{seinem} Gedicht „Dünenrutsch“ die Situation der vom Sand der Wanderdünen bedrohten

x Fritz Kudnik

von F. Miesel

Menschen und in "Die Frauen von Nidden" die Ankunft der Pest auf der Nehrung beschrieben, Thomas Mann habe sein Sommerhaus auf dem Schwiegermutterstutz gebaut und von einem Italienblick geschwärmt. Der Bernstein das Gold der Ostsee, und die Begegnungen mit den Elchen seien ebenfalls in zahlreichen Werken festgehalten. Die Maler Max Pechstein und Karl Schmitt-Rottluff hätten zur Niddener Malerkolonie gehört und die Landschaft in ihren Bildern festgehalten.

Die Wunder der Kurtschen Nehrung zeigte Helmut Berger in seinem Diavortrag. Flachbootkähne, die Kurenkähne, ihre Holzwimpel mit den Familiengeschichten, die Vogelwarte von Rossitten und Dünenwege gaben neben Elchen, Kieferngehölzen, Wolkengebilden und kilometerweitem weißen, feinen Dünensand in der flirzenden Sommerhitze einen kleinen Einblick in diese urige Landschaft, die einst als Schwemmland des Memelstromes entstanden ist, Der Dünensand in allen Lichtschattierungen und geformt vom immer wehenden Wind ist das faszinierende an dieser Landzunge, die unbedingt zu Fuß erwandert werden sollte', sagte Berger

Begleitend zur Ausstellung "Das Memelland und seine Kultur" gibt es einen Bücherverkauf zugunsten der deutsch-litauischen Kulturwoche. Die Ausstellung im Ärztehaus an der Loger Straße in Beverstedt ist am heutjgen Freitag und morgen, Sonnabend, sowie am 23., 24., 26. und 27. Mai jeweils von 14 bis 17 Uhr geöffnet.

Und wein' auf meiner Väter Sand

Zur Literaturgeschichte der Kurischen Nehrung
Memelland Kalender 1954 S.81

Selten ist eine deutsche Landschaft so reich an dichterischen Aussagen wie die Kurische Nehrung, und es wäre vielleicht reizvoll, den Gründen hierfür nachzuspüren. Im allgemeinen muß eine Gegend schon reich bevölkert und fruchtbar sein, den Schauplatz für große historische Ereignisse abgeben oder im Mittelpunkt des Verkehrs stehen, wenn sie publizistisch — und die Literatur ist nichts weiter als eine besondere und vertiefte Form der Publizität — in Erscheinung treten soll. Nichts von dem ist bei der .Kurischen Nehrung der Fall.

Wenn schon Ostpreußen abseitig genug lag, so gilt dieses für die Nehrung doppelt und dreifach. Aus dieser Tatsache hat Robert Budzinski den hübschen Einfall bezogen, die „kuri neru“ etwa wie eine malaiische Inselgruppe neu zu entdecken. Die humorvolle Gesamtsituation, in die uns sein Buch führt, bedeutet eine sehr begrüßenswerte Ergänzung zu den dunkleren Tönen, in denen die Nehrungsdichtung sich meistens kundtut.

Die historischen Anfänge, auf die jede literarische Betrachtung eingehen muß, sind nur durch sehr wenig belegbare Tatsachen auf uns gekommen. Ob ein griechischer Jüngling im Haff gebadet hat oder ein römischer Händler hier nach dem kostbaren Bernstein suchte, wie Walter Heymann uns in seinen ahnungsreichen Gedichten erzählt, wissen wir nicht. Der wilde Preuße, der, treu zu seinen Göttern haltend, unter der Eiche schlief oder die Litauerscharen, die auf dem Eis des Haffes in einen barbarischen Kampf mit den weißgekleideten Ordensrittern kamen, das hat schon eher geschichtliches Gewicht. Die Landungen der Wikinger auf der Kurischen Nehrung tauchen nur undeutlich aus dem Dunkel der Jahrhunderte. Vielleicht, daß der hohe, schlanke Typus des Fischers von der Nehrung noch an jene sagenhaften Nordleute erinnert.

In späteren Jahrhunderten hört man von den Bewohnern der Nehrung kaum mehr, als daß sie in ihren Wäldern Teer brannten, Meiler aufrichteten, als Beutner den Bienen nachstellten, die reiche Vogelwelt überlisteten, sich am Strandgut erfreuten und vor allen Dingen 'den Bernstein sammelten. Es gab damals mehr Dörfer als heute auf der Nehrung, zum Beispiel Carwaiten, Neegeln, Purwin u. a. die am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts von den in Bewegung geratenen Sandmassen verschüttet wurden.

Zur Zeit der Postkutsche führte über die Nehrung die große Poststraße von Westeuropa nach der damaligen russischen Hauptstadt Petersburg, und das bedeutete tatsächlich eine gewisse Berührung mit der großen Welt, wenn die Reisenden auch meistens nur seufzend auf die „öden Sandhänge“ starrten und je eher je lieber wieder auf belebte Straßen und in gewohnte Landschaften zurückkehrten. Es waren vornehme Reisende, die hier entlangfuhren, Fürstlichkeiten und Minister des Berliner, Weimarer, Schweriner oder Darmstädter Hofes, reisende Schau-



Auf der alten Poststraße der Nehrung

spieler und Künstler aller Art, sehr viele Deutsch Balten, die in Deutschland studierten usw. Bei Memel mußten sie mit der Fähre übersetzen, und der alte Sandkrug war bei schlechtem Wetter oder Eisgang das Fährghasthaus, in dem viele, , recht lange zu warten hatten. Hier dichtete **Kotzebue**, der nachmalige russische Staatsrat und von Sand erschossene Dichter, das Lied

**"Es kann ja nicht immer so bleiben
hier unter dem wechselnden Mond."**

Die Flucht der kranken Königin Luise über die Nehrung ist wegen der Strapazen, die sie mit großer Geduld auf sich nahm, sehr tief in das Volksbewußtsein eingedrungen. Daß sie in dem Niddener Posthaus, wo durch ein zerbrochenes Fenster der Schnee auf ihr Bett wehte, eine schlaflose Nacht verbrachte und am Morgen mit ihrem Diamantring den Goethischen Vers: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß“ in die Fensterscheibe ritzte, ist in rührender Weise oft geschildert und gemalt worden. Weniger bekannt sind die Berichte ihres Leibarztes Hufeland, der uns auch erzählt, daß bei der Ankunft des königlichen Zuges an der Spitze der Nehrung die Sonne über den roten Dächern Memels, aus dunklen Wolken heraustretend, geleuchtet habe. so daß sich aller Anwesenden das Gefühl eines himmlischen Trostes bemächtigte.

Die ersten literarischen Zeugnisse über die Nehrung begegnen uns zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Rhesas Gedichtssammlung „Prutena“ erschien 1809, E. T. A. Hoffmanns Novelle „Das Majorat“ etwa um 1816. Sie beziehen sich jedoch auf die Zeit vor der Jahrhundertwende.

Wenn wir den Stoff betrachten, der die Dichter zur Darstellung gereizt hat, so darf man in großen Zügen von zwei Wellen sprechen, denen ein Vorstadium vorausging. Dieses Vorstadium, wenn wir es so nennen dürfen, erregte sich an den Besonderheiten der Nehrung und fesselte durch die Darstellung der besonderen, sonst nirgends anzutreffenden landschaftlichen Eigenheiten. Die Wanderdünen, die Dörfer und Friedhöfe verschütteten, der Tribsand, die einsamen, an Afrika erinnernden Sandwüsten, der sagenhafte Elch, seltsame Luftspiegelungen, dazu die mächtigen Wasserlandschaften des Meeres und des Haffes mit ihren Gefahren: man sieht, es gab hier erregende und seltsame Dinge genug, die geradezu nach einer Gestaltung riefen.

Das Charakteristikum dieses Vorstadiums ist eine recht, realistische Darstellung dessen, was die Nehrung an sensationellen und bis dahin noch völlig unbekanntem Erlebnissen zu bieten vermochte. Ein natürliches Moment der Spannung, das immer zur Literatur gehört, brauchte hier nicht konstruiert zu werden, sondern bot sich in reicher Fülle dem Schreibenden an. Diese Fülle machte es, daß man sich im allgemeinen auch an einem rein äußerlichen Beschreiben genug sein ließ. Gewiß spielen bei E. T. A. Hoffmann dunkle Töne des Romantischen hinein, des Dämonischen, aber seine Art des Sehens ist so reich an Sachlichem und Wirklichem, besonders auch in stilistischer Beziehung, daß sein exakt epischer Stil grundlegende Elemente des viel später einsetzenden Naturalismus in der Dichtung vorweggenommen hat.

Die ersten Nehrungsdichter beschreiben zwar genau, sehen aber im wandernden Sand und im Urateme der Elemente noch nicht die später so fruchtbar werdende Beziehung zur Ruhelosigkeit der menschlichen Seele. Sie ruhen zu gefestigt in einer noch nirgends fragwürdig und brüchig gewordenen christlich-bürgerlichen Kultur. Die Landschaft empfanden sie eher als grausig und erschreckend. Noch war das Baden im Meer ungewöhnlich. Alle Weite, alle Einsamkeit rief nur einen Wunsch hervor: zurück in die behütete Atmosphäre der Häuser! Es war ein Wagnis, eine Entdeckungsfahrt, fast eine Heldentat, sich in jenen Zeiten dem seltsamen Eiland zu nähern oder gar hinzugeben, und noch zur Zeit des Vogelprofessors Thienemann wurde, wie er selbst launig beschreibt, dieses fahle, kalte und völlig unkultivierte Weltabseits nur mit Unlust und Mißmut betreten. Eine Ausnahme machte der geniale Wilhelm von Humboldt, der schon 1809 schrieb:

„Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich ebenso gut wie Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll.“

Dieser Ausspruch ist nicht nur bemerkenswert wegen seiner Zukunftsträchtigkeit, sondern gibt auch psychologisch die richtige und hochmoderne Erkenntnis, daß die menschliche Seele sich von guten und wunderbaren Bildern nährt und aufbaut, wie sie denn auch von niedrigen und zersetzenden Bildern zerstört werden kann.

Wenn hier von einem Vorstadium und zwei Wellen gesprochen wird, so darf das nicht unbedingt als ein chronologisches Gesetz aufgefaßt werden. Es gab noch um 1920 Schriftsteller, die sich am äußeren Darstellen der Nehrungseigenheiten genügen ließen, und die mehr oder weniger kunstvoll eine kleine Handlung in dieses sensationelle, bis dahin jedoch schon allgemein bekannte Geschehen hineinbauten. Es ist das nicht nur eine Frage des historischen Ablaufes, sondern auch der dichterischen Substanz, der Konstitution, ja, der Mode. Im allgemeinen darf man jedoch diese Einteilung, die nur einer Ueberwältigung des immerhin recht umfangreichen Stoffes dienen soll, als entwicklungsmäßigen Ablauf betrachten.

Die erste Welle dichterischen Schaffens über die Nehrung entzündete sich an dem ungeheuren Vorgang des wandernden Sandes und der verschütteten Dörfer und Friedhöfe. Das

der Zerstörung friedlichen Lebens hin. Was sind daneben schon der Elch oder der Bernstein, wo es um Tod und Leben geht, um Armut und Heimatlosigkeit! Man gibt nicht mehr eine photographisch treue und einprägsame Beschreibung, sondern steht erschüttert vor den Tatsachen, die Meer, Sand und Sturm schufen. Man spürt, um einen modernen existenzialistischen Ausdruck zu gebrauchen, die Hilflosigkeit und Geworfenheit des Menschen, die Wandelbarkeit alles Bestehenden, das Zittern des Bodens unter den Füßen. Das Dorf, in dem Generationen wohnten und glücklich waren, wird lebendig begraben. Die Kirche besteht nicht mehr. Der Friedhof selbst, diese letzte Stätte der Geborgenheit und Erinnerung, wird erbarmungslos zugedeckt und hinterläßt ein paar windschiefe Kreuze und dann nichts mehr als Totenschädel, die man mit dem Spazierstock spielerisch ausbuddeln kann.

Es ist klar, daß diese Vorgänge einen ungeheuren Eindruck auf die Zeitgenossen gemacht haben müssen, besonders auf die selbst davon Betroffenen. Wir wollen den Gesamtkomplex dieser Dichtung als Verschüttungspoese bezeichnen. Sie stellt die ungeheuren Vorgänge mit tief aufgewühltem Herzen dar, klagt und klagt an, malt die goldenen Bilder des Vorher und die trostlosen des Jetzt und Heute, weint um die Vergänglichkeit alles Irdischen, droht und flucht den Elementen, flieht in ein noch unversehrtes Hier oder gibt sich im Schmerz der tröstenden Hoffnung auf ein unversehrbares Jenseits hin. Wehmut und Melancholie, aufbegehrender Trotz und letztlich Flucht und Resignation sind die Grundzüge dieser Dichtung, wenigstens in der älteren Form.



Unter diesen Sandhügeln soll Carwaiten verschüttet sein

Für diejenigen Leser, denen das Geschehen fremd ist, sei gesagt, daß die alten Nehrungswälder im Siebenjährigen Krieg von den Russen abgeholzt wurden und daß dadurch, von niemand vorausgesehen, die Dünen am Meer im Westwind quer über die Nehrung zu wandern begannen, um die am Haff liegenden Dörfer, soweit sie nicht durch alte Urwaldbestände geschützt waren, zu verschütten. Die Vorgänge spielten sich in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts ab.

Der erste Dichter, der sich mit dem Verschütten der Nehrungsdörfer befaßt, ist **Ludwig Rhesa**, Professor in Königsberg. Da er selbst auf der Nehrung geboren wurde und sein eigenes Heimatdörfchen Carwaiten versandete, so können wir gar keinen besseren Kronzeugen für die Geschehnisse haben. Er schreibt schon 1799 darüber. Wir beziehen uns hier auf einige Gedichte aus seiner Sammlung „Prutena“ und insbesondere auf das ziemlich bekannte Gedicht

„Weil, o Wanderer, hier und schau die Hand der Zerstörung.“

Es gibt eine recht genaue Darstellung des Vorganges :

„ Neben dem Wald im Dunkel und Graun vieljähriger Eichen
Stand die Kirche des Dorfes, geziert nach älterem Volksbrauch,
Rings um Grabeshügeln umdrängt der friedlichen Toten.
Sieh, dort ragt eine Spitze hervor, gerötet vom Spätlicht.
Hier versank die Kapelle.
Doch rettete man die Geräte
Und den heiligen Altar.
Die frommen Bewohner des Eilands
flohn zu anderen Dörfern mit den armseligen Resten,
die sie dem Sand entzogen, zu bauen dort ihre Hütten.
Traurig erzählt der Sohn dem Enkel, was hier geschehen,

Und den heiligen Altar.
 Die frommen Bewohner des Eilands
 flohn zu anderen Dörfern mit den armseligen Resten,
 die sie dem Sand entzogen, zu bauen dort ihre Hütten.
 T raurig erzählt der Sohn dem Enkel, was hier geschehen,
 weist die Stätte ihm noch, wo seine Väter gewandelt,
 Tief versank ihr Gebein, und droben grünet kein Frühling."

Und dann folgt nach dieser plastischen Darstellung die Klage, daß keine Nachtigall mehr singe und kein Täubchen, daß keine Herde hier zur Quelle ziehe und kein Weib mehr den liebenden Gatten erwarte, wenn er von wogender See heimkehre.

Das Gedicht schließt mit der Versicherung, daß er, der Dichter, immer diesen traurigen Ort lieben und jeden Baum, der schwand, in die Seele tragen werde.

In „Carwietas Gräber“ fragt er, wo die Lieder und Tänze der Hirten geblieben wären?
 „Ach, tief im Hause, eng und kühl-
 Verstummte Lust und Saitenspiel.“

Das Grab im Sande! Diese Stelle erinnert an Agnes Miegel „Frauen von Nidden“:
 „Und die Düne kam und deckte sie zu“.

Mit dieser hervorragenden Ballade ist die Verschüttungspoese der Nehrung in die allgemeine Literatur eingegangen, während die Dichtung Rhesas, wenn er auch in Preußen, Litauen und Kurland bekannt genug geworden war, doch mehr provinziellen Charakter trägt.

Von **Rhesa** beeinflusst, schrieb Oberfischmeister **Beerbohm** das Gedicht:
 „Der letzte Baum von Carwaiten.“

„Verhallt sind Glockenton und Lieder,
 die See braust fern, die scheue Möwe klagt,
 was war, ist hin, und nimmer kehrt es wieder,
 selbst die Erinnerung hüllet sich in Nacht.“

Es kann nicht Aufgabe dieser kurzen Darstellung sein, die einzelnen Werke inhaltlich dem Leser vor Augen zu führen. Jedenfalls zog sich die von Rhesa heraufgeführte Verschüttungspoese durch eine Reihe von Novellen und Romanen bis in unsere Zeit. Alle diese Dichter versuchten dem elementaren Aufbruch der Sandfluten ein literarisches Gesicht zu geben, und es ist vielen in hohem Maße gelungen. Wir denken an **Agnes Miegel, Hermann Sudermann, Ernst Wiechert, Alfred Brust, Wolfgang Heinrich Seidel**, Dichter von europäischem Rang. Dann auch an gut gestaltete Arbeiten von **Georg Buchholtz, Alfred Karrasch, Karl Friedrich Boree, Rudolf Naujok**. Weniger bekannt sind **Sabine Volkmar, Eva Becker, Carl Bulcke, Hanns Müller**, aber ihr Beitrag gerade zur Nehrungsliteratur ist, aus der heimatlichen Perspektive gesehen, beachtlich genug..

Natürlich spielen In den Werken der "genannten Dichter neben den Versandungsvorgängen auch alle anderen Nehrungsmerkwürdigkeiten eine Rolle, die Elche, Reiher, Wasservogel, Haff und Meer, die Tote Düne, die verträumten Heiden und Schilfbuchten, die Moore und Suhlen, die flachen Haffkähne mit dem bunten Wimpel, das karge Leben der Fischer, die Badegäste, die Maler, die seltsame Pflanzenwelt und vieles andere. Ein Roman, wenn er sich voll und prall mit Leben gefüllt hat, bietet eben eine globale Welt, eine Widerspiegelung der Wirklichkeit, die, durch Herz und Hirn des Dichters getrieben, zu einem Kosmos wird, der immer die besonderen Akzente und Konstitutionsmerkmale seines Schöpfers beibehält und zeigt.

Sudermann (Die drei Reiherfedern) und **Brust** (Der singende Fisch), ferner **Eva Becker** (Die Totendüne) haben sich im dramatischen Schaffen um eine Gestaltung bemüht, wodurch Naturvorgänge mehr als bei der beschreiben Epik symbolisiert und ins Mystische und Dämonische vorgetrieben werden. Das gilt besonders für **Alfred Brust**, diesem von hohem Ethos und explosiven. kaum noch formbaren inneren Gesichtern gequälten und zerstörten memeländischen Dichter, dessen Gedankenwelt noch lange nicht ausgeschöpft ist. Der Höhepunkt der sogenannten Verschüttungspoese wurde jedoch in der reinen Lyrik erreicht und zwar von **Walter Heymann** und **Fritz Kudnig**. Während die bisher genannten Dichter mit einem ihrer Werke auch auf der Nehrung erscheinen, sind diese beiden Lyriker Nehrungsdichter par

excellence, das heißt, völlig von dem Phänomen Nehrung innerlich erfüllt, an ihm geworden, gewachsen und gereift. Dieses gilt von Heymann noch mehr als von Kudnig.

Walter Heymann, ein sehr scheuer junger jüdischer Dichter, fiel im September 1914 bei Soissons. Das Schicksal hat ihm nur wenig Zeit zum Schaffen gegeben. Trotzdem ist sein Erscheinen ein Höhepunkt. Möglich, daß er, aus einem Volke stammend, das durch Wüsten wanderte, von vorn herein ein anderes Verhältnis zum Sande schlechthin hatte. Auch er klagt noch über das Vergängliche alles Irdischen wie Rhesas, und eine tiefe Melancholie ist das unverkennbare Attribut seines Wesens und Schaffens, aber er identifiziert sich mit dem Sand und macht damit eine Wendung vom Unterliegenden zum Ueberwältigenden. Er wird selbst zu etwas Elementarem, und ein deutlich spürbares Jauchzen ist gleichzeitig in seiner Schwermut. „Ich schneie hier und dort . . . ich bin ein Windesflug . . . ich streb' zum Himmel an . . . ich bin, was überrann . . . ich . . . ich . . . ich.“ Wer denn eigentlich? Der wehende, surrende, verschüttende Sand oder der Dichter? Wir können es nicht mehr unterscheiden. Das bürgerliche Leben seiner Zeit ist ihm fragwürdig geworden. Es zittert etwas von Kierkegaard und der Sehnsucht nach einem existenziellen Sein durch seine Verse. Deutlich wird eine ähnliche Katastrophenstimmung wie bei Kafka: „Ein Mensch, ein Dorf, eine Stadt, ein Land — so viel viel mehr verging und schwand!“ Ist das noch eine Bezugsetzung zur Zerstörung ein paar armseiliger Fischerdörfer — oder steht hier die Ahnung vor einer Endkatastrophe: seinem Soldatentod . . . dem ersten Weltkrieg der Flucht von Millionen aus Ostdeutschland . . . dem Atomzeitalter? Wir wissen es nicht, wir wissen nur, das ein Mehr dahinter steckt, wenn er prophetisch verkündet:

„All' eure Freude wird werden Leide, das bunte Kleide . . .
bald ist es ausgelöscht!

"Sand und Wind, längst ihrer Realität entkleidet, symbolisieren für ihn nur noch das Elementare, Unruhige, Fragwürdige des menschlichen Seins und der menschlichen Seele.

„Mein Buhle, du Wind, streichst mir das Haar,
weißt du, wo ich war? Wo keine Dinge sind!“

Wo keine Dinge sind, da ist noch Gott. Ihm begegnet er zögernd, aber nicht unsicher in einer archaischen Frömmigkeit:

„Sonntag heiligt. Jesus Christ
fischt heut Seelen fromm,
der du bei den Fischern bist,
wenn sie beten: komm!“

Etwas jünger als Heymann, aus germanischem Blut, durch Jugendwandern der Nehrung tief innerlich verbunden ist der andere Lyriker der Nehrung, **Fritz Kudnig**. Sein Gedichtband „Wunder am Meer“ erscheint nach dem zweiten Weltkrieg. Seine Seelenlage ist harmonischer, nicht so aufgerissen und offenbar bereit, die Katastrophe in einer intensiveren Hinwendung zur Natur zu überwinden. Nicht die Melancholie des Unterganges und der dunklen Ahnungen erscheint als der Hauptakkord seiner Lyrik, sondern ein Jauchzen um die Schönheit des Nehrungslandes und damit alles Seienden klingt stark und lebenswillig aus seinen Versen. Er sieht mit den berauschten Augen und Sinnen eines Malers: wie wenn ein Gott mit leuchtender Palette! Trunkene Augen . . . goldener Saum . . . lichtbrennend . . . Sonnenleuchten. Es ist etwas Männliches und sehr Frisches in seiner Sprache, wie der Morgenwind über dem blauen Haff. Ueberall entzündet sich seine schönheitstrunkene Seele, an jedem Dorf, an jedem Staketenzaun. Dazu kommt ein sehr sinnenfreudiges Moment, großräumig und sicher dargestellt, ein Rubens oder Corinth des Wortes: splitternackte Düne . . . lustfroher Leib . . . sehnsuchtsbrennende Arme . . . blutwild . . . die nackten, sehnsüchtigen, lockenden Lenden. Die Erotik der sommerlich schweigenden, heißen Dünenwelt, die Symbolisierung der weißen Düne mit einem weißen Riesenweib, daß der Sturm oder das Wasser heimholen wird. ein Gedanke oder vielmehr ein elementares Gefühl, das in der Landschaft liegt, und das auch bei anderen Dichtern immer wieder aufklingt, wird von Kudnig in Verse gebannt. Freilich, das Dunkle als notwendiger Gegensatz lauert in der Tiefe und im Hintergrund: grausam kaltes Lächeln . . . medusenhaftes Angesicht . . . unsagbar hoffnungslos, das sind Worte, die auch zur Dünenwelt gehören, 'das Dämonische an ihr, die Nachtseite ihres Sinnenfrohen Seins. Dann das erschütternde Bild der versandeten Friedhöfe:

„Armselige Kreuze. Der Sturmwind zerzt dran herum,
Windschief die meisten, eins fällt vielleicht morgen schon um.“

Und hinter der Schönheit des Seienden spürt der Dichter schon früh die Hand des Schöpfers. Wie bei Heymann auch bei ihm: Frömmigkeit, aus der Nehrungslandschaft herausgewachsen, Andacht, die davon weiß, daß auch die gelungensten dichterischen Aussagen nur Steine auf dem Wege sind. Der alternde Dichter **Fritz Kudnig** wurde und wird immer mehr zu „Gottes Saitenspiel“.

Nicht ganz möchte man Alfred Brust in der Nehrungslyrik übergehen, wenn er auch nur gelegentlich seine Stimme erhebt. Aber es ist eine Stimme. Wer könnte sie vergessen?

„Uebern Moore schwebt ein Licht,
sieh es nicht, sieh es nicht!“

Oder der Sturmsänger:

„Menschenbrüder im Halbschlaf hören und murmeln spät:
Hörst du den Nachtsturm röhren?
Der Sturmsänger geht!“

Oder von den gepeitschten Vogelscharen der Nehrung, die unter den Wolken treiben:

„Ein stolzer Schwan nur schlägt sich stolz und hart — einsam südwärts vorbei!“

Er selbst dieser Schwan, der stolz und einsam, ohne literarische Konzession zu machen, sich an uns vorbeischlug — in den Hungertod!

Mit diesen Lyrikern, die zweifellos als Höhepunkt der Nehrungsdichtung empfunden werden müssen, und die deshalb eine etwas ausführlichere Darstellung rechtfertigen, sind wir schon weitgehend in das letzte Stadium der Nehrungsdichtung eingedrungen. Wir sprachen von der Verschüttungspoese und kommen nun abschließend zur modernen Landschaftspoese. Die Uebergänge sind fließend wie bei allem Lebendigen. Viele der schon genannten Dichter gehören mit bestimmten Seiten ihres Schaffens hier schon hinein, besonders die beiden genannten Lyriker, aber auch Agnes Miegel, Hermann Sudermann, Alfred Brust und die uns bekannten Nehrungsschriftsteller der zwanziger und dreißiger Jahre.

Um die Jahrhundertwende, als Worpswede in Westdeutschland ein Begriff wurde, entdeckten die Maler die Kurische Nehrung, und die Dichter folgten ihnen. Eine neue Sicht bereitete sich vor und kam nach dem ersten Weltkrieg zum Durchbruch. Die großen Städte mit ihrer Asphaltkultur, die Maschinenwelt, die Massen mit neuartigen Reaktionen, die Hast des modernen Lebens, der technische Fortschritt, der Marxismus, die materialistische Lebenseinstellung, die religiöse Apathie, die Neurotisierung der menschlichen Seele, die Unfruchtbarkeit der Künste, das Fehlen eines ethisch wertvollen Leitbildes und vieles' andere zersetzten die bürgerliche Gemeinschaft schon vor dem ersten Weltkrieg. Der Krieg selbst, Inflation, Bürgerkrieg rissen dem Menschen die letzte Maske vom Gesicht.

Wo gab es einen Halt, eine Rettung? Es gab leider nicht einen, sondern mehrere Halte, und dazu gehörte die Landschaft schlechthin. Aber nicht mehr die liebliche Schäferlandschaft des achtzehnten Jahrhunderts, auch nicht das ruhevolle Biedermeier, auch nicht mehr die Plüschgarnituren der Makartzeit, das alles war sinnwidrig und fragwürdig geworden.

In dieser Situation stieg die Kurische Nehrung mit ihrer einsamen und abseitigen Landschaft zum bevorzugten Typ empor. Sie wurde modern. Sie war nicht lieblich, sondern herb. Meer, Sand, Luft, Wasser, Wald, Sturm — große, einfache, natürliche Gegebenheiten, sie sprachen an. Das Elementare, das Primitive, das Existenzielle wurde als heilsam empfunden. Nicht mehr denken. Nur ruhen. Das Meer rauschen hören. Den Wind an der nackten Haut spüren. Einsamkeit. Nur keinen Menschen. Nur sehen, wie die Natur in großen Schritten dahinzog. Die Fischer, die Fischerfrauen, die Tiere, die Elche zum Beispiel, die einfachen Berufe, das Fischen zum Beispiel, die einfache Kost: Fische, Brot, Gemüse Dann schlafen, unkompliziert sein, sich treiben lassen, entspannen.

Das war ungefähr das Bild. Die Kurische Nehrung besaß die Landschaftselemente, die der von allerlei Zivilisationsschäden angefressenen menschlichen Seele heilende Impulse zuführen konnten. Sie wurde dann zur großen Ferien und Heillandschaft. Aus ganz wenigen Bestandteilen, nämlich aus Sand und Meer, Sonne und Mond war in wenigen Jahren ein Naturwunder geworden.

Und so beschrieb die moderne Dichtung die Nehrung nicht mehr als grausig und einsam, als öde und langweilig, sondern fand zu ihr in immer neuen, gestakenden Versuchen. Das ganze Nehrungsleben wurde künstlerische, malerische und dichterische Grundsubstanz. Endlos ließ sich hier schöpfen, nicht immer ganz große Literatur — das wollten viele auch gar nicht mehr — sondern eben nur, soweit es Freude machte, soweit die Kraft reichte.

Es gab natürlich eine sogenannte „Auch-Nehrungsliteratur“, wo Schriftsteller nach einem kurzen Sommer Aufenthalt als „Nehrungskenner“ in das Reich zurückkehrten. Es lohnt sich nicht, darauf einzugehen. Das Wertvolle überwog bei weitem. Nicht immer blieb ein kurzer Sommertraum

an der Nehrungsküste ohne Frucht. Es gab Feuilletons in deutschen Zeitungen, die heute, nach zwanzig Jahren, noch deutlich wirksam sind. Konrad Heiden „Sand und Elche“ in der Frankfurter Ztg. vom 23. August 1930. **Hans Reisiger**: Nidden. **Victor Jungfer**: Spätsommer in Nidden. **Ewald Swars**: Reise nach Memel. Es kamen viele hin, die nur scheue Gäste waren. Thomas Mann lebte in Nidden. Schon der Stab seiner Freunde besaß literarisches Fluidum genug, um den ganzen deutschen Blätterwald aufzusuchen zu lassen.

Mit zur Literatur gehören die Tierbücher. Die Stimme des Vogelprofessors Johannes Thienemann wird unvergeßlich bleiben. Von Elchen, Störchen, Krähen und anderem Getier der Nehrung. Dann das Elchbuch von **Martin Kakies**, das in einzelnen Kapiteln reine, lautere Landschaftsdichtung enthält. Kakies ist nicht ein Besucher, sondern wie **Ludwig Rhesa** ein Kind der Nehrung.

Schon zeitig wurden auch Versuche zur literarischen Sichtung des Vorhandenen gemacht. **Harry Schumann** schrieb 1915 einen größeren Aufsatz: „Die Kurische Nehrung und ihre dichterische Bezwungung.“ In **Rudolf Naujok** „Das Memelland und seine Dichtung“ ist das Hauptkapitel der Nehrungsdichtung gewidmet. Es erschien Weihnachten 1935. Dieser Darstellung bleibt bis heute nicht viel hinzuzufügen. Krieg und Zusammenbruch haben einen gewaltigen und blutigen Strich unter das Kapitel Nehrungsdichtung gesetzt. **Erich Karschies** hat zwar nicht direkt von der Nehrung gesprochen, aber er gehört seinem ganzen Wesen als Heimatdichter hier hin. Bei seinem Liede „Kiefernwälder rauschen über Haff und Meer“ stellen wir uns auch die Nehrung vor. - **Charlotte Keyser** läßt einige Kapitel ihres bekannten Romanes „Und immer neue Tage“ auch auf der Nehrung spielen, es ist ein familiengeschichtliches Thema um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts, aus dem die gesamte Landschaft um Haff und Nehrung plastisch vor uns ersteht. Dann ist nach dem zweiten Weltkrieg erschienen Markus **Joachim Tidick** „Der silberne Wimpel“, wo der Autor männlich, frisch und mit großer Sachkenntnis vom Leben auf der Nehrung, insbesondere vom Fischen und Segeln, erzählt. Die sportliche Note steht hier im Mittelpunkt, ein Thema, das in dem Lande des Eissegelns, der Bernsteinfischerei, der Fischerregatten nur natürlich ist, aber außer bei Tidick und in einigen Feuilletons von **Heinrich A. Kurschat** kaum angeschlagen wurde. Als letzterschienenenes Nehrungsbuch ist „Der Herr der Düne“ von **Rudolf Naujok** zu nennen, dessen Thematik auf die Verschüttungspoese zurückgreift, aber nicht, um in Klage und Wehmut zu versinken, sondern um den Kampf mit den wandernden Dünen aufzunehmen. Die Lebensarbeit **E'phas**, des Ueberwinders des Flugsandes und des Retters der letzten Nehrungsdörfer, hat hier in Form eines Jugend- und Volksbuches bewahrende und ein Vorbild setzende Deutung gefunden. Die Nehrung taucht als Ganzes mit dem leichten Akzent des nun verlorenen heimatlichen Paradieses noch einmal vor uns auf.

Wenn **Ludwig Rhesa** bei aller Klage noch sprechen konnte: „Hier steh ich auf dem öden Hügel und wein' auf meiner Väter Sand“ — wir können es nicht mehr. Ein Sturm der Geschichte ist über uns hinweggebraust und hat ganz Ostdeutschland verschüttet und seine Menschen getötet und vertrieben. Um so bedeutender sind uns die Zeugnisse der Nehrungsdichtung geworden, denn — wie Walter Heymann sagt — vergänglich und heilig sind Gestalt und Erinnerung.

Ludwig Rhesa: „Das versunkene Dorf“.

Weil', o Wanderer, hier und schaue die Hand der Zerstörung!
Wenig Jahre zuvor sah man hier blühende Gärten,
Und ein friedlich Dorf mit selgen Wohnern und Hütten
Lief vom Wald herab bis zu des Meeres Gestade.
Aber anjetzt, was siehst du? Nur bloßen Boden und Sand. Wo
Ist das friedliche Dorf, wo sind die blühenden Gärten?
Ach, dem Aug' entfällt hier eine Thräne der Wehmut.
Siehst du dort die Ficht' und eine ärmliche Hütte
Vor dem Fall gestützt, mit grauem Moose bewachsen?
Dies nur ist der traurige Rest von allem geblieben.
Hinter dem Wald empor hob steil ein Berg sich mit Flugsand,
Der die Tannenwipfel und weit die Flut überschaute.
Stürmend trugen die Wind' am Hang und Gipfel den Sand ab
Und bedeckten den Wald, des armen Dörfchens Umschattung.
Ach, kein sperrender Damm hielt jetzt den Vortritt des Berges,
Und allmählich verschlang er Teich' und Gärten und Häuser!
Neben dem Wald, im Dunkel und Graun vieljähriger Eichen,
Stand die Kirche des Dorfs, geziert nach älterem Volksbrauch,
Rings von Grabeshügeln umdrängt der friedlichen Toten.
Sieh, dort ragt eine Spitz' hervor, gerötet vom Spätlicht!
Hier versank die Kapelle. Doch rettete man die Geräte
Und den heil'gen Altar. Die frommen Bewohner des Eilands
Flohn zu anderen Dörfern mit den armseligen Resten,
Die sie dem Berg entzogen, zu bauen dort ihre Hütten.
Traurig erzählt der Sohn dem Enkel, was hier geschehen,
Weist die Stätt' ihm noch, wo seine Väter gewandelt.
Tief versank ihr Gebein und droben grünet kein Frühling.
Hier ertönt nicht mehr im Busch der Nachtigall Mailied,
Keine Herde kommt voll Durst zum kühlenden Quell her,
Und kein Täubchen wohnt im Zweig der geselligen Linde.
Hier umarmt das Weib nicht mehr den liebenden Gatten,
Keiner Kinder Schar ersehnt am Ufer den Vater,
Wenn er von wogender See keimkehrt mit flatterndem Wimpel. — —
Wer wird deine Spur auch nach Jahrhunderten kennen,
Blühend Vaterland, wo meine Lieder erklangen?
Doch du trauriger Ort hier, immer werd' ich dich lieben,
Jeglichen Baum, der schwand, in meiner Seele noch tragen!
Denn hier war's, hier ging auch ich als schuldloser Knabe
Zwischen Garten und Teich, an Hand von Vater und Mutter,
Und hier ruhen sie, die mich wohl lieben noch jenseits.

In diesem Gedicht hat Rhesa schon einmal erfüllt, was Passarge wünscht: ein Dichter möge sich einmal in der ergreifenden Darstellung eines untergehenden Nehrungsdorfes versuchen.